12

Landes-
bibliothek
Coburg

D. IV. 12

5379ª
β'

25

B
Cob

C. Hampe i.   S: Ite Erzähl: S. 7.   Bollinger sc.

Die Gespenster

Kurze Erzählungen
aus dem
Reiche der Wahrheit
von
Sam. Chr. Wagener.

S. 2te Erzähl. S. 12.

Zweyter Theil

Berlin,
bey Friedrich Maurer 1798.

Landes-
bibliothek
Coburg

Vorrede.

1) für Kunstrichter, und
2) für drey anonyme Briefsteller.

Ueber den Zweck dieser Schrift, die fortgesetzt werden, und wovon alljährlich zu Ostern ein Theil erscheinen wird, hab' ich mich bereits in der Vorrede des ersten Theils hinlänglich erklärt. Auch der Plan, nach welchem die Auswahl der Erzählungen geschieht, bleibt der dort angegebene. In Beziehung auf denselben stehen, zu meiner Rechtfertigung, unter der Ueberschrift jeder Erzählung, eingeklammerte Zahlen und Buchstaben.

Sowohl einige Privaturtheile, als auch die bisher erschienenen, öffentlichen Critiken

über diese Schrift, geben mir die angenehme Versicherung: „daß der Weg, welchen ich ge„wählet habe, um die noch immer nicht allge„mein gehuldigte Sache des gesunden Menschen„verstandes zu verfechten, unstreitig der richtige „sey, weil diejenigen, welche funfzig ihnen vor„hin unerklärliche Fälle erklärt fänden, bey „dem einundfunfzigsten sich wohl hüten, oder „wenigstens Anstand nehmen würden, für das „vermeinte Uebernatürliche zu entscheiden." — „In Hinsicht auf dieses Urtheil habe ich mich in einem noch höhern Grade der Kürze beflissen, so daß die Zahl der Erzählungen dieses zweyten Theils um ein Drittel vermehret worden ist. Auch enthält dieser Theil verhältnißmäßig mehr handschriftliche, nie gedruckte Thatsachen, als der erste.

Die Glaubwürdigkeit meiner Gewehrsmänner ist erprüft, und wenn ich die Scene der einunddreißigsten Erzählung des ersten Bandes irrigerweise nach Wien hinverlegte, so bitte ich wegen dieses Gedächtnißfehlers, für welchen ich allein verantwortlich bin, meine Leser recht sehr um Verzeihung.

Gedankt sey es den kritischen Instituten, welche, meinem laut geäußerten Wunsche gemäß, den ersten Theil der Gespenster bald gewürdiget, und dadurch zum frühern Bekanntwerden dieses Buchs das Ihrige beygetragen haben. Ihr belehrender Tadel, den ich schon benützt habe, war mir so willkommen, als schmeichelhaft das mir zu Theil gewordene, ermunternde Lob für mich ist. Ich wiederhole jetzt die Bitte um baldige kritische Anzeige dieses zweyten Theils. Zugleich dient ihnen zur Nachricht, daß von dem ersten bereits eine hier und da verbesserte und berichtigte Auflage erschienen ist.

Uebrigens sey es mir erlaubt, hier noch ein Paar Worte zu einigen Obscuranten ferner Gegenden zu reden. Sie haben mir — dem Sammler und Herausgeber der Gespenster — wegen Unglaubens an übernatürlichen Geisterwirkungen, in anonymen und unfreyen Briefen, die unverdientesten Grobheiten geschrieben. Allein, wie übertriebenes Lob strengen Tadel gleichet: so finde ich mich geehrt, wenn

Finsterlinge es tadeln, daß ich mich für die gute Sache des gesunden Menschenverstandes erklärt habe.

Allerdings ist es meine Absicht, dem zwar schwankenden, aber noch immer nicht zusammengestürzten Gebäude des Wunderglaubens, Einen seiner längst morschen Hauptpfeiler, wo möglich, ganz zu entreißen. Und das nennt denn der Eine von den lichtscheuen Anonymen (dessen Brief aus Augsburg datirt war) „im Sinne der Aufklärerklicke, „die ohnehin schon so große Summe des Un„glaubens vermehren helfen, und mit se„henden Augen blind seyn, gegen die ur„sprüngliche Quelle jenes heillosen Umkehrens „der Dinge, welches, vom Lande der Ver„brecher aus, mit der Allgewalt einer unwi„derstehlichen und Alles verderbenden Fluth „über Deutschland herströme" — u. s. w.

Wenn anders ich diesen tönenden Bombast recht verstehe: so will man wohl gar damit sagen, der Unglaube in Hinsicht auf die angeblich

von Wesen höherer Natur bewirkten Wunder, fördere das Republicanisiren der Neufranken? — ? — ? Um des Himmels Willen! was will man da meinen Gespenstern in die Schuhe schieben! — So sind ja am Ende doch wohl noch die Schriftsteller an den Verwüstungen schuld, welche das letzte große Erdbeben in Calabrien veranlaßte? — !

Aber im Ernste, ist irgendwo eine Revolution nöthig, so ist es in den Köpfen Derer, welche jetzt bey allen Gelegenheiten, durch läppische Folgerungen und Beschuldigungen, sich selbst allein entehren.

Ein zweyter anonymer Briefsteller schreibt mir unter andern mit Worten eines bekannten Schwärmers in der Schweiz: „Wenn nicht „aller historischer Glaube an die Geschichte aller „Nationen von Grund aus untergraben, und „die weisesten und verehrungswürdigsten Histo„riker und Philosophen der Vorzeit zu Narren „und Betrügern gemacht werden sollen; wenn „nicht Alles, was die h. Schriften ganz aus-

„drücklich, und oft umständlich von Zauberey, „Wahrsagerey, Mitwirkung der Dämonen u. s. „w. sagen *), unstatthaft seyn, und zu den Dich= „tungen gehören soll: so kann man dasjenige, „was unsere physischen Kenntnisse übertrifft, „nicht in's Reich der Träume verweisen. Tau= „send gespielte Betrügereyen widerlegen nicht „eine einzige wahrhafte, beurkundete, nach allen „Regeln der Glaubwürdigkeit bewiesene, oder „erweisliche Geschichte; so wie tausend falsche „Louisd'or auch nicht Einen wahren vernich= „ten. Das rohe Absprechen aller Wahrheit in „dergleichen seltsamen Dingen, das harte Er= „klären alles desjenigen für Betrug, was viel=

*) Der Briefsteller scheint in der Schriftauslegung um ein halbes Jahrhundert zurück zu seyn, und noch nicht zu wissen, was jeder Schulknabe der Herzogl. Braunschweig. Lande weiß, wo man, nach der 2ten Auflage der Helmuthischen Volksnaturlehre zur Dämpfung des Aberglaubens (S. 18.), in Absicht des durch die h. Schriften scheinbar unterstützten Gespenster= und Zauberwahns, vortrefflich unterrichtet wird.

W.

„leicht einen höhern Blick in die Geisterwelt erfordert, finde ich sehr unvernünftig; und „Mancher mag durch eine Spalte im Reiche „der Unsterblichkeit Dinge sehen, welche der „gemeine Mensch nicht sieht.“ — u. s. w.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich zu dem großen Haufen jener gemeinen Menschen gehöre, denen von der gerühmten Spalte im Reiche der Unsterblichkeit leider noch nichts zu Gesichte gekommen ist.

Größere Aufmerksamkeit verdient ein dritter anonymer Briefsteller, dessen Schreiben, laut Postkarte, aus Pleß in Schlesien kam. Er sagt mir mit einer liebenswürdigen Offenherzigkeit gerade heraus: „es sey zwar eine gutmüthige Absicht, Vorurtheil und Aberglauben bekämpfen zu wollen; da aber an der Entwickelung meiner Gespenstererzählungen nur sehr „wenig gelegen, und der gemeine Mann nicht „gewohnt sey, zu folgern: so würde mein Zweck „auch nur sehr unvollkommen erreicht werden.“

Dieß meinen Gespenstern gestellte Prognosticon machte mich anfangs traurig, bis endlich die öffentlichen Beurtheilungen dieses Buchs mich völlig wieder beruhigten. Ich gestehe, daß keine Art von Recensentenlob mich inniger erfreuet, als dasjenige, welches in dem Nutzen begründet ist, den meine Erzählungen für eine gewisse Klasse von Lesern haben dürfte. — Da ich aus dem Bösen, welches mir die anonymen Herren wegen dieser Schrift gleichsam in's Gesicht sagen, kein Geheimniß mache: so wird es mir hoffentlich auch erlaubt seyn, ihnen zu zeigen, daß, und in wiefern nicht ein Jeder ihrer Meinung ist.

Die Theologischen Annalen (Jahrgang IX. Beyl. 13. Seite 193.) nennen die Gespenster „eine nützliche und unterhaltende „Schrift, die keineswegs mit den immer zahlreicher werdenden Alltagsbüchern unserer mo„dischen Lesegesellschaften zu vermengen sey; „eine Schrift, worin ein Wort zu seiner Zeit „geredet, und die mit Recht allen gutmüthigen „Schwärmern und Schwärmerinnen gewidmet

„werde, denen es mit dem Bekämpfen und Ab-
„legen beunruhigender Vorurtheile in Absicht des
„Geisterwesens ein Ernst ist."

In der N. Allg. D. Bibliothek (Bd. 34. Stk. 1. Seite 119.) heißt es in der Recension meiner Gespenstererzählungen unter andern: „Schon viele Volksschriften haben zur Absicht „gehabt, die Aufklärung unserer Zeit auch auf „die Bestreitung des Glaubens übernatürlicher „Wirkungen, und der, in den Herzen des grö- „ßesten Theils der Menschen noch immer unaus- „tilgbaren, Gespensterfurcht anzuwenden. Der „sicherste Weg aber, zu diesem Zwecke zu gelan- „gen, ist wohl der, daß man das Unstatthafte „und Grundlose dieses Geisterglaubens aus „Beyspielen einzelner Erfahrungen zeigt, „Spöttereyen, und allgemeine Beweise „der Unmöglichkeit, oder doch höchstens Unwahr- „scheinlichkeit vorgeblicher Spukereyen und Gei- „stererscheinungen wirken hier nichts, weil Je- „der, der von diesem Glauben angesteckt ist, sei- „ne eigene Erfahrung, oder die Autorität fremder „Beyspiele allen diesen Vernunftgründen entge-

„gensetzt. Weit wirksamer hingegen sind gesam-
„melte Beyspiele getäuschter Gespensterfurcht,
„oder solcher Spukereyen, deren natürliche Ursa-
„chen durch die Entschlossenheit derer, denen sie
„aufstießen, glücklich entdeckt worden sind; denn
„solche Exempel verfehlen — sofern der Leser die
„Richtigkeit seiner eigenen Erfahrungen nur erst
„bezweifelt — gewiß nie den Gedanken der Mög-
„lichkeit, daß auch Er getäuscht worden seyn
„könne. Sie werden den Entschluß der Herz-
„haftigkeit bey künftigen ähnlichen Vorfällen hin-
„terlassen, und überhaupt den durch die erste Er-
„ziehung angenommenen Glauben an das Wun-
„derbare erschüttern. Einzelne Beyspiele von
„dergleichen entwickelten Gespenstergeschichten
„entsinnen wir uns, schon in verschiedenen Bü-
„chern gelesen zu haben. Aber eine eigene Samm-
„lung solcher Erzählungen, und so gut geschrie-
„ben, wie die gegenwärtige ist, kennen wir nicht.
„Wir nahmen das Buch mit vielen Erwartun-
„gen in die Hände, und haben solche — befrie-
„diget gefunden. Es verdient wirklich
„zum allgemeinen Gebrauch empfoh-
„len zu werden, sonderlich Hausvä-

„tern, für die es das sicherste Mittel
„seyn wird, Kinder und Gesinde von
„der eingewurzelten Gespensterfurcht
„zu heilen. — — Der Verfasser erbittet sich
„beglaubigte Beyträge, und wir wünschen sehr,
„daß er keine Fehlbitte thue, und Gelegenheit
„habe, uns bald mit einem zweyten Theile zu
„erfreuen."

Die Allg. Litt. Zeitung (Nr. 22. Januar 1798) beginnet ihre kritische Anzeige der Gespenster, wie folget: „Um das Reich des
„Aberglaubens und der Vorurtheile zu unter-
„graben, entschloß sich der Verf., eine Reihe
„von großentheils unwidersprechlichen That-
„sachen, welche die verschiedenen Arten des Be-
„truges anschaulich machen, den uns bald un-
„sre eigenen Sinne und Einbildungen, bald ein
„Zufall oder böse Menschen zu eben der Zeit spie-
„len, wo wir einen starken Beweis von der Un-
„läugbarkeit übernatürlicher Geistererscheinungen
„in Händen zu haben glauben — aufzustellen;
„und der Anfang, den er mit Ausführung dieser
„Idee in dem vor uns liegenden ersten Theile

„macht, hat durch zweckmäßige Auswahl des „größesten Theils dieser Erzählungen, und durch „die glückliche Einkleidung derselben, die gerech„testen Ansprüche auf den Beyfall Aller, denen „jener Zweck in seiner Ehrwürdigkeit vorschwebt. „Nur wenige Erinnerungen bleiben übrig, die „uns werth scheinen, daß der Verf. bey der „Fortsetzung seiner Sammlung sie erwäge." u. s. w.

Ich habe diese Erinnerungen beherziget, und meine ganze Verantwortung bestehe darin, daß ich sie — für gegründet erkläre, und in Zukunft unnöthig mache. Nahmentlich sollen fernerhin nicht mehr „großentheils unwidersprechliche Thatsachen", sondern lauter verbürgte Geschichten aufgenommen werden. Fast glaub' ich, daß schon in diesem, jetzt unter der Presse befindlichen, zweyten Theile, der Anfang hiermit gemacht worden ist, ob mir gleich, bey Ausarbeitung desselben, die dankenswerthen Erinnerungen dieser Recension noch nicht zu statten kamen.

Uebrigens dank' ich dem anonymen Briefsteller Nr. 3, daß er mich hat aufmerksam machen wollen „auf die Gespenstergeschichten zu „Quaritz bey Gr. Glogau, und zu Czar„novans in Oberschlesien, und auf die mu„sikalische Spukereyen in seiner Nähe (also bey „Pleß), als welche, allgemein bekannt, bisher „schlechterdings nicht erklärt worden, und da„her ein Stück Arbeit zum Besten der getäusch„ten, oder nicht getäuschten Menschheit wären."

Allerdings sollen alle diese in Schlesien so laut bewunderten, und so allgemein angestaunten Ereignisse, desgleichen die Berlinisch-Tegelsche, die sehr merkwürdige Hannöverisch-Buschensche, und andere Spukereyen, die nicht weniger Aufsehen gemacht haben, und zum Theil noch machen, in dem folgenden Theile beleuchtet werden. Aber die Winke des Anonymus Nr. 3, der ein denkender Wahrheitsfreund zu seyn scheint, würden mir noch willkommner seyn, wenn letzterer gelegentlich die Güte hätte, den mir bis jetzt noch nicht vollständig bekannten

ganzen Verlauf der Sache, mit seinen freyen Bemerkungen und glaubhaften Vermuthungen darüber, zu Papiere zu bringen, und diesen höchstschätzbaren Beytrag zur Geschichte der Betrügereyen mir gefälligst zukommen zu lassen.

Auch ein menschenfreundlicher Geschäftsmann von Ansehen und Gewicht zu Breslau, hat mir durch Hrn. Baron von H...l Hoffnung gemacht, mir einige gerichtliche Verhandlungen über Schlesische Gespenster gütigst mitzutheilen. Ueberhaupt rechne ich mit Zuverlässigkeit darauf, daß thätige Menschenfreunde den Zweck dieser Schrift, durch handschriftliche Beyträge, auch ferner gütig fördern helfen werden. So kann ich dann von den weniger schwierigen Aufschlüssen anscheinender Spukereyen, zu den verwickeltern und künstlicher verborgenen Betrugserscheinungen fortschreiten.

Schließend nur noch die Versicherung, daß ich diejenigen herzlich bemitleide, welche mich, um

dieses Buches willen, einen Ungläubigen, ein Glied der Aufklärerklicke", ja wohl gar einen „Religionsstürmer" gescholten haben, und ganz unerwarteterweise am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch, mich gerne verketzern möchten. Allerdings hoffe ich zur guten Sache der Menschheit, mittelst dieser Erzählungen der Schreckensherrschaft des Geisterreichs einigen Abbruch zu thun. Dennoch bin ich wahrlich kein Freund jener stürmisch zu Werke gehenden, übertriebenen und eben darum fälschlich sogenannten Aufklärung, welche von Anbeginn unbeschreiblich viel Unglück über die Menschheit gebracht hat. Aber ich liebe von ganzem Herzen jene vernünftige, der ächten Christusreligion durchaus gemäße, wahre Aufklärung, welche unter andern auch die knechtische Furcht vor Teufeleyen aller Art mindert, und dagegen das feste, kindliche Vertrauen auf den Alliebenden, welches Jesus zuerst in die Welt brachte, mittel- und unmittelbar in uns stärket und nähret. Gott segne den unverkennbar zu Tage liegenden Zweck meines Buchs an

den Herzen aller meiner Leser, und fördere ihre Freudigkeit und ihren Christenmuth in jedem bangen Augenblicke ihres Lebens! — Rathenow im Januar 1798.

Sam. Chr. Wagener.

Inhalt.

Inhalt
des zweyten Bandes der Gespenster.

Erste Erzählung.

Das spukende Pferd zu Haus=Himmelreich. Von Hrn. Maj. Freyhrn. v. Lentulus. Seite 1

Zweite Erzählung.

Das spukende Scheusal in Ketten zu Welschleben. Von Hrn. Pred. Lehmann. 11

Dritte Erzählung.

Ein sterbender Freund erscheint seinem abwesenden Freunde. Von Hrn. Geh. Rathe Ringleben. 18

Vierte Erzählung.

Ein Gespenst mit glühenden Augen kömmt zu Stechow durch den Schornstein zu einem Fräulein. Von Hrn. Pred. Hülsen. 28

Fünfte Erzählung.

Das nächtliche Wimmern zu Genthin. Von Hrn. Rittm. Gr. v. Götzen. 33

Sechste Erzählung.

Ein Sterbender rettet zu Mainz einem Verstorbenen das Leben. Von Geh. Exp. Secret. Hrn. Mercy. 41

Siebente Erzählung.

Nachtgeister morden die Kranken zu Tangermünde. Von Hrn. Insp. Schulze. 46

Achte Erzählung.

Der verstorbene Gr. von Walkenried spricht und handelt zu Paris, wie ein Lebender. 50

Neunte Erzählung.

Das übel bewillkommte und zur Ruhe verwiesene Gespenst. Von Hrn. Insp. Hanisch. S. 64

Zehnte Erzählung.

Das Gespenst, welches einem Officier die Betten unter dem Kopfe anfraß. Von Hrn. Einnehmer v. Baussen. : : 71

Eilfte Erzählung.

Von Todesahndungen und andern gefahrvollen Gespenstern der Einbildungskraft. Von Hrn. Prof. Hufeland. : : 78

Zwölfte Erzählung.

Eine höchst wunderbare, und dennoch natürliche Ahndung bey Potsdam. Von Hrn. Lilienfeld. : : : : 99

Dreizehnte Erzählung.

Eine innig geliebte Gattinn erscheint nach dem Tode dem tiefgebeugten Gatten. Von Hrn. Prof. Meißner. : : : 107

Vierzehnte Erzählung.

Der Rathenowsche Poltergeist. Von Hrn. Stollenberg. : : : 123

Funfzehnte Erzählung.

Anhang zur vorhergehenden Erzählung. 128

Sechzehnte Erzählung.

Erscheinung eines Himmelsgeistes; kein optischer Betrug. Von Hrn. Fischer. Mit einem Anhange der Hrn. Halle und Eckartshausen. 130

Siebzehnte Erzählung.

Ein Geist schlägt einem Gespensterläugner bey Magdeburg die Stirne wund. Von Hrn. Reichard. : : : 148

Achtzehnte Erzählung.

Die wunderbaren nächtlichen Pistolenschüsse. Von Hrn. Wickert. : : : 156

Neunzehnte Erzählung.
Das Zetergeschrey über Berlin im Jahre 1766. V. Hrn. Doct. Meyer. ; ; S. 161

Zwanzigste Erzählung.
Ein gehörnter Teufel geht einer Pr. Schildwache zu Leibe. Von Hrn. Büttner. ; 167

Einundzwanzigste Erzählung.
Das lichtscheue Nachtgespenst zu Quedlinburg. Von Hrn. Pred. Götze. ; 171

Zweyundzwanzigste Erzählung.
Jenaische Spukerey einer unbegreiflichen Naturkraft. Von Hrn. D. Karsten. ; 177

Dreyundzwanzigste Erzählung.
Ein Geist zu Tournay verriegelt sich im Zimmer, und ist unsichtbar beym Erbrechen der Thür. Vom Herausgeber. ; ; 192

Vierundzwanzigste Erzählung.
Geister, welche einen Bedienten an den Haaren in die Höhe hoben. Von Hrn. Rittm. Gr. v. Götzen. ; ; ; 200

Fünfundzwanzigste Erzählung.
Der klingelnde Berggeist bey Suhl. Von Hrn. Rath Becker. ; ; 207

Sechsundzwanzigste Erzählung.
Das Gespenst unter der Larve eines Cölnschen Visitators. Von H. C. Rendanten Hrn. Vahrenkampf. ; ; ; 212

Siebenundzwanzigste Erzählung.
Der blutdurstige Hausgeist zu Teltow. Von Madame S.. zu Berlin. ; 218

Achtundzwanzigste Erzählung.
Auskunft über das Spuken des Obersten von Briest zu Magdeburg. Von Oberacc. Rath Hrn. Klewitz, und Hrn. Procur. Holzmann. ; ; ; 223

Neunundzwanzigste Erzählung.
Der kaltanhauchende Geist zu Torgau. Von Hrn. M. Fritze. S. 235

Dreißigste Erzählung.
Das vielköpfige Gespenst zu Jena. Von Hrn. Pred. Delius. 239

Einunddreißigste Erzählung.
Die Gespensterfurcht macht zwey Freyburger höchst unglücklich. 242

Zweyunddreißigste Erzählung.
Der Schloßcastellan Runk reißt spukend Hrn. Köppen zu Berlin die Perücke vom Kopfe. Von Geh. Kr. Rathe, Hrn. Tismar. 245

Dreyunddreißigste Erzählung.
Der feurige Waldgeist bey Neuhaldensleben. Von Hrn. Maj. v. Winning. 249

Vierunddreißigste Erzählung.
Die Erscheinung des Großvaters zu Wien. Von Hrn. Prof. Meißner. 254

Fünfunddreißigste Erzählung.
Die spukende Jüdinn bey Frisak. Von Hrn. Rittm. v. Zieten. 260

Sechsunddreißigste Erzählung.
Hr. Amtmann Bree wird spukend in Zolchow und Hohengörne zugleich gesehen. Von Hrn. Syndicus Weiße. 264

Siebenunddreißigste Erzählung.
Generallieutenant von Pennavair exercirt zu Schönebeck einen Kobold, und eine Koboldine. Von Hrn. Burgemstr. Schartow. 269

Achtunddreißigste Erzählung.
Das unkörperliche, und doch sichtbare Gespenst zu Berlin. Von Hrn. Zollcontr. Liegeard. 275

Neununddreißigste Erzählung.
Die Erscheinung eines bey Heidelberg heim=

lich Beerdigten. Mit dem Aufschlusse des Hrn. Hofr. Suckow. : : S. 280

Vierzigste Erzählung.

Ein verstorbener Prediger erscheinet nach der Beerdigung wieder auf der Kanzel. Von Hrn. Doct. Anhalt. : : : 286

Einundvierzigste Erzählung.

Vom Wilden Jäger. Nachtrag zur 41sten Erzählung des 1sten Bandes. Von Hrn. Lieut. v. Heugel. : : : 295

Zweyundvierzigste Erzählung.

Das Gespenst, welches, wie höllisches Feuer brennend, sich seiner Haut wehret. Von Hrn Gen. Maj. v. Bismark. : : 301

Dreyundvierzigste Erzählung.

Der Teufel im Bleykeller zu Bremen. Von Hrn. Oberamtm. Otte. : : 305

Vierundvierzigste Erzählung.

Ein Poltergeist will zu Altenburg eine Wöchnerinn morden. Von Hrn. Frädrich zu Rathenow. : : : 309

Fünfundvierzigste Erzählung.

Das erschossene Gespenst zu Salmansweil. Von Hrn. Geh. Exp. Secr. Merzy. 317

Sechsundvierzigste Erzählung.

Das kattunene Gespenst zu Lauenburg. Von Hrn. Burghard. : : 320

Siebenundvierzigste Erzählung.

Die Feldgeister bey Rathenow. Von Hrn. Maj. von Flauß. : : 324

Achtundvierzigste Erzählung.

Zu Salzwedel entwindet sich eine Leiche ihrer Gruft. Von Hrn. Amtmann Hartmann. 331

Neunundvierzigste Erzählung.

Der Teufel verjagt aus einer Halberstädtischen Kirche die Diebe. Von Hrn. Conrect. Nachtigal. : : : 335

Funfzigste Erzählung.
Die unterirdische Erleuchtung einer Kirche zu Berlin. Von Hrn. Inspector Kannegießer. . . . . S. 339
Einundfunfzigste Erzählung.
Die weiße Erscheinung bey Potsdam. Von Feldjäger Hrn. Barsch. . . 344
Zweyundfunfzigste Erzählung.
Rousseau's Teufelsbeschwörung zu Charmettes. 349
Dreyundfunfzigste Erzählung.
Das unterirdische Seufzen auf dem Kirchhofe zu Rathenow. Von Hrn. Subrect. Todt. 352
Vierundfunfzigste Erzählung.
Die spukhafte Auferstehung von den Todten in England. Keine Rückkehr gebundener Lebenskraft. 355
Fünfundfunfzigste Erzählung.
Eine Unsichtbare klopft zu Jena an die Thür des Hrn. Hofr. und Prof. Hennings. 359
Sechsundfunfzigste Erzählung.
Das betende Gespenst am Kaminfeuer. 364
Siebenundfunfzigste Erzählung.
Beyträge zur Bestätigung der Volkssage: daß die Verstorbenen zuweilen spuken; aus Wien und aus Prinkenau. . . 374
Achtundfunfzigste Erzählung.
Der spukende Kettenhund im Stifte Annaberg. 380
Neunundfunfzigste Erzählung.
Das kleine süße Gespenst, welches die Diebe verrieth. 387
Sechzigste Erzählung.
Das furchtbare Tribunal unterirdischer Geister. Vom dänischen Obersten v. Bretiole. 390

Erste Erzählung.

Das spukende Pferd, welches zu Haus Himmelreich bey Pr. Minden einigen wachhabenden Pr. Carabiniers erschien. *)

(I. 3. A. und 4. A. Siehe das Schema in der Vorrede des ersten Theils.)

In der Regel pflegen zwar die Gespenster bey ihrem Sichtbarwerden, bald mehr bald weniger vollkommen, die Gestalt der Menschen nachzuäffen, doch soll es auch Ausnahmen von dieser Regel, und Fälle geben, wo sie es selbst nicht unter ihrer Würde hielten, als Thiere zu erscheinen. Ein redender Beweis von dem Letztern ist das spukende weiße Pferd, welches im Sommer 1797 der Schildwache vor dem Cantonirungsquartiere des Herrn Majors Baron von Lentulus, in zwey verschiedenen Nächten erschien. Diese Ge-

*) Nach der Erzählung des Königl. Preuß. Majors Herrn Baron von Lentulus, Leib-Carabinier-Regiments.

schichte ist um so merkwürdiger, je weniger ein etwaniger Gaukler hoffen konnte, daß er mit braven Preußischen Schnurrbärten, die in ihrer Berufspflicht unter dem Gewehre standen, seinen Scherz ungeahndet würde treiben dürfen. Doch zur Sache! „Vorläufig nur zwey Worte noch vom Spukschauplatze." Zugleich empfehl' ich einen aufmerksamen Hinblick auf das Titelkupfer.

Das Königl. Preuß. Amtshaus Himmelreich bey Pr. Minden war in den fehdesüchtigen Ritterzeiten der vorigen Jahrhunderte eine feste Burg. Noch jetzt würde es bey dem hohen Walle, der es umgiebt, und mittelst eines breiten, nassen Grabens, gegen den Anlauf feindlicher Streifparteyen eine Zeitlang sich halten können. Von dem niedergerissenen Theile des ältern Burgschlosses, so wie von den abgebrochenen Befestigungsthürmen, stehen, etwa zwanzig Fuß hoch, nur die steinernen Außenwände noch, an welchen die Bildhauerkunst in den allenthalben angebrachten Vorstellungen aus der Geschichte in halb erhabener Steinarbeit die unverkennbarsten Spuren ehemaliger Baupracht bis auf uns gebracht hat. Auswärts schmiegt an diese Wand der Burgwall sich an. Dieser, so wie das jetzige Schloß und die Wirthschafsgebäude, umschließen gänzlich den Hofraum, auf welchem

neuerlich ein schwarzer Nachtgeist, unter der Maske eines weißen Pferdes, sein Wesen trieb. Die von der alten Befestigung noch vorhandenen finstern Gewölbe und Gemächer, desgleichen die unterirdischen Kreuz- und Quergänge (deren Einige man, weil sie weit in das Gebieth der Unterwelt hinein, in die Irre hinführen, vermauert hat) sind ganz geeignet, von Nachtgeistern aller Art zum Gaukelplatze gewählt zu werden. — Kein Wunder daher, daß dieß irdische Himmelreich schon längst in dem Rufe stand, daß es unterirdisch darin umgehe.

Auch den Leib-Carabiniers, welche hier Schildwache standen, war dieser Ruf zu Ohren gekommen. Als entschlossene Soldaten, die über den Wahnglauben an spukhafte Erscheinungen hinweg zu seyn vermeinten, lächelten sie dieses Geschwätzes, oder ließen wenigstens die Wahrheit desselben unbekümmert dahin gestellt seyn. Allein dießmal ward ihnen der Glaube gleichsam in die Hand gegeben.

Es war eine der schönsten Sommernächte des Jahres 1797, in welcher ein Carabinier in der Mitternachtsstunde vor dem Eingange eines steinernen Thurms, dessen Windeltreppe zum Quartiere seines Schwadronchefs hinaufführt, unter

dem Gewehre stand. Dieser Thurm steht innerhalb des von Gebäuden, und hochbemauerten Burgwällen umgebenen Hofraums. Alles, was hier in's Himmelreich eingehen will, muß durch einen finstern gewölbten Gang, und neben dem Thurme vorbey. Unbemerkt von der Schildwache kann daher schlechterdings nichts auf den Hof, oder ins Haus kommen; um so weniger, da dieser einzige Hofaufgang nächtlich gesperrt wird.

Desto schrecklicher muß es daher anzuschauen gewesen seyn, wie einst mitten in der Gespensterstunde der Schildwache auf dem verschlossenen Hofe urplötzlich ein weißes Pferd erschien. Es gaffte sie mit funkelnden Augen und unverrückten Blickes verwegen an. Kein Ey gleicht unverkennbarer dem andern, wie das Schreckbild im Ganzen einem Schimmel glich. Aber schaudervoller noch waren dessen kleine Abweichungen von einem gewöhnlichen Pferde anzusehen. Denn am Kopfe und an den Hinterfüßen schien der Fürst der Hölle selbst in die Larve sich gehüllet zu haben. Hu! es war nicht anders, als ob hinter den schön gespitzten Pferdeohren ein Paar Bockshörner hervorguckten; an dem Hintertheile des Unthiers aber saßen gar — man denke! — Menschenfüße!

Anfangs wandelte der Schildwache ein Lüst-

chen an, den Nachtgeist einzufangen, und für gute Priese zu erklären, allein sobald sie zu bemerken glaubte, daß es oben und unten an dem Pferde nicht ganz richtig sey, that sie Verzicht auf die Beute, und dachte in ihrem Sinne: „Thust du mir nichts, so thu' auch ich dir nichts.“ —

Vielleicht von ähnlichen Grundsätzen beseelt, genügte sich das sonderbarste aller Gespenster damit, den Carabinier zu begaffen. Es schien, wie der Erfolg lehrte, seiner Erlösung, des Glockenschlages Eins, zu harren. Denn kaum war dieser vernommen, und noch tönte von dem mitternächtlichen Schlage der Nachhall — weg war der Schimmel! — Man sollte glauben, der Carabinier werde mit dem endlichen Verschwinden ungemein zufrieden gewesen seyn. In der That war er's auch; und doch überfiel ihn eigentlich erst jetzt recht ein unwillkührliches Schaudern. Je mehr er jetzt der Natur des heimgegangenen Nachtgeistes — nachdachte, um so borstiger sträubte sein Kopfhaar sich himmelanwärts. Mit Schmerzen harrete er nun auch seinerseits des ablösenden Kriegsgefährten. Dieser kam endlich, und froher wie dießmal war der Geängstigte noch nie von seinem Posten gegangen.

Am nächsten Morgen brachte der Herr Major

das bestandene Abentheuer der Nacht in Erfahrung. Er belächelte es, wollte es aber weiter keiner Aufmerksamkeit würdigen. Da indessen das Schimmelgeschwätz in kurzer Zeit, gleich einem fortgewälzten Schneeballe, anwuchs, und dem Gespensterglauben neue Nahrung geben zu wollen schien: so glaubte der Menschenfreund dieß hintertreiben zu müssen. Er ließ die Wache kommen, die den verschiedenfüßigen Geist gesehen haben wollte, vernahm deren Aussage, und äußerte seine Unzufriedenheit mit dem verrathenen gänzlichen Mangel an Untersuchungsgeiste. — „Das Natürlichste — bemerkte er sehr richtig — was du hättest thun sollen, wäre doch gewesen, zu untersuchen, ob du einen wirklichen Schimmel sähest, oder ob er, gleich manchem andern Kinde der Einbildungskraft, vielleicht nur in deinem Gehirne da war!"

Uebrigens gab er Befehl, daß der Erste, der den spukenden Schimmel wieder sehn würde, ihn durch seinen leicht abzurufenden Kammerdiener wecken lassen solle, weil er durch eigenes Anschauen von dem Grunde oder Ungrunde der Sache sich überzeugen wolle.

Es waren noch nicht acht Tage vergangen, so trat dieser Fall gegen Mitternacht wirklich ein. Der Schimmel stand wieder da, wie hingezaubert.

Das Glück oder Unglück, dem teuflischen Geiste das Garaus machen zu sollen, war dem Carabinier Genz vorbehalten. Er machte Lerm, und die Erweckten strömten aus allen Gemächern des Amtshauses herbey, oder steckten wenigstens neugierig die Köpfe zu den Treppenfenstern des Thurmes hinaus. Der Königl. Amtmann zu Himmelreich, Herr Otte, war keiner von den Letzten. Auch ihn plagte die Sehnsucht nach dem Anblicke des Wunderthieres. Er machte, wie alle Uebrigen, große Augen, als er wirklich erblickte, was Keiner von den Ungläubigen erwartet zu haben schien. Der Schimmel stand leibhaftig da, und Keiner von den Gegenwärtigen vermochte im Geringsten daran zu zweifeln. Ihnen blieb nichts übrig, als auszumitteln, von wannen dieser Schimmel gekommen seyn, und wohin er mit dem Glockenschlage Eins wieder fahren möge. In der That eine schwere Aufgabe! — Indessen begann nun folgende Gespensterphilosophie:

A. Ein wirkliches Pferd muß es seyn, denn sonst würden nicht wir alle es sehen, und für einen leibhaften Schimmel erkennen.

B. Ein Schimmel, aus dem Pferdestalle des Amtshauses ist es nicht, denn weder der Herr Ma-

jor, noch Herr Otte, haben unter ihrer Equipage ein Pferd von dieser Farbe.

C. Der wunderschöne Brillant des Herrn Majors, mit dem es Aehnlichkeit hat, kanns auch nicht seyn, denn der ist ja todt.

D. Ja eben darum! — meinte ein Vierter, der mag es eben seyn, der spuket!

E. Schweig, alter Narr! — Eine Gauckeley des Mondes, der da vor uns durch die Bäume blickt, kann es auch nicht seyn, denn der Schimmel steht ja innerhalb des von der Hofwand geworfenen Schattens.

F. Der Schein von dem Lichte der Kammer hier linker Hand ist es eben so wenig, denn der würde, nach Maaßgabe der viereckigten Gestalt des Fensters, vielmehr ein Viereck und keinen Schimmel bilden.

G. Aber, mon Dieu! wo sind denn die Menschenfüße da hinten? — die seh ich so wenig als vorne die Bockshörner? —

H. Ich habe die Augen auch schon vergebens darnach aufgerissen.

I. Aber meine Herren! sehn sie denn nicht die Haken neben den Ohren? — nicht das lange Ding vorn an den Hinterfüßen? Ist das wohl ein

ungehörnter Kopf, ein ordentlicher Pferdefuß? Nimmermehr!

Die Denkenden unter den Anwesenden, welche die Brille des Vorurtheils nicht auf der Nase hatten, entdeckten weder die Haken, noch das lange Ding, und schritten kalten Blutes zur Untersuchung. Je näher sie dem spukhaften Unbilde traten, um so höher wurde die Erwartung Aller gespannt. Aber der spaßhafte Schimmel fing an, immer unkenntlicher zu werden. In dem nämlichen Augenblicke, wie man entschlossen die Hand nach ihm ausstreckte, um ihn zu berühren, blieb ihnen nichts, als sein Schattenbild zurück. Sie griffen durch dasselbe hin, an die kahle Wand, welche — veranlaßt durch den eigenthümlichen Stand eines Nachtlichts in der gegen über gelegenen Kammer, die Pferdegestalt auffing, indem zufällig (oder vielleicht auch absichtlich) eine der sehr angelaufenen Glasruthen das vollkommene Bild eines Pferdes darstellte. Nur dann, wenn das sich zu Bette leuchtende Hausgesinde von ungefähr das Licht genau in eine gewisse Gegend des Kammerfensters setzte, bildete sich an der Wand das spukhafte Schattenspiel. Aber auch selbst dann ward der Schimmel an jener Wand nur sichtbar, wenn das Licht weder zu lang noch zu kurz war,

sondern in einer bestimmten Höhe brannte. Vielleicht hatte man das Licht funfzigmal in jenes Fenster gesetzt, ohne daß der Schimmel ein einzigmal erschienen war; denn Alles hing von dem doppelten Zufalle ab, erstlich, ob man gerade ein Licht von der erforderlichen Höhe hatte, und dann, ob dasselbe gerade in die einzige Fenstergegend hingesetzt ward, wo die angelaufene Glasscheibe einem Schimmel, dem die Einbildungskraft Hörner und Menschenfüße lieh, das Daseyn geben konnte.

Zweyte Erzählung.

Das spukende Scheusal in Ketten ohnweit Magdeburg. *)

(III. 1.)

Herr Lehmann machte im Herbste des Jahres 1789, als Oekonomie-Verwalter bey der Frau Geheimeräthinn von Gansauge zu Königsborn bey Magdeburg, in ökonomischer Hinsicht eine Reise durch den Saalkreis. Er kam eines Abends sehr ermüdet zu Welsleben, einem Dorfe Magdeburgischer Inspection an. Im Wirthshause schon bekannt, ging er nach dem Abendessen, ohne Begleitung von Seiten der Wirthsleute, auf eine obere Gaststube, wo er gewöhnlich zu schlafen pflegte. Nach Verlauf einer Viertelstunde, in welcher er sich gemächlich entkleidet hatte, ging er mit dem Lichte in der Hand,

*) Die Wahrheit dieser Geschichte verbürget der reformirte Gehülfs-Prediger zu Barby, Herr Wilh. Lehmann, ein leiblicher Bruder des Geistersehers.

nach der offenen Kammer, um das ihm bestimmte Bette in Augenschein zu nehmen. Aber welch eine Erscheinung! Am Bette sitzt das scheußlichste aller Gespenster. Ein außerordentlich kleines mißgestaltetes, dem Anscheine nach weibliches, kreuzweise mit Ketten gefesseltes Wesen, starret ihn mit einem Paar blinzenden Augen an. Es huckt, wie ein dienender Hund auf zwey Beinen; um Kopf und Brust ist alles zottigt; kohlenschwarzes Haar hängt, gleich der Mähne eines kranken polnischen Pferdes, wild und unordentlich über die Schultern hin. Mit offenem Rachen blökt die Häßlichste ihres Geschlechts Herrn Lehmann an, nähert drohend sich demselben, und rasselt fürchterlich mit den Ketten. Er, sonst ohne Furcht, wagt es vor Schrecken nicht, die Unholde anzureden. Gern macht er ihr offene Bahn. Sie verschwindet plötzlich und hinterläßt einen so scheußlichen Gestank, daß der fast sinnlose Geisterseher darin beynahe erstickt wäre.

Es währte lange, bevor dieser von seinem Entsetzen sich erholen konnte. Endlich gelang es ihm wieder mit dem Gehörgeben der kalten, ruhigen Vernunft. Diese flüsterte ihm, nach langem vergeblichen Hin- und Herdenken, in's Ohr: „der Wirth sey ihm ja längst als ein lustiger, schalkhaf-

ter Mann bekannt; mithin werde er wohlthun, sich zu überzeugen, der habe seinen unzeitigen Scherz mit ihm getrieben, und die ganze gespenstartige Erscheinung sey nichts mehr und nichts weniger, als eine von demselben veranstaltete Verkleidung eines ungestalteten Kindes."

Durch diese hetzenden Einflüsterungen im hohen Grade aufgebracht und erhitzt, warf er sich mißmüthig aufs Bette, des festen Vorsatzes, am nächsten Morgen dem ungeschickten und unberufenen Spaßmacher derbe Wahrheiten zu sagen. Allein so müde er war, erquickt' ihn doch kein Schlaf. Unzufrieden mit seinem Schicksale, kleidet er sich nach Mitternacht an, und erweckt den Wirth, um demselben verdiente Vorwürfe zu machen, nach der Rechnung zu fragen und weiter zu reisen, um nie wieder zu kommen. Der Wirth erstaunt, und versichert, mit einer vollkommen unzweydeutigen Miene seine Unschuld. Als endlich Herr Lehmann dringender wird, und alles Ernstes Aufklärung fordert: schwöret jener hoch und theuer, er wisse vom ganzen Hergange der Sache nur so viel, als er diesen Augenblick davon höre. Auch die Uebrigen im Hause wußten nicht, was sie von der Erscheinung denken sollten.

So sah nun Herr Lehmann sich genöthigt,

mit dem Anbruche des kommenden Morgens in der quälendsten Ungewißheit und kopfschüttelnd das Dorf zu verlassen. Er war völlig zweifelhaft, ob ihm das scheußlichste Wesen des Geisterreiches in Menschengestalt erschienen sey, oder ob man ihn vielmehr getäuscht, und ohne Noth geängstigt habe. Vielleicht würde er ohne Umstände für das Letztere sich erklärt haben, wenn er nur irgend eine wahrscheinliche Ursach der Täuschung sich hätte denken können.

Glücklicherweise gehörte der Geisterseher zu jener gebildetern Menschenklasse, welche über die Vorurtheile des großen Haufens, in Absicht des Gespensterwahns, erhaben ist. Allein so sehr sich seine gesunde Vernunft gegen den Glauben an eine übernatürliche Erscheinung sträubte: so lief sie dennoch zuletzt Gefahr, nach und nach, wenigstens in diesem Punkte erstickt zu werden.

Es waren Jahr und Tag vergangen, ohne daß ein günstiger Zufall — der doch mit seiner Schwester, der Zeit, so Manches aufzuklären pflegt — einiges Licht über das obwaltende Dunkel der gehabten Erscheinung verbreitet hätte. Hundertmal hatte er den Hergang der Sache seinen Freunden und Bekannten erzählet, und wieder erzählen müssen, und immer lebhafter schwebte dann

die Schreckensgestalt ihm von Neuem vor Augen. Fest überzeugt, daß weder seine Sinne ihn dabey getäuscht, noch auch die Einbildungskraft ihm einen hämischen Streich gespielt habe, schloß zuletzt an diese Ueberzeugung der Glaube an die Möglichkeit spukhafter Erscheinungen sich an. Zwar war er nicht anmaßend genug, zu verlangen, daß — um seiner Erfahrung willen — auch Andere dem Glauben an Erscheinungen höherer Natur huldigen sollten, allein wenigstens — meinte er — habe Er doch, für seine Person, nun ein unveräußerliches Recht zum Gespensterglauben.

Endlich — nach Verlauf von zwey vollen Jahren, führt sein Weg ihn einmal wieder durch das Dorf Welsleben. Kaum wagte er es, die geheime Freude sich zu gestehen, die er darüber empfand, daß er dießmal nicht nöthig habe, hier wieder zu übernachten. Ein sicherer Beweis, daß das durch die spukende Vettel in Ketten ausgestreuete Samenkorn des Aberglaubens auch selbst in dem, seiner Meinung nach, unfruchtbaren Boden bereits Wurzel geschlagen, selbst der bisher unbefangenen, geläuterten Vernunft des guten Verwalters übel mitgespielt hatte.

Das erste, wornach Herr Lehmann seinen alten Wirth zu Welsleben, den er seit jenem

Ereignisse nicht gesprochen hatte, fragte, betraf natürlich jene Erscheinung. Die unerwartete Antwort, so er erhielt, war für seine dem Gespensterwahne schon halb Preis gegebene Vernunft äußerst beschämend. Jenes Scheusal in Ketten war — die melancholisch gewordene, betagte Ehefrau eines Welslebenschen Einwohners gewesen. Man hatte dieß, mittelst der angestellten Nachforschungen, schon an dem Tage der Abreise des Verwalters entdeckt, aber versäumt, und es vielleicht nicht der Mühe werth gehalten, dem Letztern Nachricht davon zu ertheilen. Den Tag vorher, ehe die Unglückliche unabsichtlich gespukt hatte, und für ein übernatürliches Wesen gehalten worden war, hatte ihre bisher stille Schwermuth, den Leuten in der Schenke unbewußt, angefangen, in völlige Wuth und Raserey auszuarten, so daß ihr unglücklicher Ehemann sich genöthiget gesehen hatte, sie, um Aufsehen und Unglück zu verhüten, heimlich mit Ketten zu fesseln, und einzusperren. Dennoch aber war es ihr, theils zufällig, theils durch angewandte Gewalt gelungen, ihrem Gefängnisse gefesselt zu entspringen. Zufällig hatte sie des Abends im Finstern, von den Wirthsleuten unbemerkt, sich in deren obere Kammer geschlichen, wo Herr Lehmann sie antraf. Mit ihrem Ver-

schwinden aus der Kammer muß es übrigens wohl vollkommen natürlich zugegangen seyn, denn sie war — wie überhaupt jedem Menschen, der nicht hinket, eigen ist, auf zwey natürlichen Beinen zur Thür hinausgegangen, und unbemerkt entkommen. Wie aber der Verwalter vor Entsetzen eine solche Entfernung für ein übernatürliches Verschwinden nehmen konnte, macht der halb sinnlose Zustand, worin er sich befand, sehr begreiflich. Nicht minder *natürlichen* Ursprungs war der durch das vermeinte Gespenst verbreitete Gestank, worüber der Wirth in der Verlassenschaft der rasenden Frau auf dem Fußboden der Kammer die anschaulichsten Beweise vorfand.

Dritte Erzählung.

Der Geist eines Verewigten erscheint, der Verabredung gemäß, seinem noch lebenden Freunde *)

(III. 1.)

Ich hatte — erzählt Herr Geheimerath Ringleben, ein wahrheitliebender Greis — während meiner Universitätsjahre, mit einem jungen Westphälinger, Namens Helsen, die aller vertraulichste Freundschaft geschlossen. Wir hingen so sehr an einander, daß wir keinen Tag leben konnten, ohne uns zu sehen, und das Einzige, was die Freude unsers Umgangs uns oft verkümmerte, war der Gedanke der Trennung. Unser Vaterland war zu weit von einander getrennt, als daß wir hoffen durften, uns je wieder zu sehen. Die Zeit, da wir

*) Ich verdanke diese äußerst merkwürdige Thatsache einem um Schlesien höchst verdienten Schriftsteller, Herrn Kammersekretair Streit zu Breslau.

beyde die Universität verlassen sollten, rückte indessen heran, und um uns noch so viel möglich zu genießen, pflegten wir oft bis nach Mitternacht beysammen zu seyn, und von Vergangenheit und Zukunft zu plaudern.

Eines Abends, als wir auch mit vieler Wehmuth von unserer nahen Trennung sprachen, lenkte sich die Unterhaltung unvermerkt auf das Kapitel von unserer Unsterblichkeit und vom Wiedersehen jenseits der Gräber. Wir fanden in dem Glauben daran einen süßen Trost. — „O Helsen! wir werden uns dort wieder suchen und wiederfinden, rief ich, und drückte ihn mit jugendlichem Ungestüm an meine Brust; ja wär's möglich, aus jener Welt in diese noch einmal zurück zu kehren, ich würde Dich aufsuchen, wo Du auch wärest, und mich Deines Anblicks freuen." — Wenn es möglich wäre? erwiederte Helsen, und schwieg einige Minuten nachdenkend. Wenn es möglich wäre, fing er darauf an, so würde ich Dir wohl am ersten erscheinen können, denn mein schwächlicher Körper verspricht mir kein langes Leben. — Und gesetzt es wäre möglich, — fuhr er lebhafter fort — gesetzt, daß zwischen dem Jenseits und Dießeits keine so ungeheure Kluft befestiget wäre, als man sich oft vorstellt — welch ein süßes, eines Unsterblichen würdiges Ver-

gnügen müßte es seyn, wenn der entfesselte Geist die ersten Augenblicke seines neuen Daseyns dazu anwendete, einen lange von ihm getrennten Busenfreund auf den Fittigen der Liebe aufzusuchen, im Säuseln der Abendluft ihn zu umschweben, und ihm zuerst eine bestimmte Nachricht von dem bessern Leben zu bringen. O Ringleben! diese Hoffnung entzückt mich, und erleichtert mir den Gedanken der Trennung. Hier meine Hand! Laß uns einen Bund schließen, in dieser feyerlichen Stunde der Mitternacht! Ist es möglich, so erscheine der Geist dessen, der einst zuerst von uns beyden stirbt, dem zurückgebliebenen Freunde. Bey den heiligen Banden unserer Freundschaft laß es uns schwören! — Schlage ein!

Ich war eben in derjenigen Stimmung, in welcher man seyn muß, um ein Versprechen dieser Art einzugehen. Ich schlug ein. Einige Zeit darauf trennten wir uns unter vielen Thränen, und unsere letzten Worte waren; Wir sehen uns wieder.

Ich kann nicht leugnen, daß ich in jenen Jahren ein wenig leichtsinnig dachte. Neue Situationen und neue Freundschaften löschten zwar nicht das Bild dieses Freundes in meiner Seele aus, aber sie verdunkelten es doch. Das Gelübde, welches wir an jenem Abend abgelegt hatten, fing ich

bald an für eine jugendliche Thorheit zu halten, wozu ich mich in einer Anwandlung von Schwärmerey durch meinen poetischen Freund hatte hinreissen lassen. Ich lachte jetzt darüber, und erzählte den Vorfall als eine kindische Posse oft meinen Bekannten. Eine Reihe von etlichen und dreyßig Jahren war endlich zureichend gewesen, mir die ganze Sache ins Vergessen zu bringen, bis ich durch einen besondern Zufall wieder lebhaft daran erinnert wurde.

Es war gerade ein Jahr her, seit ich meine mir unvergeßliche Gattinn durch den Tod verlohren hatte. Der Schmerz über ihren Verlust erwachte an diesem Tage mit erneueter Stärke in mir, und ich fand, gegen meine sonstige Gewohnheit, ein Vergnügen daran, meiner Schwermuth nachzuhängen. Ich besuchte ihren Grabhügel, und faßte da zuerst den Gedanken, ihr ein marmornes Denkmal mit ihrem Brustbilde in halb erhabener Arbeit setzen zu lassen. Ich bedurfte hier zu eines Gemähldes von meiner Frau, das ich dem Bildhauer vorlegen konnte. Ich erinnerte mich an ein Miniaturgemählde, welches ich einst von ihr verfertiget, und in meinem Schreibtische verwahrt hatte. Beym Suchen danach fällt mir ein andres Bildniß in die Hände, welches meinen alten Freund Helsen

vorstellte. Zugleich finde ich noch einige Briefe und Gedichte von ihm, die ich wieder durchlese, und die mich ganz in jene Jahre meiner Jugend zurück versetzen. Es war natürlich, daß ich mich an einem Tage, wo ich nun einmal für das Traurige gestimmt war, mit diesen Gegenständen bis in die Nacht beschäftigte. Noch nie hatte die Scene jenes nächtlichen Bündnisses zwischen Helsen und mir, so lebhaft wieder vor meinen Augen gestanden, als in diesem Augenblicke. Ich ging zu Bette, aber es war mir nicht möglich zu schlafen.

Lebt Dein Helsen noch? — und wenn er nun gestorben wäre, und sein Versprechen erfüllte, — vielleicht heut erfüllte? Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten mich so sehr, daß ich ihrer durchaus nicht los werden konnte.

Mein Schlafgemach war neben meinem Studierzimmer. Die Vorhänge dieses Kabinetts waren heruntergelassen, aber ich konnte, zwischen denselben hindurch, einen Theil des Zimmers übersehen, jedoch mit Ausnahme der Thür, denn diese verdeckte mir der Vorhang. Die Uhr schlug eben zwölf, als ich mich mit dem Gesicht nach der Wand zukehrte, um den schon oft gemachten Versuch zu wiederhohlen, ob ich auf dieser Seite den Schlaf finden könnte, der ganz von meinem Lager gewi-

chen zu seyn schien. Allein in demselben Augenblick wurde ich einen blassen Schimmer gewahr, der sich an der Wand verbreitete, und mich um so mehr befremdete, da das Gemach keine Fenster hat, und also der Mond nicht hinein scheinen kann. Ich wandte mich schnell nach der Seite des Zimmers hin, um zu sehen, ob jemand darinnen sey. Ich wurde Niemanden gewahr, aber ein düsterer Schein erfüllte dasselbe, und zwischen den Vorhängen hindurch wurde zugleich sparsam mein Schlafgemach erhellet. Ich rief meinen Bedienten, denn ich glaubte, daß Er es sey, der irgend etwas in meiner Stube vergessen habe. Keine Antwort! — kein Fußtritt! — kein Auf- oder Zumachen der Thür!

Ich hob mich im Bette auf und blickte mit unverwandten Augen durch die Oeffnung des Vorhangs in das Zimmer — aber Gott! wie ward mir, als ich in einer Entfernung, die mir größer schien, als die ganze Länge meines Zimmers, eine Gestalt gewahr wurde, die ich ohne Mühe für meinen Freund Helsen erkannte. Ich konnte mich unmöglich in der Aehnlichkeit täuschen, denn sein Bild war durch den Anblick des Gemähldes, bis auf die kleinsten Züge in meiner Seele wieder aufgefrischt worden. Die Gestalt stand eine Zeitlang unbeweglich, das Gesicht gegen mein Kabinett ge-

wendet. Sie war in ein weißes langes Gewand gehüllt, und ich weiß nicht von welchem magischen Etwas umgeben. Ich kann nicht leugnen, daß mich ein kleiner Schauer überfiel. Ich rief noch einmal nach meinem Bedienten — aber die Gestalt winkte, und schien mir anzudeuten, daß ich schweigen sollte. Alle meine Sinne waren gespannt. Jetzt öffnete sie den Mund, und nannte mit leiser Stimme meinen Namen. Gott! es war die Stimme meines Freundes; so deutlich, so natürlich, wie ich mich tausendmal in seinen Armen von ihm hatte nennen hören. Ich fuhr zusammen. Ich glaube, ich zitterte.

Ringleben! rief es noch einmal und etwas lauter. — Ich faßte mich wieder. Bist Du's? — ists möglich? — weiter vermocht' ich nicht zu reden. — Die Erscheinung trat einige Schritte näher. „Wir werden uns wieder sehen! erinnerst Du Dich noch?" mit diesen Worten trat sie an mein Gemach, — die Vorhänge schlugen sich selbst zurück, — ein heller Glanz erleuchtete das ganze Kabinett.

„Ringleben! kennst Du mich?"

Ich kenne Dich, mein Helsen.

„Gott! Gott! seh ich Dich noch einmal!" mit diesen Worten stürzte er auf mich zu, schlang beyde Arme um mich, und drückte mich an seine Brust.

Ja! ja! er wars, er wars; aber nicht sein Geist, sondern er selbst in eigner Gestalt, und bey gesunderm Leibe, als er in jüngern Jahren gewesen war. Ich erholte mich bald von meinem Schrecken, denn an der Heftigkeit seiner Umarmung, die mir einen Schrey auspreßte, merkte ich endlich wohl, daß es kein Geist war, sondern ein Mensch mit Fleisch und Beinen. Doch würde mein Erstaunen über seine plötzliche Erscheinung bey weitem nicht so groß gewesen seyn, wenn er sich mir als Geist gezeigt hätte, als sie jetzt war, da ich ihn lebend vor mir erblickte. Aber seine Erzählung machte mir Alles gar bald begreiflich.

Es war nämlich gerade um die Zeit, als unsre ganze Armee in den Krieg ging. Helsen bekleidete den Posten eines Regimentsquartiermeisters. Er kömmt mit seinem Regiment in diese Gegend, erkundigt sich nach mir, und da er hört, daß ich noch lebe, so brennt er vor Begierde, mich zu sehen. Seine Geschäfte erlauben ihm nicht, sich lange vom Regiment zu trennen. Er nimmt Extrapost und kömmt um Mitternacht hier an, und da er nur bis zum andern Morgen bleiben kann, so läßt er sich sogleich nach meiner Wohnung bringen. Mein Bedienter, der dicht an der Thür schläft, läßt ihn ins Haus und hört, daß er ein alter und

vertrauter Bekannter von mir ist. Helsen, um die Ueberraschung vollkommen zu machen, bittet den Bedienten, ihn unangemeldet in mein Zimmer zu führen, und verspricht, es bey seinem Herrn zu verantworten. Beyde schleichen sachte in das an meinem Schlafgemach gelegne Zimmer, und hatten wahrscheinlich die Thür in dem Augenblick leise geöffnet, da ich mich nach der Wand zu kehrte. Mein Bedienter trug eine kleine Blendlaterne, die das Zimmer nur düster erleuchtete, und durch die Oeffnung meiner Vorhänge nur einige Strahlen in mein Kabinett fallen ließ. Was aber der Gestalt meines Freundes ein so ungewöhnliches und magisches Ansehn gegeben und verursacht hatte, daß ich ihn anfangs in einer unbegreiflichen Entfernung erblickte, war auch ein sehr natürlicher Umstand. Ich sah nämlich nicht ihn selbst, sondern nur sein Bild im Spiegel. Ich hatte in dem Augenblicke nicht daran gedacht, und es war mir vorher nie aufgefallen, daß ich durch die Oeffnung meiner Vorhänge, aus meinem Bette auf einen Trümeau sehen kann, der mir das Bild von einem Theile meiner Stube zuwirft. In diesem erblickte ich zuerst den vermeinten Geist. Das weiße Gewand, worinnen er mir erschien, war nichts mehr, als ein weißer Mantel, der zur Uniform seines Regi-

ments gehörte. Der Wink, den er mir zu geben geschienen, galt eigentlich meinem Bedienten, dem er andeuten wollte, daß er mir auf meine Frage nicht antworten möchte. Dieser hatte auch, von hinten zu, die Vorhänge zurückgeschlagen, als mein Freund in das Schlafgemach treten wollte, und kurz, es ging Alles so natürlich zu, daß, wenn mein Blut gerade ein wenig kühler gewesen wäre, ich gar bald hinter die Wahrheit würde gekommen seyn.

Vierte Erzählung.

Das Gespenst mit glühenden Augen, welches durch den Schornstein in das Schlafzimmer eines Fräuleins eindringen wollte. *)

(III. 1.)

Bis zum Jahre 1779 wohnte auf dem herrschaftlichen Gute zu Stechow bey Rathenow ein gewisses Fräulein von Hake, eine Nichte des damaligen Gutsbesitzers. Sie hatte zu Herforden die Stelle einer sogenannten Hof- und Staats-Dame bekleidet, wegen schwächlicher Gesundheits-Umstände aber den Abschied genommen, um die wenigen Jahre, die sie zu leben noch erwarten konnte, in stiller Ruhe hinzubringen. Sie vereinigte die achtungswürdigsten Eigenschaften beydes, des Verstandes und des Herzens, in sich; und ihr

*) Nach der Erzählung des Herrn Prediger Hülsen zu Stechow bey Rathenow.

Umgang gewährte dem Prediger des Orts, Herrn Hülsen, die lehrreichste und angenehmste Unterhaltung. Fern von Vorurtheilen und vom Aberglauben, war sie auch in dieser Hinsicht ein Muster ihres Geschlechts und ihres Standes. Aber zu den schönsten Zügen im Bilde ihres Charakters lieferten vorzüglich ihre religiöse Gewissenhaftigkeit und die strengste Wahrheitsliebe den Stoff. Nichts übertrifft daher die Glaubwürdigkeit des folgenden durch sie selbst bekannt gewordenen Ereignisses:

Fräulein von Hake bewohnte zu Stechow das obere Stockwerk des adelichen Hauses, in welchem Niemand schlief, als sie und ihre Kammerjungfer. Jedoch konnte, wenn die Umstände es erforderten aus einiger Entfernung von ihrem Zimmer der Wirthschafter leicht herbey gerufen werden, und ihr die nöthigen Hülfsleistungen verschaffen. Ihre Kränklichkeit war von der Art, daß sie fast beständig Mangel an Schlaf litte, und durch das geringste Geräusch erweckt werden konnte. Kein Wunder daher, daß sie einst in einer finstern Frühlingsnacht des Jahres 1778 durch ein starkes spukhaftes Poltern in der Schornsteinröhre ihres Zimmers nicht nur im leisen Schlafe gestöhrt, sondern auch heftig erschreckt wurde. Das Geräusch hatte Aehnlichkeit mit demjenigen, welches zu ent-

stehen pflegt, wenn beym Fegen eines Schornsteins der Rust stark abgekratzet wird. Nachdem es wenige Augenblicke aufgehört hat, beginnt es mit verstärkter Gewalt, und in veränderten Tönen von Neuem. Jetzt ist es auf dem Vorsaale, nahe bey der Stubenthür. Es scheint dem Fräulein, als ob ein kleiner Knabe mit beyden Füßen zugleich in kurzen Sätzen zu springen versuche. Auch die Kammerjungser erwacht jetzt von dem fortgesetzten Geräusche des springenden Nachtgeistes. Man horcht, denket nach, was das Natürliches seyn könne, flüstert sich Vermuthung zu, ohne jemals auf die richtige zu kommen. Das Poltern hält nicht nur an, sondern verstärkt sich auch noch. Das Fräulein befiehlt ihrer Jungfer, nähere Untersuchung über dieses Geräusch anzustellen.

Aber diese ist keine solche Närrinn, daß sie sich so ohne Umstände dem Polterer hätte Preis geben, und zur Stube hinausgehen sollen. Ohne langes Nachdenken sah sie sogleich ein, daß da an keinen natürlichen Hergang der Sache mehr zu denken sey; denn was anders, als ein spukender Unhold hätte durch den Schornstein zu ihr und zur Fräulein kommen sollen. Nichts ist daher begreiflicher, als daß sie zögerte, die Befehle ihrer Gebieterinn zu erfüllen. Unzufrieden mit der Furchtsamen,

rafft das Fräulein selbst alle Kräfte zusammen, eröffnet die Stubenthür, und ruft den schlafenden Wirthschafter zur Hülfe. Aber hilf Himmel! da steht denn auch der kleine Springer mit feurig funkelnden Augen, und macht eine Bewegung, welche mit einem Klatschen verbunden ist, als ob jemand die Hände zusammen schlägt. Es war, als wenn er in die Stube hineinschlüpfen wollte, aber das erschrockene Fräulein schlug ihm die Thür vor der Nase zu. Endlich kam der Herbeygerufene und brachte Licht. Man schritt jetzt zur nähern Untersuchung, und entdeckte — eine große Eule, die durch den Schornstein gefallen war, und auf dem Vorsaale herum hüpfte, wahrscheinlich um ein Schlupfloch, zur Wiedererlangung ihrer Freiheit zu suchen.

Gesetzt das Fräulein hätte weniger entschlossen, furchtsam und abergläubig wie das Jüngferchen sich unter das Bette verkrochen anstatt eine Untersuchung der Sache zu veranlassen, oder gesetzt auch nur, die verirrte Nachteule wäre so glücklich gewesen, vor der Ankunft des Wirthschafters einen Ausweg zu finden, und etwa durch einen aufstehenden Fensterflügel zu entwischen: würden nicht Alle, die ihre Einbildungskraft so gerne durch den Glauben an Geistererscheinungen empören, die unruhigste, angstvollste Nacht gehabt haben? — Und

wer hätte es dann wagen dürfen, die daraus entstandenen, höchst wundersamen, und schaudervollen Spukgeschichtchen solcher Damen natürlich erklären, und etwa einer verirrten Nachteule zuschreiben zu wollen?

Die Eule wurde hernach auf einen Kornboden gebracht, und stiftete bis an ihren Tod, der erst im Winter erfolgte, den Nutzen, daß sie die Mäuse wegfing.

Fünfte Erzählung.

Das Wimmern eines längst vermoderten Selbstmörders im Rekrutenhause zu Genthin. *)

(III. 1.)

Das Ordonanzhaus zu Genthin stehet von alten Zeiten her in dem Rufe, als ob es der Wohnsitz spukender Nachtgeister sey. Ob und wie viel Wahres an dieser allgemeinen Volkssage sey, darüber kann nachfolgende Erzählung ein starkes Licht verbreiten. So viel ist gewiß, daß die ehemalige Art zu werben, wo den Rekruten oft falsche Versprechungen gemacht wurden, die erste Veranlassung zu dem übeln Rufe dieses Hauses gegeben hat. Denn jene Vorspiegelungen brachten die Rekruten, wenn sie ihr Schicksal zu Genthin erfuhren, zuweilen

*) Nach der Erzählung des Königl. Preuß. Husarenrittmeisters Herrn Grafen von Götzen zu Gunzenhausen im Anspachschen.

zur Verzweifelung, und Mehrere von ihnen hatten sich dann im Ordonanzhause gewaltsam das Leben genommen. Was ist natürlicher, als daß der rastlose Geist der Selbstmörder nachher hier spukend umging, den alltäglichsten nächtlichen Ereignissen einen vollkommenen Anstrich des Uebernatürlichen und Unbegreiflichen gab, und von unedlen, obgleich über den Gespensterwahn erhabenen Gauklern zu mancherley Mummereyen benützt ward? — Was ist begreiflicher, als daß sogar die ältesten, entschlossensten Soldaten hier Nahrung für ihren Gespensterglauben fanden, und eine Menge höchst wunderbarer Geschichten davon erzählten!

Aber in der That waren manche hierher gehörige Vorfälle von der Art, daß nicht nur der in groben Vorurtheilen aufgewachsene gemeine Mann, sondern selbst Offiziere, denen die fehlerfreyste Erziehung und die vollkommenste Ausbildung zu Theil geworden war, leicht getäuscht und in das größeste Erstaunen versetzt werden konnten. Hier sind, statt mehrerer, nur zwei auffallende Thatsachen, die ich mit den eigenen Worten des Herrn Grafen von Götzen erzähle:

„Als ich das erstemal als Junker des Leib-Carabinierregiments auf Commando nach Genthin zum Rekrutentransporte kam, erzählte mir

mein Camerad, der jetzige Lieutenant und Adjutant Herr von Normann, ungeachtet er an die wunderbaren Begebenheiten, welche sich im Genthinschen Ordonanzhause zugetragen haben sollten, nie glauben werde, so sey ihm doch ein sonderbarer Vorfall aufgestoßen. Herr von Normann schlief nämlich allein in der sogenannten Offizierstube dieser Spuckwohnung. In der Nacht erweckte ihn ein starkes anhaltendes Wimmern, welches, wie er deutlich zu unterscheiden glaubte, in der Ecke seines Zimmers war. Er sprang auf, durchsuchte die Gegend, wo sich das Wimmern hören ließ, und fand weder hier, noch irgend wo im ganzen Zimmer, ein lebendes körperliches Wesen, das diese schaudervollen ängstlichen Töne hätte verursachen können. Er legte sich wieder zu Bette, und schlief, nachdem das Wimmern noch eine Zeitlang fortgedauert hatte, endlich wieder ein. Am nächsten Morgen erfuhr er, daß gerade um die Spukzeit der einzige Sohn seines Compagnie-Chefs, des dort garnisonirenden Herrn Majors von Holzendorff gestorben sey."

„Mir war es vorbehalten in dem nämlichen Zimmer, wo Herr von Normann dem natürlichen Ursprunge der angstvollen Töne des wimmernden Nachtgeistes vergebens nachgespürt hatte,

ein ganz ähnliches Abentheuer zu bestehen. Ich hatte schon mehrere Nächte in dem Zimmer eines Seitengebäudes, dem wegen des Spukens am verrufendsten Theile des Ordonanzhauses, allein zugebracht, ohne irgend ein übernatürliches Ereigniß wahrgenommen zu haben. Aber diesen ruhigen Nächten folgte einst, da die Rekrutentransports sich sehr häuften, und ich und der zweyte Unteroffizier, (der nachmalige Königl. Sattelmeister Steinert) selten eine Nacht vom Dienste frey hatten, eine sehr unruhige, spukhafte Nacht.

Es war eben ein starker Transport gekommen, den ich den andern Morgen sehr früh fortbringen sollte. Der Unteroffizier erboth sich daher, die Wache in der unmittelbar vorher gehenden Nacht, die, der Reihe nach, ebenfalls von mir hätte gethan werden müssen, für mich zu übernehmen, damit ich einige Stunden schlafen könnte.

Nachdem ich mich niedergelegt hatte, schloß mein Bursche, wie gewöhnlich, die Stube ab, und gab den Schlüssel dem Unteroffizier mit dem Auftrage, uns zur rechten Zeit zu wecken. Es mochte ungefähr Mitternacht seyn, als ich durch ein starkes zuweilen unterbrochenes Winseln im Schlafe gestöhrt wurde. Die Töne kamen aus der nämlichen Ecke des Zimmers neben der Hausthür, wo mein Freund

dieß Wimmern einst vernommen hatte. Noch halb schlaftrunken, bestand meine erste unwillkührliche Willensäußerung darin, daß ich nach meinem über dem Bette hangenden Pallasch griff. Hierdurch völlig ermuntert, glaubte ich, sehr deutlich an meiner Stubenthür klinken zu hören. Es war helle genug, um bemerken zu können, daß außer mir kein Mensch im Zimmer war.

Mich wandelte bey dieser Gelegenheit (zum letztenmale in meinem Leben) ein gewisses unwillkührliches Schaudern an, dessen eigentlichen Ursprung ich mir, bey der in Hinsicht auf Gespensterwahn ganz vorurtheillosen Erziehung, die mir glücklicher Weise von Kindheit an zu Theil geworden ist, nie recht zu erklären gewußt habe. Und doch — wer vermag es genau zu berechnen und anzugeben, welch einen vielleicht unauslöschlichen, schädlichen Eindruck der Amme einzige Furchtäußerung bey einem unerwarteten nächtlichen Poltern auf die weiche Seele des Säuglings zu machen im Stande ist?" —

„Die Anwandlung ehemaliger Furcht, verbunden mit der Erinnerung an die Erzählung des Herrn von Normann, veranlaßte indessen, daß ich nicht sogleich zur nähern Untersuchung schritt. Aufgerichtet im Bette suchte ich erst nach Vernunft-

gründen, um meine Furcht ganz zu unterdrücken und kaltblütiger untersuchen zu können. Aber noch war dieß nicht vollendet, als ich, nahe am Bette, stark stöhnen hörte. Dieß erschwerte nun freylich der Vernunft ihr Geschäft gar sehr. Ich blieb mehrere Minuten unentschlossen, während welcher Zeit das Wimmern in der Ecke, das Klinken an der Thür, und das Stöhnen ganz in meiner Nähe, abwechselnd fort dauerte.

Jetzt begann auf der Straße ein lautes Gebelle von Hunden, und zu meiner nicht geringen Freude stimmte das Wimmern in der Ecke nun stärker, als bisher, mit ein. Ich ahndete jetzt wenigstens von einem Theile der räthselhaften Ereignisse — von dem Winseln — eine natürliche Ursache, und sprang aus dem Bette, um untersuchend meine Vermuthung bestätigt zu sehen. Kaum hatte ich die Stubenthür geöffnet, so kam mir der große Haushund vom Flure schmeichelnd entgegen. Er hatte durch die Straßenthür (die unmittelbar an meine Stubenthür gränzte, und nur durch einen gemeinschaftlichen Pfeiler von derselben getrennt war) zu seiner Schönen zu kommen gesucht, und durch sein Kratzen einen Ueberwurf, welcher an diesem Pfeiler hing, gegen meine Thür geworfen. Durch Letzteres war das vermeinte Klinken her-

vorgebracht, womit es dem phantasienbethörten Gehöre in der That die größeste Aehnlichkeit zu haben schien.

Jetzt hatte meine Vernunft den Sieg davon getragen, und ich schritt nun auch zur Untersuchung des noch immer fortwährenden Stöhnens. Höchst verwundert bemerkte ich, daß die Kammerthür, von der ich mich mit Zuverlässigkeit erinnerte, daß ich sie beym Schlafengehen zugemacht hatte, ein wenig auf stand. Beym gänzlichen Eröffnen derselben erblickte ich, so deutlich, als die Dämmerung es erlaubte, eine dicke, bis an den Kopf ganz rauhe, der Länge nach hingestreckte Spukgestalt. Ich stutzte von Neuem. Mein erstes Schaudern war indessen über die glückliche Entdeckung des winselnden Hundes, überwunden, und alle Furcht fast gänzlich verschwunden. Ich rief daher dem rauhen Undinge ein herzhaftes Werda! zu; worauf es sich sogleich in die Höhe richtete, und mir Rede stand. Es war der Unteroffizier Steinert, der, vermuthlich vom übermäßig anhaltenden Nachtwachen kränklich geworden, sich in meinen Wildschur gehüllet, und auf die in der Kammer befindliche Britsche gelegt hatte. Da er sich des durch meinen Burschen erhaltenen Stubenschlüssels bedient hatte, und, um mich nicht im Schlafe zu

stöhren, leise durch mein Zimmer geschlichen war, so konnte ich freylich nicht wissen, daß ganz in meiner Nähe mein schnarchender Dienstgefährte der Ruhe pflege.

Da gerade damals die Laufzeit der Hunde war, so erneuerte sich in einer der folgenden Nächte die Scene mit dem Winseln des Haushundes. Nichts ist aber begreiflicher, als die sinnliche Täuschung, nach welcher sowohl dem Herrn von Normann, als auch mir die Töne eines dicht vor der Stubenthür befindlichen Hundes aus dem der Thür zunächst gelegenen innern Stubenwinkel zu kommen schienen.

Sechste Erzählung.

Ein Sterbender rettet einem zu Mainz verstorbenen spukenden Mönche das Leben. *)

(I. 2. A.)

Im katholischen Deutschlande pflegt man die Leichen bis zu ihrer Beerdigung von einem oder zweyen Bethenden bewachen zu lassen. In den Klöstern werden studirende, junge Leute dazu genommen, denen von Zeit zu Zeit Bier oder Wein dabey gereicht wird, um sie munter zu erhalten.

Vor etwa zwanzig Jahren starb in einem Kloster zu Mainz an einem Winterabende ein Mönch. Man legte ihn in dem zum Aufbewahren der Leichen bestimmten Zimmer, auf einen Strohsack, und gesellete ihm für die eben beginnende Nacht zwey Studirende zu, die auch durch ihre Avema-

*) Nach der Erzählung des Königl. Preuß. Geh. Exped. Secretairs, Herrn Mercy zu Berlin.

ria's der abgeschiedenen Mönchsseele den Aufenthalt im Fegefeuer möglichst verkürzen helfen sollten. Allein diese Jünglinge, ließen bald ihre Rosenkränze unabgezählt, und ihre Gebethbücher ungelesen. Sie dachten auf angenehmern Zeitvertreib, erzählten einander lustige Schwänke, und feuchteten fein fleißig den trockenen Schlund an. Gegen Mitternacht entfernte sich A... der Eine von ihnen, um die leeren Trinkgeschirre noch einmal anfüllen zu lassen. Sein Gefährte, der verwegene B... hatte längst über eine Posse gebrütet, welchen er dem Abwesenden spielen wollte, und brachte jetzt seinen Beschluß zur Ausführung. Entschlossen und rasch packte er den erblaßten Mönch, und setzte ihn, in aufrechter Stellung, auf ein gemauertes Gefäß mit Lehnen, welches, wär es nicht steinhart, sondern ein wenig gepolstert gewesen, vollkommen einem Großvaterstuhle geglichen haben würde. Sich selbst legte er auf den Strohsack an der Stätte der Leiche, um so die Geistesgegenwart und den Muth seines Gefährten in Hinsicht auf Wahnglauben nnd Gespensterfurcht zu erproben. Der arme Schelm mochte freylich nicht denken, daß Er, der bethen sollte, durch diese Posse sich selbst den ärgsten Possen spielen würde.

Jetzt kam A... mit der gefüllten Weinflasche

zurück. Seine Seele, die im frohen Hinblicke auf die anlockende Flüssigkeit die höchste Unbefangenheit ausdrückte, ahndete nichts weniger, als eine ihm gespielte Teufeley. Zufällig warf er in dem halbdunkeln Wachzimmer zuerst einen flüchtigen Blick auf den Bettsack des Mönches. Aber Gott im Himmel! wie erschrack er, als er an der vermeinten Leiche ein deutliches Zucken des Fußes zu bemerken glaubte. Zitternd an allen Gliedern schwankte er zu seinem vermeinten Gefährten im Lehnstuhle, von dem er glaubte, er sey über sein langes Ausbleiben, eingeschlafen. — Aber „Jesus Maria!" jetzt erkannte er in demselben nicht seinen Freund, sondern den Mönch — und, was ärger als Alles war, diese wahre Mönchsleiche starrte ihn mit einem paar großen, offenen Augen an, und machte spukend mit Händen und Füßen Miene, zum Aufstehen. — A... sank ohnmächtig zu Boden.

B..., der, wegen seiner Lage auf dem Leichensacke, zwar das Hinstürzen seines Freundes gehört und gesehen haben, aber nichts von den erschrecklichen Grimassen der spukenden Leiche gewahr worden seyn mochte, sprang mitleidig auf, um den erschrockenen und ohnmächtigen A... zur Hülfe zn kommen. Aber jetzt war die Reihe an ihm, die traurigen Wirkungen des heftigen Schrek-

zu erfahren. Denn jetzt, wo er die erst vor einer Viertelstunde auf den Lehnstuhl hingeschleppte Leiche, von demselben aufgestanden, ihm stöhnend entgegen schwanken sah, jetzt sank er, wie vom Schlage gerührt, in die Knie, und ging in den Zustand der Sinnlosigkeit, und dann in den Todesschlaf über, aus welchem er nie wieder erwachte.

Dieser Unglückliche war des Mönchs Wohlthäter gewesen, indem er den Scheinleichnam auf jenen steinernen Lehnstuhl, welcher mit dem benachbarten stark erheizten Stubenofen in Verbindung stand, geschleppt hatte. Die sanfte Wärme des letztern, vielleicht auch die mit einer wohlthätigen Erschütterung verbundene Versetzung der ohnmächtigen Mönchsmasse aus der unvortheilhaften, wasserrechten Lage in eine aufrechte Stellung, hatten die schlummernden Lebenskräfte des Mönchs schnell geweckt. Mit ihnen war ihm auch das Bewußtseyn, das ihm während seines Scheintodtenschlafs nur zum Theil verlassen hatte, ganz wieder geworden. So sah er nun plötzlich seine zwey Todtenwächter im Leichenzimmer todt zu seinen Füßen. Halb nackt, wie er war, schwankte er zitternd durch sie hin, um ihnen zur mitternächtlichen Stunde die Schlafenden zur Hülfe zu rufen. Sein schleppender Gang zu den Lebendigen hin glich in allen Be-

tracht dem Schweben einer spukenden Leiche. Es fehlte wenig, diejenigen, welche den vom Tode Erstandenen zuerst erblickten, hätten vor Schrecken das Schicksal jener ohnmächtigen Wächter gehabt. Lange währte es, bevor man sich einander verständigte. Endlich nahm man den vor Erkältung, fast zum zweitenmale gestorbenen Mönch wieder unter die Zahl der Lebendigen, und in ein wärmendes Bette auf. — Pflege und Wartung wurde nicht vergebens auf diesen Wundermönch verwandt, denn er genaß gänzlich. Auch A... erholte sich nach und nach mittelst zweckmäßiger Hülfsreichungen von seiner Ohnmacht. Vergeblich aber bemühete man sich, dessen Unglücksgefährten ebenfalls zu retten. B..., vom Schlage gerührt, war und blieb todt.

So bestätigt auch diese Erfahrung wieder das wahre Wort: Man citire den Teufel nicht, der kommt wohl ungerufen. Oft schaden wir durch die Teufeleyen des Spukens uns selbst oder Andern. Wer es mit der Menschheit gut meint, wird sich hüten, gaukelnd Das für den Teufel zu thun, wozu Der keine Macht hat.

Siebente Erzählung.

Von Nachtgeistern, welche den Faulfieberkranken zu Tangermünde vorbedeutend den nahen Tod anzeigten. *)

(II. 2. A.)

Spät im Herbste des Jahres 1763 wüthete zu Tangermünde in der Altmark ein bösartiges Faulfieber. Fast kein Tag verging, wo nicht wenigstens Ein Kranker starb. Das Wunderbarste dabey war aber der Umstand, daß eine spukende Vorbedeutung zuvor sehr oft das Haus bezeichnete, in welcher ein gefährlich Kranker die nächste Beute des Todes seyn sollte. Die vorbedeutende Erscheinung, welche sich des Nachts vor einem solchen Hause sehen ließ, war in mehr als einer Hinsicht schrecklich. Mehrere schwarze Geister, die auf

*) Laut Erzählung des Herrn Inspectors Schulze zu Rathenow.

einer schwarzbehangenen Todtenbahre eine Leiche trugen, setzten diese vor diejenige Thür, aus welcher die nächste Leiche getragen werden sollte, einige Augenblicke nieder, als wollten sie hier vom Tragen ihrer Bürde ein wenig ausruhen. Bald darauf verschwanden sie.

So starb nun vom Faulfieber ergriffen, und von der Todesbothschaft überrascht, hier eine aufblühende Tochter, dort ein hoffnungsvoller Sohn, dann wieder eine der Familie zu früh entrissene Hausmutter, oder ein ernährender Vater und Gatte.

Die Prediger des Orts, der Stadtarzt und alle denkenden Tangermünder hörten, mit menschenfreundlichem Unwillen, von der mörderischen Vorbedeutung des spukenden Leichenzuges, und suchten im Stillen der Quelle dieser Sage auf die Spur zu kommen. Ihre Bemühungen waren nicht fruchtlos; sie brachten wider Erwarten in Erfahrung, daß an der Sage im Ernste viel Wahres sey. Nicht ein Einzelner sondern viele Einwohner des Orts versicherten hoch und theuer, daß sie, mit gesunden Augen und nüchternen Muthes, die schwarzen Geister im vorbedeutenden Leichenzuge bald hier, bald da, nächtlich hätten vorüber ziehen sehen. Sie machten ferner auch die Häuser nahmhaft, vor

welchen die geistigen Träger mit der schwarzbehangenen Leiche einige Augenblicke ausgeruhet hätten. Wirklich war auch fast in allen diesen Häusern bald darauf Einer gestorben. Indessen hatte die Todesangst, worin ein so entsetzlicher Anblick die Geisterseher zu versetzen pflegte, diese jedesmal verhindert, dem Leichenzuge länger nachzuspüren. Niemand wußte bestimmt anzugeben, wo derselbe endlich geblieben wäre. Jedoch kam die Aussage Mehrerer darin überein, daß er bald wie zum Stadtthore hinausgegangen, bald in eine enge Gasse hineingeschlüpft, und dann, in der nämlichen Nacht, nie zum zweytenmale zum Vorschein gekommen wäre.

Endlich war man, vom Zufalle begünstigt, so glücklich, die Gespenster in ihrer Blöße zu erblicken. Einige dort in Garnison stehende Reiter des Borstelschen Kürassier-Regiments waren, bey der damaligen Annäherung des Winters, auf den Einfall gekommen, von Zeit zu Zeit einige von den Holzkloben, welche die einpassirenden Fuhren mit Brennholze in den Thoren für die Wachtstuben und die Acciseofficianten abgeben müssen, zum Hausbedarfe des Nachts heimlich nach ihrem Quartiere zu bringen. Sie bedienten sich dazu einer sogenannten Holztrage. Um bey diesem geheimen Geschäfte,

nicht

nicht gestöhrt zu werden, hingen sie sich ihre blauen Reitermäntel um, und breiteten einen derselben über die mit Holz beladene Trage! Diese anscheinende Todtenbahre trugen sie übrigens nicht, wie gewöhnlich, unten, an den senkrecht abhangenden Armen, sondern auf den Schultern genau so, wie man die Leichen zu Grabe zu tragen pflegt. So war es dann freylich dem Aberglauben leicht, die blauen Behänge in der Nacht für schwarze, und den ganzen Aufzug zu einer so ungewöhnlichen Zeit für die vorbedeutende Gaukeley geistiger Wesen zu halten.

Zu bedauern ist es nur, daß diese Mummerey auf Kosten der Menschheit gespielt wurde, indem einige Tangermünder darüber ein Opfer des Todes wurden. Denn unüberlegter Weise ließ man es nicht selten selbst zu den Ohren desjenigen gefährlichen Kranken gelangen, vor dessen Wohnung der vermeintlich vorbedeutende Leichenzug verweilt hatte. So verlohr nun der heftig erschreckende Kranke, mit den ihn umgebenden Seinigen, allen Muth und alle Hoffnung zur Möglichkeit der Genesung. Und wo die Bemühung des Arzts sonst vielleicht noch einen glücklichen Erfolg hätte hoffen lassen, da ward, durch das verschwundene Vertrauen zu Gott und Menschen, auch diese Hoffnung vereitelt.

Achte Erzählung.

Ein Verstorbener erscheint nach seiner Beerdigung, und spricht und handelt wie ein Lebender.

(II. 2. A)

Zur herzlichen Freude seines Vaters, hatte der junge Graf von Walkenried, unter Herrn Winkelmanns Leitung, zu Göttingen eine Zeitlang mit Nutzen studirt. Hierauf ging er zur fernern Ausbildung seines Geschmacks, noch einige Jahre auf Reisen. Unglücklicherweise erkrankte Herr Winkelmann, der ihm auch jetzt als Freund und Rathgeber zur Seite ging, zu Straßburg, und starb daselbst, nachdem sie kaum einen Monat im Auslande zugebracht hatten. In Ermangelung eines Führers, der so wie jener, zugleich im eigentlichsten Sinne des Worts sein Freund gewesen wäre, beschloß er die angefangene Reise allein fortzusetzen.

Auch dem alten Grafen war die Nachricht von Herrn Winkelmanns plötzlichem Tode eben so unangenehm als unerwartet. Da er indessen seinen Sohn als einen für seine Jahre sehr gesetzten Jüngling kannte: so hatte auch Er unter solchen Umständen wider das Alleinreisen nichts einzuwenden. Er schrieb ihm dieß, und fügte den jetzt ernstlichen wiederholten väterlichen Ermahnungen und gut gemeinten Bitten, womit er ihn entlassen hatte, einen Brief an einen berühmten Banquier zu Paris bey, dessen Bekanntschaft er in jüngern Jahren als Französischer Gesandter gemacht hatte, und von dem er sich schmeichelte, daß er sein Freund gewesen sey. In dem Briefe ersuchte er den Banquier, seinem Sohne so viel Geld, als er verlangen würde, zu geben; und ihn, wann er weiter reisen würde, mit nöthigen Empfehlungen zu versehen.

Um den Banquier lebhaft an ihre ehemalige, freundschaftliche Verbindung zu erinnern, fügte er dem väterlichen Ermahnungsschreiben noch eine schöne goldne Schnupftobacksdose bey, worauf sich sein sehr ähnliches Brustbild befand. Es war schon vor vielen Jahren zu Paris gemahlet, mithin jugendlich; und glich jetzt auch dem Sohne ungemein. Die Dose selbst hatte er einst von dem

Banquier zum Andenken erhalten. Er vermuthete daher nicht ohne Grund, daß er seinem alten Freunde ein Vergnügen machen werde, wenn er sie ihm durch seinen Sohn wieder zu Gesichte bringe.

Der junge Graf stieg bey seiner Ankunft in Paris, für's Erste in einem sogenannten Hotel-garni ab, bis er Anstalt zu einer bequemen Wohnung getroffen haben würde. Außer verschiedenen Fremden wohnten auch zwey Engländer hier, ein Paar Brüder, die der Graf vor Jahr und Tag zu Göttingen kennen gelernt hatte. Dieser zufällige Umstand, so wie die überaus delicate öffentliche Mittags- und Abendtafel und die artigsten und aufgewecktesten Pariser von Stande, die sich hier täglich einfanden, trugen gemeinschaftlich dazu bey, daß der Graf die Veränderung seiner Wohnung von einer Zeit zur andern aufschob.

Einer der Cavaliers aus der Tischgesellschaft, zu welchen des Grafen freundschaftempfängliches Herz sich vorzüglich hingezogen fühlte, war der Freyherr von Vigny. Ungewöhnliche Kenntnisse und das beste Herz machten diesen jungen Mann von Kopf zu dem angenehmsten Gesellschafter.

Bald ward er dem Grafen, und der Graf ihm unentbehrlich, um recht vergnügt seyn zu können. Ihre übrigen Bekannten und Freunde nannten sie

daher die Unzertrennlichen und wirklich wäre auch dieser Name in jeder Hinsicht passend für sie gewesen, wenn nur der Tod, der Alles trennet, sie nicht gar zu bald gewaltsam von einander gerissen hätte.

In ihren täglichen frohen Zirkeln genossen sie fast den ganzen Tag die hitzigsten feinen Weine in Menge; besonders vergaß man des Abends alles Maaß und alle Ordnung. Die ausgepichten Magen der des Trunkes gewohnten Engländer, und die Bekanntschaft der Franzosen mit den Erzeugnissen ihres Vaterlandes, verhinderten bey ihnen die übeln Folgen dieser Lebensweise, denen hingegen der Deutsche Graf unterlag. Er war eigentlich nie ein sogenannter Trinker gewesen, und nur das Zureden der Uebrigen, der gute Wille, der Gesellschaft gefällig zu seyn, u. s. w. waren Schuld, daß er sich ein Entzündungsfieber zuzog, welches seinen Tod zur Folge hatte.

Der Graf, dessen Kasse sich in sehr guten Umständen befand, und der bisher in ununterbrochener Zerstreuung zu Paris lebte, hatte den alten Freund seines Vaters, den Banquier, noch gar nicht besucht, und ihm bis jetzt weder des Vaters Brief eingehändiget, noch die Tobacksdose gezeigt. Dieser Umstand beschäftigte sein Vorstellungsvermögen in dem letzten Augenblicke seines Lebens sehr

lebhaft. Davon zeugten besonders die unzusammenhängenden Aeußerungen des Phantasirenden.

Als sein wahrer Freund scheuete Herr von Vigny das Krankenbette nicht, sondern besuchte den leidenden Grafen, mit dem er die gesunden Tage so glücklich verlebt hatte, auch jetzt oft, und führte mit möglichster Sorgfalt die Aufsicht über seine Pflege und Wartung. Insbesondre aber ermunterte er die angenommenen Aerzte fleißig, nichts zu versäumen, was dazu beytragen könne, die Gefahren der Krankheit abzuwenden und zu mindern. Mit Recht hielt er dieß für den thätigsten, ja für den einzig wahren Beweis seiner Liebe zu dem Grafen. Aber leider waren diese Freundschaftsäußerungen und alle Kunst der Aerzte nicht hinreichend, den Kranken zu retten. Er entschlief den Todesschlaf, aus welchem man hienieden nicht wieder erwacht.

Der Besitzer des Hotels ließ den Physicien de Quartier kommen, und förmlich untersuchen, ob der Verstorbene auch wirklich todt sey. Dieser erklärte nach der gründlichsten vorhergegangenen Untersuchung den Grafen für todt, und stellte den Schein aus, der zu Paris erforderlich ist, um beerdigt werden zu können. Uebrigens ist die Verfahrungsart mit Leichen hier weniger umständ-

lich, als an jedem andern Orte. Man hat beständig Särge von verschiedener Güte und Alles, was man zu vornehmen und gemeinen Beerdigungen bedürfen möchte, in Menge zum Verkaufe vorräthig. Daher kam es, daß der Graf kaum vier und zwanzig Stunden todt war, als man ihn des andern Morgens früh feyerlich zu Grabe trug, und beerdigte.

Höchst sonderbarerweise besorgte der verstorbene Graf an diesem Tage seiner wirklichen Einscharrung in die Erde leibhaftig bey dem Banquier Alles, was sein Vater ihm aufgetragen, er aber im Leben zu besorgen versäumt hatte. — Völlig so angezogen, wie der Graf in den letzten gesunden Tagen zu Paris sich getragen hatte, und begleitet von seinem treuen, höchst betrübten Kammerdiener, begab sich der verkörperte Geist des Verstorbenen, als Graf von Walkenried, zu dem Banquier, machte demselben das lange aufgeschobene Antritts-Compliment, jedoch mit jener Niedergeschlagenheit, die man im Leben nie an ihm wahrgenommen hatte, und welche überhaupt keinem glücklichen jungen Herrn von Stande eigen zu seyn pflegt.

Der Banquier hatte zwar den Grafen nie gesehen, würde aber, auch wenn dieser sich nicht

zuvor hätte anmelden lassen, in dem Geiste vielleicht auf den ersten Blick den Sohn seines alten Freundes erkannt haben. So unverkennbar groß und auffallend war die Aehnlichkeit des verstorbenen Sohnes mit dem Vater! Der Banquier empfing den Geist mit aller Artigkeit eines Parisers, und complimentirte ihn in das Visitenzimmer hinein. Hier war es, wo der Geist zuvörderst sein Beglaubigungsschreiben und des Vaters Dose mit feyerlichem Ernste überreichte, und dann noch einige ihm aufgetragene Bestellungen mündlich hinzufügte.

D. Banquier. So vieler Beglaubigungen, theuerster Herr Graf! bedurfte es nicht, um mich zu überzeugen, daß Sie der Sohn meines alten Freundes sind. Seyn Sie mir tausendmal willkommen, und verfügen Sie unbeschränkt über Alles, was in meinem Vermögen ist; besonders stehen Ihnen meine Cassen zu Befehle.

D. Geist. (mit einer Verbeugung voll Ernst und Würde) Ich danke Ihnen für so gütige Anerbietungen, und bedaure um meiner selbstwillen nichts mehr, als daß ich keinen Gebrauch davon machen kann.

D. Banquier. Desto besser, wenn Ihre Börse meiner nicht bedarf; Sie legen so einen schönen Beweis ab, daß man auch bey der ehren-

vollsten Behauptung seines Standes ein guter Wirth seyn kann. Indessen wird mir doch hoffentlich das Vergnügen, Ihnen dienen zu können, bey der Fortsetzung Ihrer Reise, noch bevorstehen — Aber wäre es Ihnen nicht gefällig ein kleines Frühstück bey mir einzunehmen?

D. Geist: Ich bin Ihnen auch dafür verbunden. Auf dieser Welt gebrauche ich nichts mehr. Denn schon in der gestrigen Nacht bin ich im Hotel des Herrn Michel in der St. Honorestraße gestorben, und heute früh um drey Uhr förmlich beerdiget worden.

D. Banquier. (seinen Stuhl ein wenig abrückend) Sie scherzen liebster Herr Graf! — —

D. Geist. Ich scherze nicht, mein Herr! Die Absicht, warum ich Ihnen beschwerlich falle, ist unter andern, Sie zu bitten, meinem alten Vater diese Dose, welche Sie ihm einst zum Andenken verehrten, mit der Aufforderung zurück zu senden, daß er sie zum zweytenmal aus den Händen seines verstorbenen Sohnes zum Andenken annehmen möge.

D. Banquier. (wird immer ängstlicher) Aber mein Herr Graf! ich bitte Sie, besinnen Sie sich doch! Sie sind ja körperlich bey mir; wie können Sie denn todt seyn?

D. Geist. (würdigt den Zweifelnden keiner Antwort hierauf, und fährt da fort, wo er unterbrochen wurde) Auch schreiben Sie ihm, der unerfülltgebliebene sehnliche Wunsch, ihn noch einmal auf dieser Welt zu sehen, um für jede Vatergüte ihm herzlich danken zu können, habe mir den frühen Tod vorzüglich schmerzhaft gemacht.

D. Banquier. (dem es kalt über die Haut läuft) Aber bester Herr Graf! ist es möglich — sollten Sie —

D. Geist. (indem er zwey goldene Uhren, einen kostbaren Brillantring, und zwey hundert und funfzig Stück Louisd'or auf den Tisch legt) Ich bedarf jetzt des irdischen Tandes nicht mehr, und habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie auch diese Kleinigkeiten meinem Vater einhändigen lassen werden.

D. Banquier. (sieht sich schüchtern nach einer Seitenthür um, und will antworten; die Haare stehen ihm zu Berge, und sein Hasenherz klopft nicht weniger hörbar, als die beyden auf dem Tische liegenden Taschenuhren.)

D. Geist. (der das bemerkt, im Weggehen) Verzeihen Sie, meine Absicht war nicht, den Freund meines Vaters zu ängstigen. Als ein Todter wußte ich mir nicht anders zu helfen. Jetzt ist

der Augenblick meiner Rückkehr in die Gruft gekommen. Leben Sie wohl.

Mit diesen Worten schwebte der Geist zur Thür hinaus. Der Banquier war bey dem Abschiede mehr todt, wie lebendig. Er rief die Seinigen herbey, um wieder unter Lebenden zu seyn, und wußte nicht, was er denken, oder sagen sollte. Besonders fiel ihm, beym Anblick der zurückgelassenen Kostbarkeiten und des Goldes, die richtige Bemerkung aufs Herz, daß das Abentheuer für einen ihm gespielten Scherz viel zu ernsthaft sey; weil Niemand mehrere tausend Livres wegwerfen werde, um ihn einen Augenblick in einer übergroßen Verlegenheit zu erblicken. Auch würde es Niemand gewagt haben, mit den Kostbarkeiten einen Sachkundigen, wie er war, täuschen zu wollen. Daß der Ring ein ächter Solitaire von großem Werthe war, ergab sich ihm aus dem ersten Blicke. Die Uhren durfte er nicht erst an's Ohr halten, um zu hören, daß sie aufgezogen waren. Er besah die Goldstücke einzeln, und alle waren gutes Gold. Die Dose, von innen und außen betrachtet, blieb immer die nämliche, welche er einst dem alten Grafen gegeben hatte. Er verglich dessen Brustbild auf der Dose mit dem Bilde seines Sohnes, wie es ihm in dem Gespenste eben

erst noch vor Augen gestanden hatte; und er fand auch jetzt noch, (die Frisur und Kleidung, welche seit mehrern Jahren sich sehr verändert hatte, abgerechnet) zwischen Vater und Sohn die unverkennbarste Aehnlichkeit.

In dieser außerordentlichen Verlegenheit, fuhr der Banquier ungesäumt nach dem Hotel, worin der angebliche Todte gewohnt haben wollte. Ihm leuchtete die Möglichkeit ein, daß er hier bey'm Hauswirthe, Herrn Michel, vielleicht einigen Aufschluß über den ihm unerklärbaren Vorgang bekommen werde.

D. Banquier. Sagen Sie mir doch, lieber Herr Michel, ist Ihnen das Original des Brustbildes dieser Dose bekannt? —

Hr. Michel. Unstreitig! der junge Graf hat ja lange genug bey mir gewohnt, alle meine Tischgenossen, alle die in meinem Hotel wohnen, haben ihn gekannt.

D. Banquier. Haben gekannt?? — den jungen, wahnsinnigen, Grafen von Walkenried?

Hr. Michel. Den Wahnsinnigen? — nein! den seligen Grafen von Walkenried aus Deutschland der gestern in meinem Hotel am hitzigen Fieber gestorben ist, und den ich heute

früh, nach den Gesetzen der Polizey regelmäßig und öffentlich habe beerdigen lassen.

D. Banquier. Um's Himmelswillen! scherzen Sie? der nämliche junge Graf, dem dieß Brustbild — die alte Tracht abgerechnet — sprechend gleicht, war vor weniger, als einer halben Stunde leibhaftig in meinem Hause, um mir Geld und Sachen, mehrere tausend Livres an Werthe — —

Noch eh' er das, was er sagen wollte, vollendet hatte, fährt Herr Michel erschrocken zusammen; der Banquier aber sinkt halb ohnmächtig auf einen Sessel, weil beyde zugleich in diesem Augenblicke — den Geist in's Zimmer treten sehen. Diesem war der Anblick zweyer so heftig Erschreckenden unerwartet und unangenehm zugleich. Nach seiner Meynung sollte seine Spukrolle mit der Entfernung aus dem Hause des Banquiers vollendet seyn, indem er gehofft hatte, früher, als der Banquier, das Hotel zu erreichen, um die erborgten Kleider des Verstorbenen wieder abzulegen, und doch begann die Rolle, die er nicht fortspielen wollte, jetzt von Neuem. Er bat den Banquier dringend um Verzeihung wegen des Scherzes wozu ihn die Natur gleichsam berechtigt habe, und versicherte ernstlich, daß er weder der verstorbene Graf

von Walkenried selbst, noch dessen spukende Hülle sey. Hier ist der Schlüssel zum Räthsel:

Der Seelenfreund, welchen der Graf in dem Freyherrn von Vigny gefunden hatte, war wie schon gesagt, ein Mann von vielem Kopfe und munterer Laune. Aber, was das Merkwürdigste war — er hatte eine so außerordentliche Aehnlichkeit in der Bildung des Körperbaues und des Gesichts mit dem Grafen, daß ein Dritter nur an der Kleidung und Sprache zu erkennen im Stande war, welcher von Beyden vor ihm stand. Von diesem Spiele der Natur begünstigt, bewirkten die beyden Freunde, indem sie einander Kleidung und Namen liehen, bey männlichen und weiblichen Bekannten viele drollige Verirrungen. Aber den auffallendsten und ernsthaftesten Sinnenbetrug ward Herr von Vigny zu spielen veranlaßt, als sein Freund auf dem Sterbebette ihm jenen väterlichen Brief an den Banquier nebst Dose, Börse, Uhren und Ring mit Aufträgen übergab, von denen der Leser schon weiß, daß sie zwar scherzhaft, jedoch pünktlich besorgt wurden. Der Bediente des Verstorbenen, mußte ihm von den Kleidungsstücken seines seligen Herrn diejenigen leihen, die Herr von Vigny angezogen hatte, als er zum Banquier ging, und die er jetzt im Stillen wieder ablegen wollte.

Der Banquier war vermuthlich einen nähern Weg, oder rascher gefahren, und daher früher in's Hotel gekommen, wie er selbst. Herr Michel wußte durchaus nichts von dieser Mummerey, und erschrak daher selbst ein wenig, als er Herrn von Vigny, dieß Ebenbild des Verstorbenen, in dessen Kleidern in's Zimmer treten sah.

Ich will dem Leser nicht vorgreifen und die Fälle nicht aufzählen, in welchen diese Täuschung zumal in einer so weitläuftigen Stadt, wie Paris, sehr leicht hätte unentdeckt bleiben, und dem Gespensterglauben das Wort reden können. Nur daran erinnere ich auch am Schlusse dieses lehrreichen Geschichtchens wieder, daß auch die räthselhaftesten, spukenden Ereignisse, darum noch nicht übernatürlichen, wunderbaren Ursprungs sind, wenn uns der natürliche zufällig verborgen bleibt.

Neunte Erzählung.

Das durch ein Nachtgeschirr zur Ruhe verwiesene unsichtbare Gespenst.

(III. 1.)

Einer meiner Vorgänger der ehemalige Feldprediger, und jetzige erste Prediger und Inspector zu Tangermünde, Herr Hanisch, *) bereisete im Frühjahre 1777 die außerhalb Rathenow garnisonirenden Schwadrons des Leib-Carabinier Regiments. Auf der Rückreise von Wolmirstädt nach Genthin langte er mit seinem Reitknechte gegen Abend an das linke Elbufer, dem Dorfe Ferchland gegenüber, glücklich an, und hoffte der mit dem Fährmanne getroffenen Verabredung gemäß, noch über den sehr angeschwollenen Strom gesetzt zu werden. Da sich aber ein heftiger Sturm erhoben hatte, so wagte der sonst sehr entschlossene Fähr-

*) Nach dessen eigener Handschrift erzählet.

Fährmann dießmal nicht, sein Versprechen zu erfüllen. So sah sich nun Herr Feldprediger Hanisch genöthigt, den Reitknecht mit beyden Reitpferden in der Schenke des nächsten Dorfes Bittkau übernachten zu lassen, und das bessere Wetter des kommenden Tages zur Fortsetzung der Reise abzuwarten.

Da ihm selbst das angebotene Strohlager zu Bittkau nicht behagen wollte, und hier im Orte kein Prediger wohnte, so ging Er, für seine Person, zu Fuße zum Prediger des benachbarten Altmärkischen Dorfes Grieben, um sich bey ihm ein seinen Bedürfnissen angemessneres Nachtlager auszubitten. Dieser gastfreye Mann und dessen Familie empfingen und bewirtheten ihn auf das Freundschaftlichste. Man verplauderte einen überaus angenehmen Abend mit einander. Nachdem unvermerkt die Schlafenszeit herbey gekommen war, wies man dem von der Reise ermüdeten Gaste in der großen Stube der Pfarrwohnung ein Gardinenbette zur nächtlichen Ruhe an.

„Da ich (so erzählet Herr Inspector Hanisch selbst) als ein Spaziergänger, außer meinen Kleidern, einer Uhr und einer kleinen Börse weiter nichts bey mir hatte: so recognoscirte ich zwar mein Terrain, und leuchtete, das Licht in der Hand, un-

ter das Bette und hinter die Schränke; indessen geschah dieß mehr aus Angewohnheit, als aus irgend einem wirklichen Besorgnisse. Ich legte mich hierauf ruhig nieder, und schlief, nach dem Ritt und stürmischen Wetter fest ein."

„Gegen Mitternacht schreckte mich ein spukhaftes Getöse aus dem tiefsten Schlafe auf. Es war mir, als hätte ein unbekanntes Etwas an meinen Bettgardinen gestreifet. Auch glaubte ich ein leises Auf- und Zumachen der Thür zu hören. So eigen mir diese Empfindung war, so hielt' ich sie doch jetzt noch lediglich für eine im ersten Schlafe durch dunkle Träume erregte Gaukeley meiner Einbildungskraft. Ich schlief daher auch bald wieder ein; aber lange konnte ich noch nicht wieder geschlafen haben, als ich abermals aufschreckte, und noch deutlicher, als vorhin, vernahm, daß ein Mensch im Zimmer einmal auf und nieder ging. Sehen konnte ich nichts; es war eine stockfinstere Nacht."

„Man hatte mir eine Nachtlampe angeboten, und jetzt gereuete es mich sehr, sie nicht angenommen zu haben. Indem ich rufen wollte, war es, als ginge die Thüre zu. Da lag ich nun, und sann, und über dem Sinnen schlief ich nochmals ein. So müde ich aber auch war, so ließ mich der Poltergeist doch nicht ruhen. Indem jemand die

Thür aufreißt, und mit starken Schritten in die Stube tritt, schrie ich in meiner Verlegenheit dem Ruhestöhrer ein vernehmliches Wer da? entgegen. Da keine Antwort erfolgt, und das unbekannte Etwas näher dem Bette kommt: so ergreif ich in der Angst das Nachtgeschirr — das Einzige, was mir im Falle der Noth zu Gebote stand, und rufe: „„Kommst Du näher, so bekömmst Du das Nachtgeschirr an den Kopf!““ Indem kehrt es um, und schmeißt die Thür stark zu.

„Was sollte ich thun? aufstehn? — Aber es war finster; fremde war ich, Bescheid wußte ich nicht. Eben hörte ich über mir, die Dorfuhr Eins schlagen. Sie können leicht denken, daß ich alles Mögliche durchdachte, was es seyn könnte. Ja sogar der Gedanke an die eben verstrichene Gespensterstunde — warum sollte ich ein Hehl daraus machen? — fiel mir einen Augenblick schwer aufs Herz. Wäre es ein Dieb, dachte ich, so würde es nicht so stille hergehen; wäre es ein Gespenst — je nun, wer hat von dergleichen in seiner Jugend nicht Mancherley erzählen gehöret!“

„Nachdem ich zwey Stunden schlaflos zugebracht hatte, und gegen den Morgen wieder ein wenig eingeschlummert war, werde ich endlich zum Frühstücken gerufen. Auf die gegenseitige Frage, wie

man geschlafen habe, mache ich anfänglich eine stumme Verbeugung. Nachdem man aber in mich dringt, so erwiedere ich freymüthig: daß ich, wenn ich viel zu verlieren gehabt hätte, einen Dieb bey mir gehabt — und wenn ich Gespenster fürchtete, ein Gespenst gehöret zu haben, glauben müsse. — Ich weiß nicht welcher Poltergeist mich gequälet hat! —"

„Mein Herr Wirth und die Seinigen sahen sich bey dieser Aeußerung ungemein verlegen an, und baten sehr um Verzeihung; ihnen lag die Auflösung des Räthsels sogleich klar vor Augen. Jener hatte einen Bruder bey sich, welchen Menschenscheu und Melancholie dem Zustande der Verrücktheit nahe gebracht hatten. Dieser Unglückliche hatte zufällig vernommen, daß ich — ein Fremder — mit ihm unter einem Dache übernachten werde. Den Abend war er mir nicht zu Gesichte gekommen; und doch wünschte er, meine Bekanntschaft zu machen, wär es auch im Finstern. Eine Idee, die unstreitig seinen verworrenen Vorstellungen selbst nicht klar verschweben mochte, veranlaßte ihn daher, mir jenen dreymaligen nächtlichen Besuch zu machen. Da aber der Schwermüthige mit seiner Herzhaftigkeit zu sehr zerfallen war, als daß er das Nachtgeschirr, womit ich — unhöflich genug —

ihn bewillkommen wollte, hätte abwarten sollen: so schlich er wieder davon, ohne sich auf ein Gegenkompliment einzulassen, und that nun auf meine weitere Bekanntschaft Verzicht. Da er bisher sein Wohlgefallen an nächtlichen Bekanntschaften in der Art noch nie geäußert hatte: so war es natürlich auch Niemanden in den Sinn gekommen, zu glauben, daß es nöthig sey, mich hier gehörig zu orientiren, und auf einen solchen Besuch gefaßt zu machen. — Sehen Sie da, die Auflösung!" —

Uebrigens hätte dieser spukhafte Nachtbesuch, durch die Lebensgefahr, in welche Herr Feldprediger *Hanisch* an dem nächstfolgenden Tage gerieth, sehr leicht die bedeutungsvollste Ahndung werden können. Er wollte und mußte nämlich am Tage nach der Spuknacht bey guter Zeit zu *Rathenow* eintreffen, und doch hatte das stürmische Wetter eher zu- als abgenommen. Ihm blieb daher nichts übrig, als den Versuch zu machen, ob man ihn vielleicht bey *Tangermünde* über die *Elbe* zu bringen im Stande sey. Um dahin zu gelangen, mußte er bey der dortigen *Tangerbrücke* die sehr ausgetretene *Tanger* durchreiten. Unbekannt mit der damit verknüpften Lebensgefahr wagte er es mit seinem Reitknechte, hier durchzuschwimmen. Das Wasser war so hoch, daß sogar der erhabenste

Theil der sehr hohen steinernen Brücke nur eben noch aus demselben hervorragte. Das ungeheure Wagstück, welches hier schon Mehrern das Leben gekostet hat, gelang indessen, und sie hatten von Glück zu sagen.

Lassen Sie uns, lieben Leserinnen! den leicht möglichen Fall annehmen: Herr Hanisch hätte von seinem nächtlichen Abentheuer ganz geschwiegen, mithin auch nichts von dem Nachtwandler erfahren; hätte aber auf dem Wege nach Tangermünde aus Langerweile, und um Etwas zu schwatzen, seinem Reitknechte die Bagatelle scherzend erzählt, und wäre darauf in der Tanger ein Opfer seines Wagstücks geworden: würde dann der Knecht — im Falle Der den Wellen vielleicht entgangen wäre — nicht geglaubt haben, jene nächtliche Erscheinung mit allem Rechte für eine Ahndung des nahen Todes seines Herrn halten zu dürfen? —

LB Coburg

Zehnte Erzählung.

Das Gespenst, welches einem Offizier die Betten unter dem Kopfe anfraß. *)

(III. 1.)

Ich machte im Jahre 1769 eine Reise von Königsberg in Preußen nach der Ukraine, und mußte im Dorfe Kockernäse übernachten. Der dortige Amtsrath Herr Köhler, mein Freund, empfing mich mit offenen Armen. Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft bey ihm, und dieß veranlaßte seiner Seits die Entschuldigung, daß er mir, da seine Zimmer im Wohnhause von Besuchenden besetzt wären, keine andere Schlafstelle, als einen etwas veralteten Saal im Hintergebäude, anbieten könne. Von der Reise ermüdet, war ich sehr

*) Nach der Erzählung des Acciseeinnehmers Herrn von Baussen zu Rathenow.

damit zufrieden, und bat nur, mit einem alten Bekannten keine Umstände zu machen.

Nach einer halben Stunde kamen die Gäste des Amtsraths von einer Schlittenfahrt zurück. Wir setzten uns bald zu Tische. Die muntere Laune mehrerer jungen Gäste beyderley Geschlechts, und der gute Wein des Amtsraths verlängerten die Mahlzeit. Der Faden der allgemeinen Unterhaltung ward von Ungefähr an Gespenstergeschichtchen angeknüpft. Da tischte der Eine dieß, der Andere jenes auf; da hatte Dieser ein bloß räthselhaftes, Jener ein wirklich wunderbares Ereigniß erlebt. Gerade wollte einer von den jungen Männern noch eine recht arge Geistergeschichte zum Besten geben, als seine schöne Schwester, der das Geschichtchen schon bekannt seyn mochte, mit einem „Hu!" zusammen schauderte. Der schalkhafte Amtsrath bat um Schonung für mich; ich sey müde, meinte er, und dürfe dergleichen Schaudererregendes heute gegen die Nacht um so weniger zu Herzen nehmen, weil ich in dem Hintersaale allein schlafen würde.

„In dem Spuksaale?" fragte erstaunt einer der Gäste; schwieg aber, da, wie ich bemerkte, der Amtsrath ihm mit den Augen winkte. „Und wenn mein Schlafgemach auch Spuksaal hieße," erwiederte ich lächelnd, „so übernachtete ich doch

ohne Bedenken in demselben; mit Preußischen Offizieren pflegen sich die Gespenster nicht gern gemein zu machen.

Die Tafel wurde aufgehoben. Der Bediente des Amtsraths begleitete mich mit einer Laterne über den Hof. Dann führte ein langer Gang, auf dessen Seiten Ställe angebracht waren, nach dem Saale, wo ich schlafen sollte. Mein Geleitsmann zündete mir ein Licht an, und ich entließ ihn.

In der That — dacht' ich bey mir selbst — gäb' es Gespenster, sie würden nirgends anderswo lieber hausen, als hier. Das Zimmer hatte eine ansehnliche Größe, und feyerlich hallete in demselben jeder meiner Fußtritte wieder. Es war hoch gewölbt, hatte eine Menge zerfallener Nieschen in den Wänden, und glich einer Kirche, deren Oede um so schauerlicher war, da, außer einigen alten Familiengemählden, einem Bette, Tische und Stuhle, Alles wüste und leer darin war. Ich bemerkte eine offene Seitenthür zu einem Nebenstübchen. Es war noch verfallener, wie der Saal selbst. Eine durchaus unbrauchbare, gewundene Treppe führte hier in einen Keller hinab. Ich gestehe, daß mir bey dem Anblicke des offenen Kellers plötzlich jene Benennung des Saales wieder einfiel. Aber was war zu machen? — Ich entkleidete mich, und nun

erst, als ich die Saalthür verschließen wollte, machte ich die unangenehme Bemerkung, daß sie weder Schloß noch Riegel hatte.

In dieser meiner Verlegenheit haschte ich nach Entschlossenheit und Männersinn, indem ich mich selbst zur Rede stellte: „Warum mag Dir doch eigentlich der offene Keller, und die Thür ohne Schloß und Riegel, zum Anstoß und Aergerniß gereichen? — Bethöret Dich etwa die Furcht vor Dieben? Aber Du bist ja im Schlafrocke nach dem Saale gegangen, hast Börse und Uhr dem Amtsrathe in Verwahrung gegeben. — Nun? doch wohl nicht gar Furcht vor Gespenstern? Aber die sollen ja Respekt vor einem preußischen Offiziere haben! —

Dieses Selbstgespräch half; nur wenige Minuten stand ich unentschlossen da, bald siegte die Vernunft; ich setzte den alten Lehnstuhl vor die Saalthür, damit sie wenigstens kein Spiel des Luftzuges seyn möchte, und schlief bald und ruhig ein.

Es mochte ungefähr Mitternacht seyn, als einige Stöße gegen die Saalthür mich erweckten. Ich fuhr erschrocken zusammen und horchte noch, herzklopfend, als ein zweyter heftiger Stoß die Thür aufsprengte. Es ließen sich einige Tritte hören, die so sonderbar wiederhallten, als ob jemand

auf Stelzen ginge. Die Tritte kamen mir immer näher; sie wurden in gleichen Zwischenräumen von einem heftigen Niesen und gewaltsamen Schnauben unterbrochen. Jetzt tobte der Unhold, wie ich deutlich unterscheiden konnte nahe bey dem Kopf-Ende meines Bettes. Es war mir äußerst unangenehm, daß ich meinen Degen mitzunehmen vergessen hatte. Der Angstschweiß brach mir aus, als auf meine wiederholte Anrede keine Antwort, und auf die von Zeit zu Zeit verstärkten Drohungen keine Aenderung im Benehmen des schnaubenden Nachtgeists erfolgte. Eiskalt goß es mir über, als das spukende Etwas immer frecher ward, und einigemal gewaltsam an meinem Kopfkissen zupfte, und, dem Gehöre nach, die Federn fraß.

Erst die Federn, dann dich, dachte ich in der Angst, und sprang mit einem Satze, der dem geübtesten Seiltänzer Ehre gemacht haben würde, aus dem Bette. Indem ich mich bücke, um den Stiefelknecht — das Einzige, was mir an Wehr und Waffen zu Gebote stand — zu packen, gab mir der Poltergeist einen so heftigen Stoß vor den H..., daß ich davon zu Boden fiel. Ich sprang auf, und durchkreuzte mit dem Stiefelknechte die Luft, bis ich endlich ein lebendiges Etwas traf. Ich griff im Schlagen mit der linken Hand dar-

nach, und faßte — ein Horn! So sehr sich der Hörnerträger mir zu entwinden suchte, so fest hielt ich ihn doch um ihn zu züchtigen. Die Töne, welche ihm der Schmerz auspreßte, belehrten mich, weß Geistes Kind er war.

Eine gewisse unwillkührliche Stimmung zum Lachen, aber auch Schaam vor mir selbst, verdrängten jetzt alle Furcht. Nachdem ich den gehörnten Spuk für seine Zudringlichkeit derbe gezüchtigt hatte, schob ich ihn zum Saale hinaus, verrammelte die Stubenthür von Neuem, und schlief nun ungestört bis an den Morgen.

Als der Tag anbrach, lag der nähere Aufschluß über Das, was mir in dem bestandenen Abentheuer noch einigermaßen dunkel geblieben war (z. B. daß der Gehörnte mein Kopfkissen anfraß) klar vor meinen Augen. Der Amtsrath kannte meinen Gespensterunglauben, und hatte in dieser Hinsicht, zur Unterhaltung seiner übrigen Gäste ein sinnreiches Späßchen erdacht. Unbemerkbar war mir ein kleines mit Hafer gefülltes Kissen unter das Kopf-Ende meines Bettes gelegt, und längs der Saalwand, an welcher mein Bette stand, hatte man bis zur Stubenthür hin einige Körner Hafer gestreuet. Das Nämliche war auswärts von der Saalthür an, bis zu dem Stalle

eines sehr zahm gemachten Ziegenbocks, geschehen. Natürlich ging der Bock, dem man die Stallthür geöffnet hatte, dem Hafer nach; und folgte der anlockenden Witterung dieses Fraßes auch da noch, wie ihn die Saalthür, die er mit den Hörnern oft aufgerennt haben mochte, im Wege war. Der vor die Thür gestellte Stuhl veranlaßte ein mehrmaliges Gegenstoßen; aber sobald er zurück gedrängt war, hinderte den schnaubenden Hafersucher nichts, dem Fraße bis in das Haferkissen hinein nachzuspüren. Mit dem Umrennen ging auch Alles ganz natürlich zu. Wahrscheinlich glaubte der Bock, es sey mir darum zu thun, ihm seinen Hafer zu nehmen.

Eilfte Erzählung.

Von Todesahndungen und andern gefahrvollen Gespenstern der Einbildungskraft. *)

(I. 4. A. und B.)

Keine Seelenkraft bietet uns so sonderbare, so widersprechende Erscheinungen dar, als die Einbildungskraft. Sie, die uns zur wohlthätigsten Freundinn in diesem, oft an Realität so armen Erdeleben gegeben war, durch die wir Genuß des Lebens, Trost in trüben, und Verherrlichung der glücklichen Stunden, durch die wir lebendiges Gefühl für's Gute und Schöne, für Tugend und Wahrheit erhalten, so lange wir sie in gehörigen Schranken zu halten wissen; sie kann, so bald sie diese überschreitet, unser fürchterlichster Tyrann

*) Siehe D. Ch. W. Hufeland's gemeinnützige Aufsätze zur Beförderung der Gesundheit, des Wohlseyns, und vernünftiger medicinischen Aufklärung. Leipzig 1794. Bd. 1. Seite 200.

werden, der uns Ruhe, Glück, ja unser ganzes Daseyn raubt. Es ist also sicher einer der wichtigsten Grundsätze unsers moralischen Daseyns, immer gegen sie auf der Hut zu seyn, und das gegenseitige Verhältniß so zu ordnen, daß wir immer eine gewisse Oberherrschaft behaupten. Aber daß diese Lebensregel nicht weniger wichtig für unser Physisches ist, erlaube man mir, durch einige Schilderungen ihres mächtigen Einflusses, und besonders durch ein Beyspiel zu beweisen, das ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte.

Mannigfaltig sind die Stufen, die jene sonderbare Gefühlskrankheit, die man überspannte, unregelmäßige Einbildungskraft nennt, durchläuft, und unzählig die Masken, unter welchen sie sich uns darstellt. Von der ersten augenblicklichen Vorstellung an, daß wir etwas als wirklich fühlen, was nicht ist, bis zur völligen Verrückung, oder der gänzlichen Verstimmung unsers Gefühls, finden unzählige Abstufungen statt, die auf den Grad des Uebels, auf die Ursachen und auf die eigenthümliche Beschaffenheit des Kranken sich gründen. Ein großer Theil von dem, was wir hypochondrische, oder hysterische Zufälle und Nervenkrankheiten nennen, rührt im Grunde bloß von einer verdorbenen Einbildungskraft her. Man lacht gewöhnlich über

solche Leiden, so bald sie als Folgen einer kranken Einbildungskraft erkannt werden; aber man hat sehr Unrecht. Ich kenne wirklich keine schrecklichere und reellere Krankheit als die, wo das Gefühl unsers Wesens und Daseyns selbst leidet, und zehnmal leichter ists, ein wirkliches Uebel zu ertragen als ein eingebildetes. Dort bleibt mir immer noch die Zuflucht zu mir selbst offen, und es ist mir mit einiger Sammlung der Seelenkraft immer noch möglich, das Uebel als etwas Abgesondertes und Fremdes zu betrachten; hier aber ist auch das Einzige, was Trost und Stärkung geben kann, mein geistiges Ich, krank, und das Leiden ist wirklich ein Theil meines Wesens. Bey wahren Uebeln ist es genug, die Grundursache gehoben zu haben, um Hülfe erwarten zu können; bey eingebildeten hingegen nicht; hier muß das Geistige bekämpft und geheilt werden, und die bewährtesten Mittel wirken nichts, so bald sie nicht auf die Einbildungskraft wirken.

Bey solchen unglücklichen Personen verwirren sich jeden Augenblick ihre wahren Gefühle mit ihren Träumereyen; sie sehen Nichts recht, weil sie Alles nur in dem Spiegel ihrer Einbildungskraft zu sehen gewohnt sind. Sie kommen endlich dahin, entweder sich selbst nicht mehr zu trauen, und also

im

im ewigen Widerspruche mit sich selbst zu leben, oder aber ein Ball zu werden, mit dem die Einbildungskraft die sonderbarsten Spiele treibt, und Erscheinungen darzubieten, die dem vernünftigern, kältern Menschen unbegreiflich vorkommen. — So wird's möglich, daß der Eine sich für ein Gerstenkorn halte, welches in beständiger Gefahr steht, von Hühnern gefressen zu werden, der Andere für eine Person der Gottheit; daß Dieser eben so fest überzeugt ist, er sey von Glas, und könne nicht stark angerührt werden, ohne zu zerbrechen; als jener, er sey der Treffbube, und müsse sich gewaltig hüten, dem Treffkönige nicht in den Weg zu kommen. —

So entsteht die sonderbare Krankheit, sich doppelt zu sehen, von der ich, ein merkwürdiges Beyspiel gesehen habe, wo das andere Ich unbeschreiblich lästig wurde, sich überall und sehr zur Unzeit in den Weg stellte, und das arme Original durch seine beständige Gesellschaft fast bis zur Verzweiflung brachte; und, was wohl zu bemerken ist, dieß war ein Mann, der seinen vollen Verstand hatte, und übrigens seine Geschäfte richtig und ordentlich führte. Doch ist nicht zu läugnen, daß diese Erscheinung zuweilen ihren Grund auch außer uns, in einer besondern Brechung der Lichtstrah-

len, habenkann, wie des berühmten Kerstings Beyspiel beweist. — Er arbeitete nämlich einst gegen Abend in seinem Laboratorium, wo die Luft durch eine Menge Präparate, Leichname u. s. w. dick und mit Dünsten angefüllt war. Plötzlich sah er in die Höhe, und entdeckte seine ganze Gestalt, sich gegen über, am andern Ende des Saals sitzen. Er stand auf, um das Phantom genauer zu untersuchen, ging darauf los, aber da verschwand es; er begab sich wieder an den vorigen Platz, da sah er es wieder. Aus einem andern Winkel war es wieder unsichtbar. Genug es ergab sich, daß alles auf den Einfallswinkel der Lichtstrahlen ankam, und daß folglich die ganze Erscheinung ihre Entstehung den Dünsten des Saals verdankte, die hier, mit Beyhülfe der Abendsonne, wie ein Spiegel gewirkt hatten.

Durch Wirkung der Einbildungskraft können ferner Träume und Ahndungen tödtlich werden; und ich habe es immer für eins der traurigsten Anzeigen gehalten, wenn mir ein Kranker oder seine Freunde sagten, er habe kurz vorher einen Traum, oder eine Ahndung seines Todes gehabt, oder es sey ihm ein Geist erschienen, der ihm gewinkt habe. Es war dieß theils ein sicherer Beweis, daß die Krankheit bey diesem Menschen tief, sehr tief liege,

und wirklich schon vor dem eigentlichen Ausbruche, sein Nervensystem und die Quelle seiner Vorstellungen in einem solchen Grade zerrüttet habe, um so lebhafte Phantasien möglich zu machen; theils konnte ich nun sicher darauf rechnen, daß die feste Ueberzeugung des Todes die Krankheit furchtbarer, und die Mittel unwirksamer machen, und besonders die heilende Naturkraft lähmen würde, ohne welche die ganze Kunst des Arztes nichts ist. —

So können endlich wirkliche Krankheiten durch Einfluß der Einbildungskraft die ungewöhnlichsten und schlimmsten Nebenbeschaffenheiten erhalten, ja dadurch allein entstehen. Und dieß ist der Fall, wo freylich der Arzt in keinem Apothekerbuche Rath und Hülfe findet, wo er noch weniger damit ausrichten wird, wenn er dem Kranken beweisen will, daß Alles nur Einbildung sey. Das Einzige, was ihn hier aus der Verlegenheit ziehen kann, ist ein glücklicher Einfall, irgend ein Mittel, was die Einbildungskraft auf einen andern Gegenstand zu lenken, oder wenigstens ihre Folgen unschädlich, und ihre Ueberzeugungen durch sie selbst zu nichte zu machen vermag.

Man weiß, wie man Jenen, der sich für todt hielt, und schlechterdings nicht essen und nicht trinken wollte, heilete. Man begrub ihn mit allen

Förmlichkeiten im Keller. Einer seiner Freunde ließ sich kurz darauf auch im Sarge hinein tragen, brachte einen guten Vorrath Lebensmittel mit, und versicherte ihn, es sey auch in jener Welt gewöhnlich, zu essen und zu trinken. Er ließ sich zureden, und ward geheilt. — Einen andern, der sich einbildete, er habe keinen Kopf, (eine Einbildung, die nicht so häufig ist, als die vom Gegentheil) überzeugte man plötzlich dadurch vom wirklichen Daseyn seines Kopfes, daß man ihm einen schweren Hut von Bley aufsetzte, dessen Druck ihm seinen Kopf nach langer Zeit zum erstenmale wieder fühlbar machte. — Am allerschlimmsten ist es wohl, wenn die Einbildung auf Dinge fällt, deren lebhafte Vorstellung sie am Ende zur Wirklichkeit bringen kann. Von dieser Art war ein Fall, den ich selbst zu sehen und zu behandeln hatte, und der wohl unter die auffallendsten Beweise der Gewalt überspannter Einbildungskraft gehört.

Ein junger sechzehnjähriger Mensch, schwach und reizbar von Nerven, übrigens aber völlig gesund, geht in der Abenddämmerung aus seiner Stube, kommt aber plötzlich mit bleichem erschrockenem Gesichte zurück, und eröffnet seinem Stubengenossen mit zitternder Stimme, übermorgen um neun Uhr müsse er sterben. Natürlich findet

sein Freund diese plötzliche Verwandlung eines jungen muntern Menschen in einen Todes-Kandidaten sehr sonderbar; er frägt ihn nach der Ursache, und da ihm diese nicht entdeckt wird, sucht er ihm wenigstens die Idee auszureden, und sie lächerlich zu machen. Aber Alles vergebens. Die beständige Antwort blieb, sein Tod sey völlig gewiß und unvermeidlich. — Bald versammelte sich ein Zirkel guter Freunde um ihn her; man suchte ihn durch Munterkeit, Scherz, und selbst durch kleine Spöttereyen von seiner Thorheit abzubringen. Er saß mit finstern, in sich gekehrtem Blicke unter ihnen, nahm an nichts Antheil, seufzte, und ward endlich böse, wenn man ihn Spott fühlen ließ. — Man hoffte, die Nacht würde durch einen ruhigen Schlaf seine Phantasie umstimmen; aber der Schlaf floh ihn, und seine einzige Beschäftigung die ganze Nacht, war der nahe Tod. — Früh ließ er mich rufen. Ich fand allerdings den seltsamsten Anblick von der Welt, einen gesunden Menschen, der beschäfftigt war, alle Anstalten zu seinem Begräbnisse zu machen, den traurigsten Abschied von seinen Freunden zu nehmen, und eben einen Brief an seinen abwesenden Vater zu schreiben, und ihm nebst dem letzten Lebewohl die Nachricht von seinem morgen um neun Uhr bevorstehenden Tode zu über-

bringen. Ich untersuchte seinen physischen Zustand, fand aber nichts Widernatürliches, als Blässe des Gesichts, trübe, etwas verweinte Augen, Kälte der äußern Theile, und einen kleinen zusammen gezogenen Puls; lauter Beweise eines allgemeinen Nervenkrampfs, der sich hinlänglich in seinem Seelenzustande äußerte. Ich versuchte es also, ihn mit den trifftigsten Gründen von der Nichtigkeit seiner Einbildung zu überführen, und bewies ihm, daß ein Mensch, dessen Physisches sich in einem so guten Zustande befände, schlechterdings keinen so nahen Tod zu befürchten habe; — ich nahm meine ganze Beredsamkeit und medicinische Glaubwürdigkeit zusammen. Aber alles dieses machte nicht den geringsten Eindruck. Er gab mir gern zu, daß ich als Arzt keine Todesursache an ihm entdecken könnte; aber eben dieß sey das Eigenthümliche seines Falles, daß er ohne natürliche Ursache, bloß durch ein unabänderliches Geschick, seinen Tod jetzt finden müsse, und so wenig er diesen Glauben von uns verlangen könnte, so gewiß würde ihn der Erfolg des nächsten Tags rechtfertigen. Es blieb mir also weiter nichts übrig, als ihm zu sagen, daß ich ihn bey so bewandten Umständen als Kranken behandeln, und die nöthigen Mittel verordnen würde. Recht gut, antwortete er; aber Sie werden sehen,

daß Ihre Mittel nicht allein mir nicht helfen, sondern nicht einmal wirken werden.

Die Zeit war kostbar, und es waren nur noch vier und zwanzig Stunden zur Cur übrig. Ich hielt also für das beste, ihn durch starke erschütternde Mittel und wirksame Gegenreize wo möglich aus dieser Gefangenschaft seiner Phantasie zu erlösen. In dieser Absicht wurde ein sehr starkes Brech- und Purgiermittel gegeben, Spanische Fliegen an beyde Waden gelegt, und reizende Klystiere gegeben. Er ließ sich Alles gefallen, aber immer mit der Versicherung, sein Körper sey wirklich schon halb erstorben, und die Mittel würden nichts mehr wirken. Und wirklich mußte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen bey meinem Abendbesuche hören, daß das Brechmittel wenig oder nichts gethan habe, und die Spanischen Fliegen hatten die Haut nicht einmal roth gemacht. Nun triumphirte er ganz über unsern Unglauben, und fand in dieser Unwirksamkeit der Mittel die gewisseste Ueberzeugung, daß er schon eine halbe Leiche sey. Mir selbst wurde der Fall immer ernsthafter; ich sah, wie tief und zerrüttend jener Seelenkampf auf das Körperliche gewirkt, welchen Grad von Fühllosigkeit er erzeugt habe, und ich mußte mit Recht befürchten, daß eine Einbildungskraft, die den Kör-

per schon so weit gebracht habe, auch noch schlimmere Dinge möglich machen könne.

Alle unsere Nachforschungen, worauf sich eigentlich sein Glaube gründe, waren bisher vergebens gewesen. Erst jetzt entdeckte er einem seiner Freunde im strengsten Vertrauen, daß, als er gestern Abend auf den Vorsaal gekommen, ihm eine weiße Gestalt erschienen sey, die ihm gewinkt habe, und in demselben Augenblick habe er eine Stimme gehört: „Morgen um neun Uhr mußt du sterben" — und dieß sey ein Verhängniß, dem er durch nichts entgehen könne. Er fuhr nun fort, sein Haus zu bestellen, machte sein Testament, und bestimmte Punkt für Punkt, wie es mit seinem Leichenbegängnisse gehalten werden, wer ihn tragen, wer ihn begleiten sollte; er bestand sogar noch darauf, das Abendmahl zu genießen, welches man aber hintertrieb. Die Nacht brach ein, und er fing schon an, die Stunden zu zählen, die er noch bis zu der ominösen neunten des nächsten Morgens zu leben habe, und deutlich nahm mit jedem Glockenschlage seine Angst und Unruhe zu. Mir fing an, bange zu werden; ich erinnerte mich an die Beyspiele, wo die bloße Einbildung des Todes den Tod wirklich hervorgebracht hatte. Das Beyspiel jener spaßhaften Hinrichtung, wo man den Verbrecher

nach gehaltnem, hochnothpeinlichen Halsgerichte zum Schwerte verdammte, ihn die ganze Todesangst ausstehen ließ, und ihn, in der gewissen Erwartung des Todesstreichs, mit einer Ruthe an den Hals schlug, und wo derselbe eben so gut entseelt zur Erde fiel, als wäre er wirklich enthauptet worden: ließ mich fürchten, daß hier eben so etwas möglich seyn, und daß der für ihn tödtliche Glockenschlag, Neun, die nämliche Wirkung haben könnte, als dort der Ruthenschlag. Wenigstens konnte, bey der schrecklichen Ueberspannung seiner Phantasie, bey dem allgemeinen Krampfe, der schon alles Blut nach dem Kopfe und den innern Theilen getrieben hatte, die mit dem Glockenschlag verbundene Erschütterung die fürchterlichste Revolution in ihm erregen, Krämpfe, Ohnmachten oder Blutergießungen hervorbringen, oder wohl gar dem noch übrigen kleinen Rest der schon so sehr in die Enge getriebenen gesunden Vernunft vollends den gänzlichen Verderb bringen. —

Was war also zu thun? Alles kam darauf an, ihn über den unglücklichen Zeitpunkt unvermerkt hinweg zu führen, und es ließ sich hoffen, daß, da die ganze Einbildung darauf beruhete, er so dann selbst in sich gehen, und geheilt werden würde. Ich setzte also mein Vertrauen auf das Opium,

welches noch überdieß dem krampfhaften Zustande vollkommen angemessen war, ließ ihn nach Mitternacht zwanzig Tropfen Laudanum mit zwey Gran Bilsenextract nehmen, und verordnete, daß, wenn er, wie zu hoffen war, die Todesstunde verschliefe, seine Freunde sich um sein Bett versammeln, und ihn beym Erwachen recht tüchtig auslachen sollten, um sogleich, statt jener erlöschenden Idee, das Gefühl der Beschämung und Lächerlichkeit seines Zustandes recht lebhaft zu erwecken, und Ihm den Irrthum recht fühlbar zu machen. Es wurde alles genau befolgt; er schlief bald nach genommenen Opiate fest ein, und schlief fort bis gegen eilf Uhr Mittags. Seine erste Frage beym Erwachen war, was die Glocke sey, und da er nun hörete, wie weit er seinen Tod verschlafen habe, und er zugleich mit lautem Gelächter für seine Thorheit bestraft wurde, verkroch er sich beschämt unter die Decke, und lachte endlich selbst mit, versicherte auch, daß die ganze Sache ihm wie ein Traum vorkomme, und daß er nicht begreifen könne, wie er ein solcher Thor habe seyn können. — Er hat seit der Zeit der besten Gesundheit genossen, und nie wieder ähnliche Zufälle gehabt.

Es sind mehrere Beyspiele von Personen bekannt, die sich den Tod, auch ohne Krankheit, in

einem oder mehreren Tagen geweißaget haben, und auch richtig zur bestimmten Zeit gestorben sind. In den vorigen Jahrhunderten, wo es noch zum guten Ton gehörte, sich Sterndeuter zu halten und sich seine Todesstunde auspunktiren zu lassen, starben auch sehr viele große und angesehene Personen in den von ihren Wahrsagern vorausbestimmten Jahren und Monaten; und der Glaube an jene Wunderkraft wurde dadurch nicht wenig bekräftigt. Aber ich finde das sehr begreiflich, und schon gleichzeitige Schriftsteller erklären es ganz natürlich. Die guten Leute starben wirklich an der Prophezeihung, und hier ist der Fall, wo gerade in der Vorhersagung einer Sache der einzige Grund liegt, warum sie geschieht. Es gehört gewiß mehr, als gewöhnlicher Leichtsinn oder Kraft der Seele dazu, sich von jemand, dem man höhere Einsichten zutraut, mit Zuversicht, ja mit mathematischer Gewißheit den Zeitpunkt des Todes voraussagen zu lassen, und nicht erschüttert, nicht mit banger Erwartung desselben erfüllt zu werden. Mit jedem Tage, der uns diesem gefürchteten Augenblicke näher bringt, muß unsre Seelenangst und die damit unzertrennlich verbundene Zerrüttung unsers physischen Zustandes wachsen. Furcht ist das feinste, tödtlichste Gift, sie lähmt alle Lebensbewegungen, tödtet die

edelsten Kräfte der menschlichen Natur, Muth, Nerven und Seelenkraft, und erhält das Nervensystem beständig in einer solchen Abspannung, daß man sie, wo nicht für Krankheit selbst, doch für die gefährlichste Anlage zu Krankheiten ansehen muß. Trifft uns nun vollends in dieser Stimmung eine kleine Unpäßlichkeit, so kann sie durch Muthlosigkeit und Unterdrückung der Kräfte aufs Aeußerste verschlimmert, und aus einem einfachen Schnupfenfieber das bösartigste, ja todbringende Nervenfieber gemacht werden. — Auf diese Weise geschiehts, daß bey allgemeinem Unglück, Pest, lange dauernden angstvollen Belagerungen, gerade dieß die Sterblichkeit so schrecklich vermehrt, daß ein jeder befürchtet, dasselbe Schicksal zu erfahren, das er weit und breit um sich her erblickt.

Mir ist das Beyspiel eines Mannes bekannt, der nichts weniger als abergläubig war, und dem man in der Jugend den schlimmen Dienst erzeigt hatte, ihm die Constellation zu stellen, und sein Todesjahr zu bestimmen. Er lachte so lange darüber, bis das benannte Jahr erschien; aber nun wurde er zusehens nachdenkender, und der vorher spaßhafte Gedanke ward ihm ein unaufhörlich peinigender Plagegeist. Ohne sich davon etwas merken zu lassen, trieb er sich von einem Arzt zum an-

dern, um seine Gesundheit beurtheilen zu lassen, und durch den Ausspruch der Fakultät die Stimme seiner Einbildungskraft zu betäuben. Es wurden alle Präservatife gebraucht, jede nur denkbare Ursache von Krankheit abgeschnitten, und glücklich war schon das ominöse Jahr bis auf einen Monat vollbracht, als ihn ein gewöhnliches Fieber und zugleich auch die volle Todesangst befiel. Die ganze Heftigkeit der Krankheit ward dadurch auf Kopf und Nerven gezogen, und er starb schon den fünften Tag an einem Schlagflusse.

Ich will dadurch nicht behaupten, daß es nicht auch Fälle geben könne, wo die Seele ein wirkliches Vorgefühl, ja sogar eine pünktliche Bestimmung der nahen Auflösung hat. Besonders findet man dieses in langwierigen Krankheiten, wo die Lebenskraft langsam und stufenweise abnimmt, und das innere Gefühl unseres physischen Daseyns gleichsam mit jedem die Tage die Summe des Verlustes berechnen kann. Hier scheint ein Vorgefühl des Zeitpunktes möglich zu seyn, wo dieser kleine Vorrath ganz erschöpft, das Oel in der Lampe ganz verbrannt seyn wird. — Unvergeßlich wird mir die Erinnerung eines Freundes seyn, der von einer Lungensucht abgezehrt, und nun so weit gebracht war, daß man mit jedem Augenblicke sein Ver-

scheiden erwarten mußte, und daß ein Hauch das schwache Lebensflämmchen auszulöschen fähig schien. Er war selbst Arzt, und in diesem agonisirenden Zustande bestimmte er selbst die Dauer seines Lebens noch auf vier und zwanzig Stunden, ließ sich die Uhr ans Bette hängen, zählete jede Stunde, und begleitete zuletzt den Zeiger mit unverwandten Blicken bis zur vier und zwanzigsten Stunde, wo er auf immer seine Augen schloß.

Durch den Einfluß der Einbildungskraft wird es begreiflich, wie die Krankheiten, besonders des Gefühls und der Nerven ihre Zeitabschnitte haben, und im eigentlichsten Verstande Mode seyn können. Bekanntlich hat ein jedes Zeitalter seine eigenthümliche Form und Manier der Vorstellungsart und seine eigenen herrschenden Ideen, die am Ende in unser Wesen mit übergehen. Es ist nichts natürlicher, als daß sich diese Form unsern Gefühlen selbst mittheilt, und vorzüglich in den Krankheiten des Gefühls und der Vorstellungskraft ausdrückt. Dazu kommt nun noch eine geheime Sympathie der Imagination, wodurch selbst Fehler und Krankheiten des Gefühls leicht Nachahmung erregen, und sich wirklich mittheilen, wovon ich nur die alltägliche ansteckende Kraft des Gähnens erwähnen will. Und so läßt sichs erklären, warum ge-

wisse Krankheiten der Art eine Zeitlang allgemein herrschend seyn konnten, und dann wieder gänzlich verschwanden, und warum andere, ungeachtet die physischen Ursachen noch die nämlichen sind, doch nie wieder in dieser Gestalt erscheinen.

Man hat hiervon höchst merkwürdige Beyspiele. Wie lange herrschte nicht die Krankheit der Behexungen und Teufelsbesitzungen allgemein! und dennoch ist sie nun, bloß durch Veränderung unserer Vorstellungsart und eine andere Richtung der Einbildungskraft gänzlich aus der Mode gekommen. Man hatte sich so gewöhnt, jeden sündlichen Gedanken für eine Stimme des Teufels, jeden ungewöhnlichen Ton des Nachts für eine Aeußerung desselben zu halten, und ihn immer hinter der Coulisse zu vermuthen, daß endlich diese Idee die herrschende und der beständige Wirkungspunkt der Einbildungskraft ward, und nun konnten sehr leicht selbst innere ungewöhnliche Krankheitsgefühle, den Menschen, die sie hatten, als Regungen und Wirkungen des Teufels vorkommen, und sie sich in allem Ernst für behext und besessen halten. Zum Erstaunen ists, wie innig diese Ueberzeugung bey Vielen war, und wie sie sie bis zum Scheiterhaufen erhielten. Man findet die unläugbarsten Beweise, daß Viele eben so gewiß, als

ihre Richter, von ihrer Strafbarkeit überzeugt waren, und daß Beyde, sowohl die Richter als die zum Scheiterhaufen Verdammten, im Grunde nur von einer Krankheit befallen waren. Der einzige Unterschied war, daß Jene thaten und Diese litten. Es ist wirklich ein angenehmes Geschäft, die Symptomen jener Teufelskrankheiten mit denen der jetzigen Nervenkrankheiten, und die damaligen Vorstellungsarten mit den jetzigen, zu vergleichen, um die Fortschritte der Naturlehre und des Anbaues des menschlichen Geistes verehren zu lernen, und von dem gesegneten Einflusse wahrer Aufklärung einen Begriff zu bekommen.

Eine der sonderbarsten Modekrankheiten war wohl die, sich in ein Thier verwandelt zu glauben. Schon in den frühesten Zeiten finden wir Spuren davon. Mehrere mythologische Fabeln mögen daher ihren Ursprung genommen haben, und wem fällt nicht das berühmte Beyspiel des Königs Nebucadnezar ein, dessen ganze wunderbare Geschichte darauf hinaus läuft, daß er sich, durch Stolz überspannt, einbildete, ein wildes Thier geworden zu seyn, entsprang, und in diesem Wahnsinne wirklich mehrere Jahre unter den Thieren des Feldes lebte, bis er endlich, wahrscheinlich eben durch diese Luft- und Kräutercur, wieder zu sich

kam,

kam, und zurückkehrete. — Aber die eigentliche Mode dieser Krankheit gehört in das zwölfte, dreyzehnte und vierzehnte Jahrhundert, und sie bekam den eigenen Namen der Lycanthropie. Damals gab es eine Menge Menschen, die zuweilen den sonderbaren Paroxysmus bekamen, sich einzubilden, Wölfe zu seyn. Es war eigentlich eine wahre Entzückung, in welcher der feinere Nervenbau des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht Engelsstimmen gehört hätte. Die damaligen unter Wölfen lebenden Menschen, höreten Wölfe heulen, nahmen selbst die Wolfsnatur an, und trieben in Gedanken alle Arten von Wolfsgeschäften. Kamen sie nun wieder zu sich, so erzählten sie Alles, was sie im Traume gethan hatten, eben so, als wäre es wirklich geschehen. Ja bey mehrern kam es wirklich dahin, daß sie nicht nur Erscheinungen hatten, sondern wirklich davon liefen, einige Tage in Wäldern herum irreten, Lämmer stohlen, diese roh verzehrten, und sich ganz wie Wölfe betrugen. Je mehr Ihrer wurden, desto mehr mußten diese Ideen herrschen, und bey Allen, die einige Anlage zur Verirrung der Einbildungen hatten, lebendig und thätig werden. Zuletzt kam es gar dahin, daß man fest glaubte, der Mensch könne sichs nicht nur einbilden, ein Wolf zu seyn, sondern sich wirklich in einen Wolf

verwandeln. Daher erzählen denn die Schriftsteller damaliger Zeiten *) in vollem Ernste, es wären ganze Heerden solcher Wolfsmenschen, oder Wehrwölfe herum gestrichen, ganze Dorfschaften dieser unseligen Verwandlungskunst zugethan gewesen, und, wenn man einen Wolf erlegte, habe man nie wissen können, ob man einen wirklichen Wolf, oder einen Menschen in Wolfsgestalt getödtet habe; ja man habe sogar beobachtet, daß von den Wunden, die man einem Wolfe versetzt zu haben glaubte, ein Mensch hernach die Schmerzen und Narben getragen habe. Man hielt endlich für's Beste, auch dieses Spiel dem Teufel zuzuschreiben, die armen Wolfsmenschen in den Bann zu thun, sie fleißig zu verbrennen; und da unterdessen die Wölfe selbst auch immer seltner wurden, und die Imagination weniger erfüllten, so hörete endlich diese seltsame Mumerey ganz auf.

*) Bodinus Dämonologia. Auch in Prevots Roman: Mem. d'un Homme de qualité, qui s'est retiré du monde, finden sich Spuren davon.

Zwölfte Erzählung.

Eine höchst wunderbare, und doch ganz natürliche Ahndungsgeschichte.

(II. 1.)

„Dem Rittmeister von Gorex begegnete einst auf einem Spazierritte folgendes merkwürdige Ereigniß. Als er langsam durch das Dorf ** ritt, gesellte sich, zwanzig Schritte von der Schmiede, eine weiße Gestalt zu ihm, und begleitete ihn bis an den Gottesacker am andern Ende des Dorfes. Er war nicht im Stande, die Gesichtszüge dieser Erscheinung zu unterscheiden; aber so viel erkannte er deutlich, daß ihn kein wahrer Mensch, sondern nur ein weißlichter Schatten begleite. Am Ende des Dorfs trennte sich die Schattengestalt von dem Rittmeister. Sie ging den gewöhnlichen Weg, der auf den Kirchhof führt. Herr von Gorex höchst begierig, zu erfahren, was aus ihr werden

würde, hielt bey der Kirchhofsmauer sein Pferd an, und verfolgte sie mit seinen aufmerksamen Blicken. Die Gestalt ging fort, bis unter einem Baume des Kirchhofs, wo sie langsam und sichtbar in die Erde sank. Er verwunderte sich zwar über dieses unerwartete Ereigniß, wie gewiß ein Jeder sich verwundern würde, wenn so ein außerordentlicher Zufall ihm begegnen sollte. Indessen war er nichts weniger als abergläubig, und hatte daher auch nicht die geringste Furcht, sondern ritt langsam und ruhig seinen gewöhnlichen Weg fort. Nur den Tag zeichnete er sich im Kalender an. Auch sagte er, seinen Freund Iphof ausgenommen, keinem Menschen ein Wort von dem Vorfalle. Nach der Zeit heirathete er Henrietten von Billwärder. Die junge Baronesse hatte seit der ersten Bekanntschaft mit ihm die sanften Regungen der Liebe empfunden, und heimlich nichts sehnlicher gewünscht, als das Band der innigsten Freundschaft mit diesem Herrn zu knüpfen. Nach der Vermählung, die auf dem einen Gute des Barons, seines Schwiegervaters mit großer Pracht vollzogen ward, gingen die Glücklichen nach Potsdam zurück. Beyde wetteiferten mit einander, sich gegenseitig die unverkennbarsten Beweise der innigsten Liebe zu geben, und überraschendes Vergnügen zu machen.

„Nach einem halben Jahre wurde der Rittmeister genöthiget, auf seine Güter nach Schlesien zu reisen. Da er einige verdrießliche Sachen zu berichtigen hatte, und sie rasch zu beendigen wünschte, entschloß er sich, wiewohl ungern, seine Gemahlinn nicht mitzunehmen. In der That waren die vorgefundenen Geschäfte noch verwickelter, als er sich vorgestellt hatte, so, daß er vor zwei Monaten nicht an die Rückreise denken konnte."

„Während dieser Zeit hatte seine Gemahlinn zufällig bey dem Prediger des Dorfs **, wo der Rittmeister die ganz besondere Begleitung gehabt hatte, sich eine Stube gemiethet. Sie wollte ungestört des Landlebens genießen, und jede Woche einige Tage hier in der Stille zu bringen. Da sie im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft war, so glaubte sie sich selbst eine Wohlthat dadurch zu erweisen. Sie kannte den Prediger, Herrn Zämerich, schon vorher als einen belesenen, angenehm unterhaltenden Mann, und lustwandelte daher oft in seiner Gesellschaft mit Vergnügen. Hatte er Amtsgeschäfte, so nahm sie ihre Kammerjungfer zur Begleiterinn. Eines Tages, als sie von einem solchen Spaziergange mit dem Kammermädgen zurück kam, begegnete ihr ein Unglück, welches die traurige Veranlassung zu ihrem frühen Tode ward

Der Gemeinochse hatte sich im Stalle losgerissen, und lief im Dorfe herum. Er fuhr brüllend auf Frau von Gorex zu, und stieß sie zu Boden, jedoch ohne sie weiter zu beschädigen. Man eilte augenblicklich zur Rettung der guten Frau herbey, die ohnmächtig dalag. Es wurden schleunig zwey Aerzte aus Potsdam geholt, aber ungeachtet alles möglichen Fleißes, den diese mit vereinigten Kräften anwandten, konnten sie weder die Niederkunft der Leidenden mit einem todten Kinde verhindern, noch auch sie selbst vor dem Tode schützen, der im Gefolge einer so gewaltsam veranlaßten Entbindung war. Sie starb noch in der ersten Nacht."

„Der Prediger sandte sogleich einen reitenden Boten an den Rittmeister von Gorex mit der traurigen Todesnachricht ab. Da aber dieser stürzend den einen Fuß gefährlich beschädigte, so kam er einen Tag später an, als sonst geschehen seyn würde. Der Prediger bereitete indessen ein feyerliches Leichenbegängniß vor, wartete aber mit der Beerdigung, bis zum fünften Tage, um entweder den Rittmeister in Person noch ankommen zu sehen, oder wenigstens Verhaltungsbefehle von ihm zu erhalten. Da sich aber die Leiche wegen großer Hitze kaum bis dahin hielt, so mußte das

Begräbniß nun vollzogen werden. Die Verewigte ward unter dem großen Baume, der in der Mitte des Kirchhofes stand, beerdiget."

„Erst am dritten Tage nach dem Begräbnisse kam Herr von Gorex an, ungeachtet er Tag und Nacht gereiset war. Man kann sich die schmerzhaften Empfindungen leicht vorstellen, die für ihn mit dem Gedanken verbunden waren, ich finde das Glück meines Lebens — Henrietten — nicht wieder; nur den Hügel der ihre Gebeine verschließet, finde ich! — Aber kaum hatte er ihre Grabstätte selbst erblickt, so fiel ihm die unerkannte Schattengestalt schwer aufs Herz, die er einst unter dem nämlichen Baume, der jetzt den Grabeshügel seiner Henriette beschattete, in die Erde sinken sah. In der That wird es immer höchst wunderbar und unerklärlich bleiben, daß Frau von Gorex nicht auf ihrem Gute, sondern in eben dem Dorfe **, an eben dem Orte, unter eben dem Baume — ja sogar an eben dem Tage, in eben der Stunde, begraben wurde, wo ihr Gemahl grade ein Jahr zuvor, also schon vor ihrer Verheirathung, die weißlichte Gestalt hatte langsam in die Erde sinken sehen. Niemand wird dieses sonderbare Ereigniß natürlich erklären können; und dennoch hat es sich gewiß zugetragen."

„Der Rittmeister von Gorex hatte die gehabte Erscheinung auch seiner Gemahlinn verschwiegen, und allein seinem Freunde, dem Rittmeister von Iphof, erzählt. Dieser konnte aber wegen des Begräbnisses nichts verordnet haben, weil er gerade zu dieser Zeit mit seiner Familie auf vierzehn Tage verreiset war. Die Verstorbene hatte die Stube bey dem Prediger Zämerich ohne Vorwissen ihres Gemahls gemiethet, auch dieses Umstandes in ihren Briefen an ihn nie mit einem Worte erwähnet. Tag und Stunde des Begräbnisses war nach dem Sinne des Predigers angesetzet. Dieser Mann wählte den Ort zum Grabe unter dem großen Baume, weil derselbe, wie er sich hinterher gegen Herrn von Gorex erklärte, eine schickliche Erinnerung seyn könne, daß der gnädigen Frau das Unglück, welches ihren Tod nach sich zog, begegnet sey, wie sie eben von einem Spaziergange aus dem anstoßenden Wäldchen gekommen wäre. Was war also diese Erscheinung? und was zeigte eine so pünktliche Erfüllung an?" —

So erzählt, (dem wesentlichen Inhalte nach) und so frägt ein Schriftsteller, der die Dreistigkeit hat, das Buch, worin er obige Wundergeschichte vorträgt, eine nützliche Lectüre zu nennen. *)

*) S. Christian Gottfried Lilienfeld's Beyträge zur

Da sich der Unglücksfall mit der schwangern Dame nahe bey Potsdam zugetragen haben soll, und ich in der Nachbarschaft dieser Stadt hause: so gab ich mir Mühe, zu erfahren, ob und wie viel Wahres an dieser Geschichte sey. Ich glaube nun mit Zuverläßigkeit versichern zu können, daß die ganze, jenem Romandichter nach erzählte Ahndungsgeschichte der Familie von Gorex, durchaus keinen rechtlichen Anspruch auf historischen Glauben machen kann; denn sie ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Erfindung, und hat so, wie der Dichter Herr Lilienfeld sie erzählt, sich bey Potsdam nie zugetragen.

Wenn also gefragt wird: „Was war jene Erscheinung?" — so ist die Antwort: Ein Mährchen!! — Und da möcht ich nun gegenseitig Herrn Lilienfeld fragen: Was nützet und frommet ein Mährchen, welches offenbar den Ahndungen das Wort redet, mithin dem Schwachen Sand in die Augen streuen, und dem Wahnglauben wieder Thür und Thor öffnen soll? —

Solche Mährchen, Herr Dichter, sind nichts weniger als eine unschädliche Lectüre für das Pu-

Beförderung einer nützlichen Lectüre. 8. Leipz. 1781. Theil I. Seite 302.

blikum, dem Sie, laut Titel Ihres Buchs, nützen wollten.

Aber vielleicht hatten Sie keine sträfliche Absicht beym Erfinden der Gorex'schen Wundergeschichte? Vielleicht glaubten Sie sogar, der Welt zu nützen, indem sie ihr den kaum ein wenig außer Cours gekommenen Glauben an Gespenster und Ahndungen wieder empföhlen? Nun dann ist auf Sie anwendbar, was Bayle sagt:

„Wer in der Absicht, der Welt nützlich zu werden, ein Buch schreibt, ist mit dem, der ein Kind zeugt, in gleichem Falle: Keiner weiß, welche Frucht seine Pflanze tragen wird; und das Sprichwort hat Recht: Der Wurf aus der Hand ist des Teufels."

Dreyzehnte Erzählung.

Zu B... erscheint eine längst beerdigte Gattinn, als vermummtes Knochengerippe, dem durch ihren Tod tiefgebeugten Gatten *)

(II. 2. A. B.)

Graf von S..., Kammerherr am Herzogl. B...schen Hofe, verlohr durch eine hitzige Krankheit seine schöne junge Gemahlinn, mit welcher er kaum ein Jahr in der Ehe gelebt, und die er stets auf das zärtlichste geliebt hatte. Ihr Verlust schlug ihn beynahe ganz zu Boden. Er war indessen noch jung, war reich, geachtet von seines Gleichen, und ein offenbarer Günstling seines Für-

*) Ich erinnere mich zwar, diese mir von gütiger Hand zugesandte Geschichte schon irgendwo gelesen zu haben, ihre Entwickelung ist aber einzig in ihrer Art, und zu überraschend, als daß sie nicht verdienen sollte, noch bekannter gemacht zu werden. Wenn ich nicht irre, las ich etwas dem Gleiches in einem der Theile von Meißners Skitzen.

sten. Er durfte nur winken, und alle Töchter des Hofes boten ihm ihre Hand. Aber dieß alles trö- stete ihn nicht. Sein gefühlvolles Herz empfand dauernd, und konnte den Verlust der zärtlich gelieb- ten Gattinn so bald nicht vergessen. Er floh, halb menschenscheu, alle größern Zirkel. Oft ließ er den Fürsten allein auf die Jagd und ins Schauspiel gehen, und saß indessen mit seinem Grame, und einem wohl getroffenen Bilde seiner Gemahlinn, im einsamen verschlossenen Kabinette. — So vergin- gen einige Monate, und nun begann die zerstreuende Karnevalszeit. Allein für ihn war diese so unlustig, als die vorhergehende. Er schien jeder Freude auf immer das Lebewohl gesagt zu haben. —

Endlich war der Fürst dieses langen Trauerns überdrüssig, und beschloß an seine Kur selbst mit Hand anzulegen. — „Es ist recht gut und löblich, — Herr Graf! — sprach er einst, als der Trauernde wieder zwey oder drey Tage lang nicht am Hofe er- schienen war — daß Sie Ihre Frau so innig lieb- ten. Aber Sie sollten doch, da sie nun einmal todt ist, und todt bleibt, sich nicht ganz mit allen Lebenden überwerfen. Auch ich, denk' ich, hab' einigen Anspruch auf Ihre Liebe, und doch verge- hen ganze Wochen, wo ich mit keinem Auge Sie sehe.“ —

Der schmeichelhafteste Beweis, Ew. Durchl.! der mir jemals gegeben ward. Verzeihen Sie indessen, wenn eine kleine Unpäßlichkeit — —

„Die Sie wahrscheinlich durch Einsamkeit und fortgesetztes Trauren sich selbst zuzogen! Lassen Sie einmal hören, Graf: auf wie viel Bällen waren Sie dieß Karneval durch?“

Die Wahrheit zu gestehen, auf keinem! —

„Dacht' ich's doch! Aber auf einem sollen Sie wenigstens nicht ausbleiben dürfen. Ich gebe übermorgen eine Redoute. Auf dieser hoff' ich werden Sie erscheinen.“ — Wenn Ew. Durchl. befehlen — „Vortreflich! Sie hätten Lust, auch da zu entwischen? Sie wissen, daß ich das Wort Befehl in Ihrem Munde am wenigsten liebe. Doch, List wider List! Ja, ich verlange dießmal eine freundschaftliche Nachgiebigkeit von Ihnen.“

Der Kammerherr verbeugte sich, und versprach zu gehorchen. Zur Redoute traf man so fort alle erforderliche Anstalt. Halb B... freute und rüstete sich zu derselben. Sie ward wirklich mit vielem Glanze und Anstande eröffnet. Eine große Anzahl von Menschen erschien auf dem weiten, schön erleuchteten Schloßsaale. Der Fürst, mit seinem ganzen Hofstaate, stellte nicht minder sich ein. Graf S..., fast immer in der Nähe des Herzogs, und sehr oft

im Gespräche mit ihm, zwang sich, wenigstens etwas heiterer zu scheinen. Es mochten zwey Stunden verflossen seyn, als er, ebenfalls an der Seite seines Gebieters, vom Herumgehen, und vielleicht auch von verhehlter Langerweile etwas müde, sich, um auszuruhen, ein wenig an das Gesimse eines Kamins lehnte, der mitten im Saale sich befand, und wo man mit einem Blicke das ganze Gewühl des Festes übersah. Nicht lange befand er sich hier, als eine weibliche, zwey bis dreimal dicht bey ihm vorbeystreifende Maske seine Aufmerksamkeit an sich zog. Es war ein schwarzer Domino mit einer weißen, das ganze Gesicht genau bedeckenden Larve. Sie ging immer ganz allein; hatte eigentlich in ihrer Tracht, so nett und neu solche zu seyn schien, nichts Auszeichnendes: aber in ihrem schlanken Wuchse, in ihrem gleichsam dahinschwebenden Gange, in der ganzen Art, wie sie ihren Körper hielt und trug, glaubte der Graf eine große Uebereinstimmung mit dem Wuchse und Gange seiner verstorbenen Gemahlinn zu finden. Als sie endlich an einem Pfeiler, ihm schief gegen über, sich anlehnte, und, gleichsam unbekümmert, nun alle das Getümmel und Gesause rund herum, ihr Gesicht nur immer nach ihm hinwandte — da stieg endlich eine gewisse Art von Unruh und unwillkürlicher Neugier in ihm

empor, und der Fürst, der eine Veränderung in seiner Miene bemerkte, fragte zuletzt, ob ihm etwas fehle? —

„O nichts, Ew. Durchl., nichts! — Ich sah da nur eine Maske, die mich interessirt, die ich wohl kennen möchte.“

So würd' ich sie anreden! Ohne Zwang, Graf! gehen und kommen Sie wieder, wenn Sie wollen. Es freut mich schon, wenn Sie nur an irgend Etwas Antheil nehmen.

Der Kammerherr folgte dieser Ermahnung. Doch jene Maske, so ganz unmöglich es war, daß sie diese leise Reden gehört haben konnte, schien den Plan des Grafen errathen zu haben, und verhindern zu wollen. Kaum macht' er Miene hinzugehen, so verließ sie ihren Posten, und flüchtete sich in's tiefste Gewühl. Je mehr sie sich entfernte, um so sorgfältiger suchte Graf S... sie auf. Alles machte dem Günstlinge des Fürsten Platz. Endlich konnte sie nicht länger ihm ausweichen. Er redete sie mit einer von jenen gewöhnlichen Redoutenfragen an, die nichts anders bedeuten, als: ich wünschte wohl, Sie sprechen zu hören. Sie antwortete ihm nur etwas Weniges, etwas eben so Gleichgültiges, als er gefragt hatte. Doch selbst diese wenige Worte erschütterten ihn stark; denn

auch in der Stimme glaubte er die höchste Uebereinstimmung mit jener ihm lebenslang Unvergeßlichen zu finden. Er bezwang sein Erstaunen, und sprach weiter. Sie gab ihm auf alles Bescheid, aber stets in einem gewissen traurigen, seiner Phantasie nur allzusehr entsprechenden Tone. Er bot ihr endlich den Arm zu einem Spaziergange im Saale an. Sie war es zufrieden. Ein gleichsam geheimer Schauer wandelte ihn an, als sie nur ganz leise ihn berührte. Er trotzte auch diesem, und fragte:

Aber warum, Maske, berühren Sie mich so schüchtern? Sehen Sie es vielleicht ungern, wenn ich Sie führe? —

Gern, sehr gern! Im ganzen Saale, Graf, sind Sie der Einzige, zu dem ich dieß sagen kann. —

Gingen Sie schon jemals, schon irgendwo mit mir.

Oft! hier und anders wo, mit und ohne Maske!

Sie kennen mich also genau?

Genau? Ich schmeichelte mir einst damit, jetzt hoff' ich es noch mehr, als einst. —

Und ich auch Sie?

Ja wohl, ja wohl!

Son-

Sonderbar! und Ihren Namen —, darf ich ihn wissen?

Sie dürfen wohl, doch nützen kann er Ihnen jetzt nichts; eher schaden! —

Schaden? Ihr Name mir schaden? — Unbegreiflich! Unmöglich!

Aber doch wahr! Sie sind hier, um sich zu zerstreuen. Ein einziges Wort von mir dürfte Ihre Gedanken gewaltig sammeln.

So ohngefähr fing ein Gespräch sich an, das mit jeder Sekunde für den armen Grafen wichtiger und dunkler zugleich ward, das mit Bangigkeit ihn erfüllte, und wovon er doch nicht vermochte, sich loszureißen. Er lenkte das Gespräch auf verschiedene längst verflossene Begebenheiten seines Lebens; die Maske kannte sie alle; selbst manchen kleinen, ihm schon entfallenen Zug rief sie in sein Gedächtniß zurück. Da war kein Wort, das ihn aufzog, oder neckte, und doch auch keins, das nicht traf. Er kam mit heimlichem Zittern aufs Glück seiner Ehe; die Maske schwieg, oder sprach einsilbiger. Dumpf, unterdrückter schien ihre Stimme zu werden. Als der Graf in sie drang, ihm zu sagen, was sie auch davon wisse, brach sie in die Worte aus: „Sie fühlen allerdings, was Sie verlohren haben; doch da man hier Sie findet, scheinen

Sie bereits nach Trost und nach Vergessenheit sich umzusehn." —

Es war ihm, als ob sie bey dieser Rede sich losreißen wollte. Doch er hielt und beschwor sie noch stärker, ihm zu sagen: wer sie sey? und woher sie komme? Eine Bewegung mit der rechten Hand nach oben zu, antwortete auf diese Frage, und schien zu sagen: Von dorther! —

Nun konnte der Graf den Ausbruch seiner Empfindungen nicht mehr zurückhalten. Indem er, um nicht aller Augen zum Schauspiel sich darzustellen, sie bewog, in einem Winkel des Saals sich mit ihm niederzusetzen; indem er aufbot, was er nur an Beredsamkeit und Versprechungen aufzubieten vermochte, drang er unablässig in sie, entweder ihren Namen ihm zu sagen, oder — was er noch sehnlicher wünsche — sich zu entlarven. Lange widerstand sie noch jetzt, oder schwieg vielmehr. Endlich als er sie, wenn sie jemals geliebt habe, bey'm Gegenstand ihrer Liebe beschwur, seine Bitte nicht länger zu verweigern, sprach sie gleichsam halb unwillig:

„Wohlan, ich will mich entlarven, aber nicht hier; wissen Sie ein einsames Nebenzimmer, und bestehen Sie durchaus auf Ihrem Eigensinn, so führen Sie mich hin!" Er stand auf. — „Aber

ich fürchte, Graf, oder vielmehr, ich weiß gewiß, es wird Sie gereuen!" —

Er beharrte darauf; Sie gingen. Dem Günstlinge des Fürsten war bald ein Nebenzimmer geöffnet. Als sie hinein traten, untersuchten die forschenden Blicke der Maske überall, ob sie auch ganz gewiß allein wären. Ueberzeugt davon, fragte sie ihren Begleiter noch einmal: ob er noch wünsche, ihr wahres Gesicht zu erblicken.

„Ja, ja! ich beschwöre Sie darum!" —

Sie nahm die Larve weg, und der Graf S... sank, wie vom Blitze getroffen, zu Boden; denn er sah — einen Todtenkopf.

Wie lange der Graf in dieser Ohnmacht gelegen haben mag, läßt sich nicht genau bestimmen; daß er endlich wieder zu sich selbst kam, hatte er einzig der vorzüglichen Sorgfalt des Fürsten zu danken. Immer hatte dieser ein aufmerksames Auge auf seinen Liebling gerichtet. Sein langer Spaziergang mit einer Maske, die Niemand kannte, die Wärme ihres Gesprächs, oder vielmehr diejenige Wärme, mit welcher der Graf das Wort zu führen schien, befremdete den Herzog ein wenig; noch mehr verwunderte er sich, als er beyde mit starken Schritten aus dem Saale sich entfernen sah. Gern hätte er sich von diesem Weggehen einen

Grund gedacht, der auf Redouten, nach gewissen warm gewordenen Gesprächen, nicht selten sich finden soll: sicher hätte er sich dann über die Heilung jenes trostlosen Jammers gefreut. Doch allzu rasch schien ihm diese Genesung, allzu ernst die Miene des bisherigen Gesprächs, und allzu unvorsichtig die Entfernung selbst zu seyn. —

Daß der Graf ganz weggehen sollte, ohne sich zu beurlauben, war noch unwahrscheinlicher. Als daher nach einer geraumen Frist der Günstling immer nicht wieder kam, ward der Fürst unruhig, und erkundigte sich im Ernst nach ihm, man zeigte ihm das Zimmer, wo sich der Graf und jener Domino verschlossen haben sollten. Der Herzog selbst klinkte an der Thür; sie sprang auf, und er erblickte den Grafen mitten im Zimmer, wie entseelt hingestreckt. Bediente und Wundärzte flogen nun auf den ersten Wink herbey. Nur mit vieler und anhaltender Mühe brachten sie ihn ins Leben zurück. Als er sich wieder einigermaßen erholt zu haben schien, hieß der Fürst alle abtreten, und befragte seinen Günstling um die Ursach dieses Vorfalls. Der Graf machte seinem Gebieter kein Geheimniß daraus. Der Fürst staunte, und hätte gern geglaubt, Worte der Fieberhitze zu hören; aber Puls und Zeugniß der Wundärzte widerleg-

ten einen solchen Verdacht. Auch hatte ja der Fürst, wenigstens einen kleinen Theil, mit eigenen Augen gesehen.

Man forschte so fort auf das Genaueste nach jener Maske. Niemand hatte sie weggehen sehen, und doch war Sie auch nirgends! Alle Lohnkutscher, die vor dem Schlosse hielten, alle herrschaftliche Bediente wurden befragt. Niemand hatte sie gefahren, Niemand sie bedient. Endlich meldeten sich zwey Sänftenträger. Sie hätten, sagten sie, vor einer kleinen Stunde allerdings einen weiblichen Domino, der wie von einer Hinterthür hergekommen sey, weggetragen. —

Aber wohin? wohin?

Zum Kirchhofe! dort habe er sie zu halten befohlen; habe beym Aussteigen dem hintern Träger einen alten ganz verschimmelten Dukaten in die Hand gedrückt; sey an die Thür des Gottesackers gegangen, habe solche mit einer einzigen Berührung eröffnet, und schnell wieder hinter sich zugeworfen. Wo er dann hingekommen sey, wußten sie nicht. So viel sie vor Furcht und Verwunderung hätten bemerken können, sey er in der Gruft rechter Hand verschwunden. —

Hier lag die Erbgruft des Grafen!

Durchaus vergeblich war nun alles fernere Spüren, fruchtlos waren die wiederholtesten Nachforschungen. Man sah und hörte von dieser Maske nichts, gar nichts weiter.

Daß diese Begebenheit, als sie bekannt ward, große Wirkung hervorbrachte, läßt sich leicht begreifen; und daß man sehr verschieden darüber urtheilte, liegt in der Natur der Sache selbst. Der größere Haufen sah hier eine unleugbare Geistererscheinung. Ein nicht unbeträchtlicher Theil entschied, mit sehr weiser Miene — gar nichts. Nur wenige glaubten, auch hier liege eine menschliche Hinterlist zum Grunde, spotteten darüber, daß ein Geist zu seinem Wegkommen der Sänftenträger bedürfe, und bemerkten: Selbst dann, wenn Geister der Verstorbenen den Lebenden sich zeigen dürften, sey wenigstens diese Erscheinung äußerst tadelnswerth; denn als Strafbesuch sey sie sehr ungerecht, als freundschaftlicher sehr zweckwidrig gewesen.

Leider gehörte der Graf selbst nicht zur letzteren Klasse von Beurtheilern. Er war fest überzeugt, daß wirklich seine verstorbene Gattinn ihm erschienen sey, um ihn zu ermahnen, ihrer nie zu vergessen. Nochmehr als bisher, entzog er sich aller zerstreuenden Gesellschaft, noch mehr hing er seinem Grame, und seinem Hange zur Einsamkeit

nach; keine Vorstellung, kein Gegenbeweis fruchtete. Seine schon geschwächte Gesundheit litt durch jenen Schreck und diese Lebensart bald noch mehr. Er begann zu kränkeln. Eh' ein Jahr verging, war die Abzehrung entschieden; gegen das Ende des zweyten starb er. Jetzt sprach man abermals ein Weilchen von der Erscheinung; dann vergaß man sie wieder — wenigstens für lange! —

Ungefähr fünf und zwanzig Jahre nachher ward ein schon alterndes Hoffräulein, Baronesse U..., zu ihren Vätern versammelt; und bald nach ihrem Begräbnisse flüsterte man sich in einigen Zirkeln ein Geschichtchen zu, wozu sie selbst, durch ein Geständniß auf ihrem Sterbebette, die Veranlassung gegeben haben sollte. — Graf S... hieß es, sey in ihrer Jugend ihre erste, und gewissermaßen einzige Liebe gewesen. Von ihr selbst aufgemuntert, habe er eine Zeitlang ihren Anbeter gemacht, und ihre Gunst im vollsten Maße besessen. Sehr ernstlich sey es dabey auf ihrer, wahrscheinlich nie so auf seiner Seite, gemeint gewesen; denn, nach einigen Monaten habe er sich in bester Ordnung zurück gezogen, und bald darauf öffentlich um die Hand seiner nachherigen Gemahlinn geworben. Die Baronesse, durch diesen Wankelmuth unaussprechlich gekränkt, habe zwar noch

einige Versuche gemacht, den Geliebten zurückzurufen; als sie aber alle fruchtlos geblieben, habe sie heimlich sich selbst den Schwur der bittersten Rache geschworen, und um desto sichrer zum Ziele zu gelangen, in ihrem Aeußern eine so heitre Gleichgültigkeit angenommen, daß alle ihre Bekannten, und auch der Graf selbst, dadurch sich täuschen lassen. Ein neuer Liebhaber, bloß deshalb von ihr mit vieler Offenheit angenommen und begünstigt, habe diesen Glauben wohl befestigt. Endlich sey es ihr selbst gelungen, sich das Zutrauen und die Freundschaft der neuvermählten Gräfinn S... zu erwerben. So sey sie stets auch mit seinen geheimsten Umständen in Verbindung geblieben; habe immer nach einer Gelegenheit zur Rache sich umgesehen, und doch nie eine gefunden, die ihr genügen können.

Der Tod der jungen Gräfinn, der ihr äußerst gelegen gekommen, habe sie einige Tage mit neuer Hoffnung erfüllt, doch seine Betrübniß hätte sie kaum eines Blicks gewürdiget: und eben diese Betrübniß in Verbindung mit jener Redoute, hätten sie nun auf den Einfall, ihn noch tiefer zu kränken, gebracht. — Ihre Taille nur um ein weniges stärker, als der Verstorbenen Wuchs, sey durch eine Schnürbrust verändert, alles Uebrige jenem Urbilde nachgekünstelt worden. Seine Einbildung, und

die Maske selbst, hätten manches Abgängige vollendet. Da sie zeitig in ganz anderer Kleidung auf dem Balle erschienen sey, absichtlich mit mehrern Personen gesprochen, absichtlich dicht bey'm Fürsten, ein paarmal die Larve abgenommen hätte, so sey der Graf, als sie in ihrer zweyten Verkleidung erschienen, mit keinem Gedanken auf sie gefallen. Der Todtenkopf sey eine Larve unter der Larve gewesen. Daß der Schreck den Grafen verhindern werde, solchen genauer zu betrachten, habe sie im Voraus gehofft. Selbst auf den schlimmsten Fall sey jede ihrer Reden einer zweyfachen Deutung fähig gewesen. Jenes Zimmer, eine Tapetenthür und eine Hintertreppe habe sie längst gekannt. Eine Kammerfrau ihre einzige Vertraute, ihre Erzieherinn von der Wiege an, beleidigt durch den Grafen, der ihren Sohn bey einem Hofdienst anstellen sollen, und abgewiesen habe, sey ihr bey Allem mit Rath und That an die Hand gegangen. Eben diese habe immittelst auch die Thür des Kirchhofs, wohin sie sich tragen lassen, mit einem Dieterich geöffnet, habe dort ihrer, trotz der Nacht und des schauderhaften Ortes, mit der ersten Kleidung gewartet, und durch einen andern Ausweg sich geflüchtet. — Schon wäre sie wieder auf den Ball zurückgekehret gewesen, als man den

halbtodten Grafen gefunden habe. Von nun an in Verdacht zu kommen, sey unmöglich gewesen. Gelungen wär' ihr diese Rache fast in noch höherm Grade, als sie selbst es gehofft und gewünscht habe; lange modre bereits jene Kammerfrau, die einzige Genossinn ihres Geheimnisses. Doch auch sie selbst könne jetzt unmöglich ins ernste Thor der Ewigkeit schreiten, ohne sich ihr Herz wenigstens einigermaßen durch ein aufrichtiges Geständniß erleichtert zu haben. —

So erzählte man sich diese Begebenheit. Es ist nicht unmöglich, daß auch in ihr das flüsternde, und nicht ganz mit gehörigen Belegen versehene Gerücht manchen kleinen Umstand verändert habe. Doch erklärt sich so Alles, was auf den ersten Anblick fast unerklärlich schien, und wenn gleich die Rache der Baronesse U... viel zuweit, und auf einen äußerst mühsamen Plan sich erstreckte: so weiß doch auch jeder Menschenkenner, daß verschmähter weiblicher Liebe keine Gefahr zu groß, und keine Genugthuung allzu unbarmherzig dünkt.

Vierzehnte Erzählung.

Der Rathenowsche Poltergeist im Hause des Kaufmanns Herrn Stollenberg. *)

(III. 1.)

Als um das Jahr 1780 in dem Hause des Kaufmanns Herrn Stollenberg zu Rathenow, dessen Frau Schwiegermutter gestorben war, ward dasselbe plötzlich der Wohnsitz eines Spukes. Wenn er mit den Seinigen des Abends zu Bette gegangen war, um von des Tages Last und Hitze auszuruhen, so hatte der häusliche Poltergeist es anders über ihn beschlossen; denn in der That ging die Unruhe nicht selten nun erst recht an. Oft kaum eingeschlafen, ward er durch ein spuckhaftes Umherwandern im Hause plötzlich wieder aufgeschreckt. Schaudervoll war es anzuhören, wie das Unge-

*) Nach dessen eigener Erzählung.

thüm von der Bodentreppe herab tapste, so daß die armen Dienstmägde in dem neben der Treppe befindlichen Bretterabschlage dermaßen in Angst und Schrecken gesetzt wurden, daß sie sich fest einriegelten, und den Kopf in's Deckbette hülleten. Leisern Trittes pflegte es dann wohl im Hause einigemal auf und abzugehen, oder auf Tisch und Bänke und auf die Tonnen und Kisten, die gewöhnlich den Flur dieses blühenden Handlungshauses anfüllen, umherzuschreiten. Aber vorzüglich schaudererregend war es den Ohren der Horchenden, wenn hierauf das Gespenst — nach seiner alten Gewohnheit — so lange heftig an die gutzugemachte Küchenthür stieß, und schlug, bis diese aufsprang. Sah es nun auf diese Art endlich offene Bahn zur Küche vor sich, so trieb es in derselben sein stöhrendes Wesen zum großen Verdrusse derer fort, die gerne schlafen wollten. Oft währte dieß bis gegen den Morgen, oder doch gewiß, bis zum Verlauf der eigentlichen Spukstunde.

Herr Stollenberg, dessen Schlafkammer an die Küche gränzt, und mittelst eines Fensters in Verbindung mit dem Hausflure steht, sprang gewöhnlich gleich Anfangs, raschen Entschlusses, zum Bette hinaus, und eilte dem Polterer entgegen, um ihm — wo nicht den Hals zu brechen,

doch wenigstens — das lästige Handwerk zu legen. Allein so sehr er, über den Volkswahn erhaben, auch zu den denkenden, hellern Köpfen gezählt zu werden verdient: so wollte es ihm doch mit seiner Untersuchung lange nicht glücken. Immer lief sie fruchtlos ab, und immer polterte das spukende Etwas, vorhinbeschriebenermaßen von Neuem. So genau er auch den Boden, den Hausflur, die Küche und jeden Winkel des Hauses durchsuchte, so fand sich doch nirgends eine Ursach des Spukens. Ja, was noch mehr ist, der rachsüchtige Poltergeist, tobte — wie es ihm wenigstens vorkam — nach einer vorhergegangenen Untersuchungsnacht jedesmal desto ärger.

Die Küche hängt mittelst eines schmalen Ganges mit einem Hintergemache zusammen, welches unter andern zum Aufbewahren leerer Tonnen und anderer Gefäße benützt wird. Hier war es, wo es dem Gespenste einst beliebte, um Mitternacht ein unerhörtes, und ganz sonderbares Geräusch zu machen. Erst schmiß es dem Anscheine nach, ein Stück Holz oder einen Stein bald gegen die eine, bald gegen die andre Tonne, deren hohlklingende Töne grausend in die Ohren der Horchenden halleten. Dann wieder begann ein Schurren mit den Füßen, als ob der Geist den tollen Einfall bekäme,

auf dem mit Ziegelsteinen gepflasterten Fußboden gleichsam schlittern zu wollen.

Es konnte fast nicht fehlen, die Ladendiener, die Lehrbursche, der Hausknecht, die Dienstmägde, alle sagten nun nachgerade laut, was sie sich bisher nur in's Ohr geflüstert hatten — „die verstorbene Großmutter (so nannten sie Herrn Stollenberg's Schwiegermutter) habe im Grabe keine Ruhe.“ Indessen war durch das ungeheuere Toben dieser Nacht Alles im Hause wach geworden, und Herr Stollenberg nahm sie alle in Anspruch, mit ihm nochmals das ganze Haus auf das Genaueste zu durchsuchen. Er selbst stellte sich, mit einem Besenstiele bewaffnet, an die Spitze der Hausgenossen, und so ging nun der Zug vorwärts.

Die Küchenthür hatte man, so oft es im Hause umgegangen war, jedesmal eröffnet gefunden; dießmal aber war sie, zur Verwunderung Aller, uneröffnet geblieben. Man mußte durch die Küche und deren zwey Thüren, um nach dem Hinterflure zu gelangen, wo das Schmelßen und Schurren sich hören ließ. Herr Stollenberg, als der Vorderste, steckte, aus rühmlicher Vorsicht, den Kopf fein behutsam vorweg, und lauschte erst zwischen den anfangs nur wenig eröffneten Thüren; indessen, ohne so auch nur die kleinste Entdeckung

zu machen. Endlich wagte ers entschlossen, durch den Eintritt in den Tummelplatz des schmeißenden Gespenstes dem spukenden Etwas seinen ganzen Körper in so fern Preis zu geben, als der Besenstiel ihm keinen Schirm gewährte. Und siehe! er und sein ganzes Gefolge lachten überlaut auf, als man den mächtig großen schwarzen — Hauskater in völliger Katzenseligkeit vor sich erblickte. Auf den Hinterfüßen sitzend, hielt er mit den Vordertatzen eine drätherne Mausefalle, worin einem vor Angst halb todten Mäuschen das kleine Herz pochte. Ehe man sichs versah, ließ er deren Gefängniß auf den Fußboden fallen, und gab ihm spielend mit der einen Tatze einen so derben Schlag, daß es auf das Steinpflaster hinschurrete, und gegen die helltönenden leeren Tonnen fuhr. Wie ein Falke hinter die Mausefalle her, wiederholte er dieses Spiel, bis man ihm endlich das vor seinem unmittelbaren Angriff gesicherte Mäuschen Preis gab.

So war nun die natürliche Ursache des Gepolters der unruhigsten Nacht in dem Hauskater glücklich entdeckt. Aber wer ging des Nachts die Treppe und den Hausflur auf und ab? wer eröffnete mit Geräusch die Küchenthür? Unmöglich kann doch ein Kater — meinte man — die jeden Abend wohlbedächtig zugemachte und eingeklinkte Thür eröffnen; mithin wäre

also auf das eigentliche Gespenst noch immer Jagd zu machen. So dachten Alle im Hause, aber sie Alle irreten. Denn einige Tage darauf hörte und sah Herr Stollenberg ganz von ungefähr den Kater von der Treppe herabtappsen, als käme leisen Trittes ein Mensch herab. Er sprang, da er die Küchenthür zugemacht fand, auf einen darneben stehenden Koffer, hing sich von da aus mit der einen Tatze an den untern Theil des Handgriffes zum Auf- und Zumachen, und schlug mit der andern ziemlich derb und so lange auf das breite Eisen, welches bey dergleichen Klinkschlössern den Hebel macht, bis die aufgeklinkte Thür, vermöge ihrer eigenen Schwere, einkerbig aufging. Jetzt war es ihm nun freylich ein Leichtes, die Thür mit der Pfote weiter aufzumachen, und in der Küche ungehindert seiner Nahrung nachzugehen.

Funfzehnte Erzählung.

Anhang zur vorhergehenden Erzählung.

In einem angesehenen Hause zu B... waren einige Zimmer des zweyten Stockwerks, deren bisheriger Besitzer seine Wohnung veränderte, ausgeräumt, und die noch nicht weggebrachten Sachen lagen in der in solchen Fällen gewöhnlichen Unordnung

nung untereinander. Spät hatten sich die Bewohner des Hauses zur Ruhe begeben: aber noch im ersten Schlafe wurden sie durch ein plötzliches Geräusch geweckt; es kam ihnen vor, als würde mit vieler Gewalt gegen eine Thür gestoßen. Wachend hörten sie noch immer Geräusch, daß nur durch kurze Pausen unterbrochen ward: das Geräusch ließ sie auf eine entschuhete Person schließen, die sich mit Wegräumung der noch herumliegenden Sachen beschäftigte — sie vermutheten Diebe.

Auch das Mädchen im Hause war durch das Geräusch geweckt: es hatte einen Schlag gegen das Kammerfenster zu hören geglaubt, und wartete in der größten Angst auf die Erscheinung eines Gespenstes.

Als auf wiederholtes Rufen weder ein Dieb noch ein Gespenst antwortete, und doch das Geräusch anhielt, ging der Herr des Hauses dem Saale zu, wo er die Bewegung hörte, und stieß gar bald auf eine wandelnde umgestürzte Schublade. Er hob sie auf, zu sehn, was die Bewegung verursacht habe, und — sein treuer Kater sprang freudig davon. Er mochte in die Schublade aus Neugierde gekrochen seyn, diese war mit ihm umgeschlagen, und über ihn hergestürzt. Er

suchte sich aus dem Gefängniß zu befreyen, und verursachte dadurch das Geräusch; so wie der Fall des Kastens die Bewohner aufschreckte.

Sechzehnte Erzählung.

Erscheinung eines citirten himmlischen Geistes, der Hebräisch sprach. Kein optischer Betrug *) Mit einem Anhange.

(II. 2. A. B.)

X... ein vornehmer Mann, der mich einiger Vertraulichkeit würdigte, glaubte an Geisterbannereyen; ich nicht. Er suchte mich zu belehren; aber seine Gründe waren Gemeinsprüche, z. B. „es giebt viel Unbegreifliches," und dergleichen. Er erzählte mir Beyspiele von Swedenborg, Schröpfer, W. in St. und einigen andern. — Ich läugnete oder lachte, bis er endlich sagte: „Ich will Sie zu einem Rabbiner aus England füh-

*) Siehe das Buch vom Aberglauben, von H. L. Fischer. Theil 2. Hannover 1790.

ren, der nicht mit bösen, sondern mit himmlischen Geistern umgeht; zu einem ächten Théurgen, welcher nichts mit dem Teufel zu schaffen, sondern auch mich schon einigemal in die Gesellschaft von Himmelsbürgern versetzt hat."

X. hatte die Geister gesehen; sie waren erschienen, ohne durch eine Oeffnung der Wand in das Zimmer zu kommen, und eben so wieder verschwunden. Er hatte mit ihnen geredet: weil aber im Himmel nur Hebräisch gesprochen wird, so hatte ihm der Théurg zum Dolmetscher gedient. — Nun durfte ich nichts mehr einwenden, ich bat nur unterthänig, mich auch des Glücks theilhaftig zu machen, und es wurde mir gewährt.

X. führte mich zu dem Rabbiner, an dem selbst Lavater das Patriarchengesicht nicht verkennen würde. Ohne Vorurtheil hätte ich aus seiner ehrlichen Miene auf einen Schwärmer oder Mystiker geschlossen. — Soviel ich merkte, gefiel ich dem Herrn Théurgen nicht sonderlich, doch mochte er Verbindlichkeiten gegen meinen Begleiter haben, denn er ließ sich bewegen, mir sein Beschwörungsbuch zu zeigen. Es war ein Foliant, zierlich und mühsam auf Pergament geschrieben, mit gemahlten Figuren der Geister, die sich durch die darunter stehenden Prozesse beschwören lassen. Ich durfte

nicht darin lesen, weil es die Geister beunruhige. — — Auswendig an dem Buche war an jeder vordern Ecke des Einbands ein metallener Ring merkwürdig.

Der Théurg mußte sich bequemen, einen Tag zum Beschwören festzusetzen, und mir wurde freygestellt, zu wählen, welchen Geist ich sehen wolle. Als ich mit der Wahl zauderte, gab mir der Rabbiner das Buch, um es aufzuschlagen, und der Geist, der auf dem Blatte stehen würde, sollte erscheinen. Alles schien so ganz unabsichtlich, und hatte doch seinen guten Grund. Sieben Tage durften wir nichts essen. — — Den ganzen Tag vor der Beschwörung mußte ich bey X. zubringen, also fasten, und noch dazu auf Ehre und Glauben versprechen, mich bey der Handlung stille zu verhalten, nichts anzugreifen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, nicht zu reden, mit einem Worte, nichts zu thun, als was der Théurg wollte. Alles Einreden half nichts; er blieb unbeweglich, und ich konnte diesen Eigensinn nur mit der Furcht vor gedrohten Uebeln erklären.

Abends um zehn Uhr gingen wir in ein entlegenes Haus, in dem ich noch nie gewesen war. X. sagte, es sey an der Lage des Zimmers viel gelegen, und man habe deswegen eine besondere Kam-

mer in diesem Hause miethen müssen. Alle Vorbereitungen geschahen in möglichster Stille und Feyerlichkeit. Es war niemand mehr zugegen, als wir drey. Der Beschwörer in einem schwarzen Rock von Dammast, mit einem groben weißen Tuche über den Schultern, empfing uns an der Thür in der Stellung, wie man einen Besuchenden zum Kranken läßt, der eben schläft, leise, mit viel bedeutender Miene, und einem düstern Gemurmel, als ob er innerlich bete.

Im Vorzimmer mußten wir alles Metall ablegen, und nochmals Gehorsam und Stille angeloben. Ich betrachtete Alles genau, fand aber auch nicht den geringsten Anlaß, Betrug, z. B. eine verdeckte Thür, oder etwas dergleichen zu vermuthen. Ich besah das Zauberbuch, und sah, wie die seidene Schnur, von der ich gleich reden werde, in die zwey Ringe gehenkt war.

Das Zimmer, worin der himmlische Geist citirt wurde, war eine Kammer ohne Ofen, ein längliches Viereck, etwa 28 bis 30 Schuh lang, und kaum halb so breit, mit einer einzigen Thür, und einem Fenster, keine Tapeten, eine geweißte Wand, bloß mit einem gemahlten Lambris, der etwas höher, als drey Schuh an der Wand herumlief. Der Fußboden war gedielt, und zwar so, daß man

durch ihn keine Oeffnung vermuthen konnte. Beym Eintritt in die Thür erblickte man zur rechten Hand das Fenster, dicht an der Wand zur linken einen unzugedeckten Tisch mit vier Füßen. Auf demselben stand ein kleines, offenes Pult, und darauf lag das Zauberbuch. Vor dem Tisch sah man einen auf eine Pergamenthaut gezeichneten Kreis mit bunten Charakteren; vor diesem einen Streifen Pergament, ebenfalls bemahlt, worauf der Beschwörer hin und her ging; einen dergleichen Kreis gerade der Thür gegen über, auf dem wir Zuschauer standen; eine Reihe Stühle zwischen beyden Kreisen, von denen der Théurg beym Aufunszugehen allezeit den mittelsten aushob, und wieder in die Lücke setzte; eine blaue seidene Schnur, welche mit den zwey Enden, in die zwey Ringe des Buchs mit kleinen Haken eingehenkt war, und welche durch verschiedene Rollen in zwey Parallellinien über die Decke bis zu unserm Kreise reichte, und sich etwa fünf Schuh hoch von der Erde endigte. Auf dem Fußboden standen sieben Leuchter mit brennenden Wachskerzen.

Der Théurg ließ uns in den Kreis der Thür gegenüber treten, den wir bis ans Ende nicht verließen. Er selbst kniete vor dem Buch nieder, fing

die Beschwörung mit jüdischem Halbgesange an, und machte allerley Grimassen. —

Nachdem dieses etwa eine halbe Stunde gedauert hatte, ging er in den Kreis vor den Tisch, und hielt sich da wieder eben so lange mit Singen und Beten auf; darauf drehete er sich gegen uns, öffnete durch einen Stuhl die Schranken, und kam in unsern Kreis. Er ließ uns niederknien, mit dem Gesichte gegen das Fenster, ergriff die Zauberkette mit einem starken Zuge, gab sie uns dann in die Hände, befahl sie fest zu halten, und hielt sie auch selbst mit.

Nachdem er nun wieder gebetet hatte, legte er die Hände auf unsere Köpfe, kniete selbst nieder, mit dem Gesichte gegen die unsrigen, legte unter fortdauerndem Gebete seine linke fest an mein rechtes Ohr, und die rechte an meines Begleiters linkes Ohr, und drückte unsere Köpfe fest zusammen, doch so, daß ich das rechte Auge frey behielt, und Thür und Fenster beobachten konnte.

Nach einer Pause nahm er die Kette aus unsern Händen, und befahl uns aufzustehn. Nun vernahmen wir deutlich ein sanftes Geräusch hinter uns, verspürten einen unangenehmen Geruch, und hörten einige helle Glockenschläge, wie von einer Repetiruhr.

Ich entsetzte mich in diesem Augenblick etwas. Thür und Fenster hatte ich immer genau beobachtet, keine andere Oeffnung schien mir möglich, und wegen der Possen glaubte ich, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde. — Nun spürte ich auf einmal ein viertes lebendiges Wesen in der Kammer, und stutzte. Der Théurg merkte das gar wohl; und um mich nicht zur Erholung kommen zu lassen, redete er den Geist an, noch ehe wir ihn sehen konnten, und der antwortete, aber nicht Hebräisch, sondern Jüdisch; die himmlischen Geister werden doch wohl rein Hebräisch reden? Ich erholte mich geschwind von meinem Schrecken, und würde den Geist beym Kragen erwischt haben, wenn mich nicht mein Versprechen und die Neugierde auf das Weitere, abgehalten hätte.

Wir durften uns nun umkehren, der Beschwörer ging aus unserm Kreise in den seinigen, und der Geist stand vor ihm zwischen diesem Kreise und dem Tische. Die Figur war ganz so, wie ich sie in dem Buche gesehen hatte: ein Knabe von etwa dreyzehn Jahren, mit einem weißen langen Hemde, im Gesichte und an den Händen und Füßen röthlich, vermuthlich trocken mit Bolus gefärbt.

Das Gespräch des Geistes und des Théurgen war, soviel ich merken konnte, ein Jüdisches Gebet, von

dem einer um den andern ein Gesetz herbetete oder sang; mitunter mochte wohl der Beschwörer dem andern Anweisungen zusingen, wie er sich gebehrden sollte; denn das Gespräch wurde lebhaft, und der Geist fing an mit den Füßen zu trippeln, als ob er den Kreis überschreiten wollte. Der Théurg kam ganz bestürzt in unsern Kreis, und bat, uns nur einen Augenblick zu entfernen, wir sollten gleich wieder eingelassen werden, und uns erlaubt seyn, dem Geiste Fragen vorzulegen.

Mein Herr College, ob er gleich schon mehreren Erscheinungen beygewohnt hatte, schwitzte große Tropfen, und zog mich zur Thür hinaus. Ich besann mich jedoch bald, riß mich von X. los, und ging zurück in das Zimmer, fand aber Alles in der besten Ordnung, nur der Geist war weg, und der Théurg löschte die Lichter aus. Er sagte, der Geist sey im Zorne über mich verschwunden, und wolle vor mir nie wieder erscheinen, weil ich sowohl die sieben Tage nicht mäßig gelebt, als auch während der Erscheinung, böse Absichten auf ihn gehabt hätte. —

Mein Gönner X., der gewiß nicht mit dem Théurgen im Verständnisse war, wurde mir deswegen feind. —

Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Beschwörer bey seinen Glaubensgenossen. Sie kannten ihn nicht als Rabbiner, nur als einen stillen Privatmann, der seine Religionspflichten genau erfülle, der aus England gekommen sey, und ohne einiges Gewerbe, von eigenen Mitteln lebe. Ich sahe selbst einen Knaben am dritten Orte, der mir der nämliche schien, der den Geist vorgestellt hatte; ich konnte aber nicht allein mit ihm sprechen, und meine fernern Nachforschungen wurden durch meine Abreise unterbrochen. Hier ist meine Erklärung dieser auf baaren Betrug hinauslaufenden Erscheinungsgeschichte:

Das stille melancholische Wesen dieses Betrügers dient mehr zu seiner Sache, als Wind machen und Geräusch; es führt den Verständigen mehr auf Schwärmerey, als auf die Vermuthung seines Betrugs. Ein Mensch, der sich bis zum Enthusiasten verstellen kann, verfehlt seinen Zweck fast seltener, als der Enthusiast, der von ganzem Herzen handelt.

Es ist nicht zu vermuthen, daß der Beschwörer alle Geister im Vorrath hat, die in dem Buche gemahlt sind, doch läßt ers, dem Anscheine nach, ganz gleichgültig aufschlagen. Seine Gleichgültigkeit ist Gewißheit, daß kein anderer Geist, als den er will, aufgeschlagen werden kann; fast eben

so, wie man bey manchen Kartenkünsten nur die Blätter ziehen kann, welche der Künstler gezogen haben will.

Das siebentägige Kasteyen und Vorbereiten scheint zwar nur Grimasse, um das Werk feyerlicher zu machen; allein es kann auch dazu dienen, daß der Zauberer seinen Mann in der Zeit ausstudirt. Das Fasten am letzten Tage ist gewiß nicht ohne Absichten. Der Zuschauer kann sich keinen Rausch antrinken, der ihm Muth macht, und durch das Fasten wird er kleinmüthig, und empfänglicher für das Wunderbare und Tragische.

Das feyerliche Versprechen, sich nicht zu rühren, wird nicht allezeit gefordert. Mein Begleiter hat es vordem nie ablegen müssen; ich allein war also dem Manne so verdächtig, daß er es für nothwendig hielt; und wer weiß, was er mit X. darüber gesprochen hat? Wäre X. nicht von der Gewißheit der Sache überzeugt gewesen, so hätte er nicht darauf gedrungen, mich zuzulassen. Er wollte aber auch mich überzeugen, nnd nur die schreckbaren Folgen, die der Zauberer ihm prophezeihte, bewogen ihn, mir das Versprechen abzunehmen.

Das Vorgeben, daß das Zimmer, wegen der Lage, nur zu dieser Handlung gemiethet sey, soll

den Verdacht benehmen, als ob ein besonders zubereitetes Zimmer zum Citiren der Geister erfordert werde, und die Vermuthung veranlassen, daß jedes Zimmer dazu gebraucht werden könne, wenn es nur nach der Himmelsgegend liegt, die er als erforderlich angiebt.

Die stille feyerliche Vorbereitung, die Kreise, das Beschwörungsbuch, die Kerzen, das lange Gebet, die Verzerrungen des Gesichts, dieß alles sind bekannte Kunstgriffe, Schrecken und Erwartung zu erregen. Die Forderung, alles Metall abzulegen, ist weise Vorsicht, den Zuschauer zu entwaffnen.

Der Théurg konnte mir leicht erlauben, das Zimmer vorher zu untersuchen. Denn da ich noch gar nicht wußte, welche Stellung er uns anweisen würde, konnte ich nicht sogleich auf das Wahre fallen.

Daß die Kammer keine andere Oeffnung hat, als nur eine Thür und ein Fenster, die der Zuschauer immer in den Augen behält, macht ihn nicht nur sicher, daß der Geist da nicht heimlich herein kann, sondern heftet auch seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diese zwey von dem Schauplatze entfernten Oeffnungen. Die Reihe Stühle soll auf allen Fall den Verwegenen wenigstens so lange

LB Coburg

aufhalten, bis die Schnur wieder in Ordnung gebracht ist.

Man merke sich den Tisch, auf welchem das Buch liegt. Hinter dem Tische ist in der Wand ein Schieber oder eine Fallthür, eben so bemahlt, und eben so hoch, als der Lambris. — Hinter dem Schieber ist ein Loch in der Mauer, wo ein Mensch durchkriechen kann. Die zwey hintern Füße des Tisches passen gerade auf die zwey Fugen, in welchen der Schieber läuft. Oben an dem Schieber sind zwey kleine Ringe hinter dem Pulte, und also nicht zu sehen. Während der Beschwörung nimmt der Zauberer die zwey Haken unvermerkt aus den Ringen an dem Buche, und hängt sie in die Ringe des Schiebers ein, so daß diese nun mittelst der seidenen Schnur geöffnet werden kann.

Wenn der Beschwörer mit den Zuschauern zugleich in dem Kreise, der Thür gegen über, steht, und diese das Gesicht gegen das Fenster kehren müssen; so faßt er sogleich die Zauberkette heftig an, und zieht also den Schieber auf, der ganz locker in den Fugen laufen muß, damit man nichts höre. Hierauf läßt er die Zuschauer niederknien, und die Kette, die er auch selbst mithält, festhalten, daß das Loch offen und alles in Ordnung ist; und das kann er gut sehen, weil er steht, und über die zwey

Knienden hinwegschaut. Dann läßt er die Ketten in ihren Händen, kniet ebenfalls nieder, und faßt die Ohren der Zuschauer. Dieses Andrücken der Ohren soll, nebst dem lauten Gebete, nicht nur verhindern, daß man das Geräusch nicht hört, so der Geist etwa beym Hereinkriechen machen könnte; sondern es bewegt auch den Mißtraulschen, seine Aufmerksamkeit auf die Thür zu richten, weil es scheint, als ob der Beschwörer, durch das Anlegen der Hände, dorthin zu sehen verhindern will. Daß der Beschwörer entfernt ist von der Stelle, wo der Geist erscheint, macht die Sache nicht nur wunderbarer, sondern geschieht auch darum, daß er das Umschauen verhindern kann; wiewohl auch die Reihe Stühle die Knienden schon hindert, zu beobachten, was darhinter vorgeht.

Man könnte glauben, daß es kürzer sey, wenn der verstellte Geist den Schieber selbst von aussen aufzöge, allein der Kunstgriff mit der Kette ist viel sicherer. Der Beschwörer müßte ein Zeichen geben, und das Klopfen ist schon aus dem Spiele, wo die Verstorbenen citirt werden, zu bekannt. Der Geist, zumal wenn er ein Knabe ist, könnte auch das rechte Tempo zum Erscheinen verfehlen. Uebrigens hat der Beschwörer auch noch den Vortheil dabey, daß er die Zuschauer mit etwas be-

schäfftigt, das ihre Aufmerksamkeit von dem Orte abzieht, wo der Geist herkömmt, und dieser kann auch mit wenigerm Geräusch hereinkommen.

Daß der Geist nur Hebräisch redet, geschieht darum, damit die Zuschauer nicht selbst mit ihm zu reden anfangen, damit er sich nicht in den Antworten verräth, und seine Schwäche entdeckt, wenn er dumm ist, wie dieser war. Das Rothfärben macht den Geist unkenntlich.

Dießmal hieß uns der Zauberer hinausgehen, weil ich ihm verdächtig war, und er beym Abschiede genauere Beobachtungen oder Gewalt befürchtete. — Mein Begleiter sagte mir, daß der Geist sonst eben so, und unter den nämlichen Zeremonien, wie er erschienen war, wieder abgegangen sey. Das mochte ihm der Rabbiner singend gesagt haben, daß er sich gleich retiriren sollte, wenn er uns hinausführen würde.

Die Ursach des Zorns des Geistes war ganz gut ausgedacht. Das konnte der Mann wohl denken, daß ich mir, um seiner Possen willen, in sieben Tagen nichts abgebrochen hatte; und daß ich den Geist gern erwischt hätte, sah er mir am Gesichte an.

So, und auf tausend ähnliche Arten gaukeln die Betrüger, welche so gern für Herren der Gei-

ster gehalten werden möchten. Viel gewöhnlicher sind aber diejenigen Geistererscheinungen, welche der gemißbrauchten Optik, namentlich dem Hohlspiegel und der Zauberlaterne, ihre Täuschungen verdanken. Hier kann der Künstler auf vielfache Art *) abwechseln, und den Zuschauer hintergehen, zumal wenn die Elektricität damit verbunden wird. Mit Hülfe der letztern ward einst ein zwar beherzter, aber unvorsichtiger Zuschauer, der den erschienenen Geist — ein von einer Rauchsäule aufgehangenes Bild der Zauberlaterne — mit seinem Degen durchbohren wollte, vom electrischen Schlage betäubt zu Boden geworfen.

Die gefahrvollste Art des Geistercitirens ist die, wenn man den Zuschauer durch betäubendes Räucherwerk gleichsam berauscht, und, mittelst der Einbildungskraft, Bilder in ihm hervorruft, welche außer ihn gar nicht da sind. „Es giebt Schurken, sagt Herr Professor Halle **), „welche über Schierling, Bilsenkraut u. d. g. heißes Wasser gießen, und auf diese Art Menschen durch

*) Eckartshausen's Aufschlüsse aus geprüfter Erfahrung über verborgene philosophische Wissenschaften und seltene Geheimnisse der Natur. München 1790.

**) Wiegleb's Magie, fortgesetzt von Halle. Th. 4. S. 16.

„durch ein tödtliches Dampfbad auf Lebenszeit ver„giften. So haben sie dann die Ehre, niederträch„tige Geistergaukler zu seyn, indem sie Theosophie „affectiren, in der That aber durch dicke, narkoti„sche Giftdämpfe (die weit gefährlicher, als ver„schluckte Gifte sind) die Mörder der Leichtgläu„bigen werden."

Ueberhaupt können meine Leser versichert seyn, daß Sie in den Händen eines gewissenlosen Künstlers sind, wenn er Sie erst vorbereiten muß, um Ihnen Geister zeigen zu können. Wer Ihre Augen erst durch schreckenvolle Zaubereyen, Anstrengung und Wachen, durch das Drücken auf die empfindlichen Theile des Körpers, durchs Salben, Speisen und Getränke, oder durch Fasten, Räucherwerk, Versetzung Ihrer Seele in einen lebhaften Schwung, oder endlich durch Abspannung aller Kräfte, die Phantasie allein ausgenommen, und durch Erhitzung einer Leidenschaft — ich sage, wer durch dergleichen oder ähnliche Mittel Sie erst für den Anblick eines geistigen Wesens empfänglich machen zu müssen vorgiebt: der will dadurch unfehlbar Ihrer Phantasie sich bemeistern, um Sie zu täuschen. —

Gewiß hat Schröpfer schon dadurch, daß er Wachen, Fasten, oder den Genuß gewisser Spei-

sen und Getränke von seinen Zuschauern forderte, sich als einen Betrüger gebrandmarkt. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Unterredung, welche ein aufgeklärter Reisender mit diesem berüchtigten Geisterbeschwörer hatte. Der Betrüger versprach, nachdem ihm der Reisende seinen gänzlichen Unglauben an seine Wunder bezeigt hatte, ihn dadurch zu überzeugen, daß er einen Jeden, wenn er wolle, Lebende oder Todte citiren werde. Der Reisende bat sich seinen Vater aus. Sogleich wurde er bis Mitternacht in sein Zimmer eingesperrt; alle Menschen wurden von ihm entfernt. Schröpfer selbst erschien nicht zur bestimmten Zeit, sondern ließ einige Stunden voll Angst und banger Erwartung auf sich harren. Endlich trat er herein, und kündigte jenem an, daß er vor allen Dingen, um sich zu erholen und zu stärken, von einem Tranke, den er ihm reichen werde, trinken müsse. Der Reisende, der den Zweck dieses Getränkes ahndete, weigerte sich so lange zu trinken, bis Schröpfer versicherte, daß eher aus der Sache nichts werde, weil er sonst den Anblick nicht aushalten könne, und unwiederbringlich verlohren wäre. Nun trank er, und die Beschwörung fing an. Der Reisende sah wirklich seinen Vater, und war am Ende sogar

genöthigt, den Betrüger zu bitten, daß er das Bild entfernen möchte.

„Sind Sie nun überzeugt?" fragte Schröpfer voll Stolz. —

„So wenig, als jemals", erwiederte der aufgeklärte Mann; „denn wenn Sie wirklich meinen Vater citiren könnten, so hätten Sie nicht nöthig gehabt, mich vorher wahnsinnig zu machen!" — —

Siebenzehnte Erzählung.

Das weiße Nachtgespenst, welches seinen Gegner vor die Stirne schlug. *)

(I 2. und 3. A.)

In einem Dorfe bey Magdeburg war schon einige Wochen die Rede gegangen, daß daselbst der vor kurzem verstorbene Einwohner Meps des Nachts umherspuke. Man gründete diese Sage auf Erfahrungen, welche Mehrere, denen er nächtlich erschienen war, gemacht zu haben versicherten. Man setzte um so weniger den geringsten Zweifel in diese Versicherung, je allgemeiner dafür gehalten wurde, daß der Geist des Verstorbenen, wegen des geführten gottlosen Lebenswandels, im Tode keine Ruhe gefunden habe.

*) Verglichen mit: E. C. Reichards vermischte Beiträge zu einer nähern Einsicht in das gesammte Geisterreich. Helmstädt 1788. Zweyter Band. Seite 139.

Freylich hatte Meps in seinem Leben nicht viel getaugt, und man wußte unter andern beynahe mit Gewißheit, daß er in einer Klagesache vor Gericht einen falschen Eid geschworen hatte. Kein Wunder daher, daß man ihn nach seinem Tode nicht Einmal, sondern sehr oft, auf dem Kirchhofe, unweit seiner Grabstätte, erblickte; und bald wollte, von der Zeit der Abenddämmerung an, bis zum neuen Morgen, Niemand mehr über den Kirchhof gehen. Selbst der Nachtwächter, der doch von Berufs wegen, ein größeres Recht hatte, als jeder Andere, der Erscheinung zu Leibe zu gehen, und den etwanigen Geist zu Rede zu setzen, wagte es verschiedene Wochen hindurch gar nicht mehr, sich der verrufenen Gegend im Dorfe zu nähern. Sein Nachtwächterberuf, meinte er, verpflichte ihn nicht, es mit Verstorbenen und bösen Geistern aufzunehmen, und ihnen verwegen die Spitze zu bieten.

Eines Abends saßen verschiedene Einwohner in der Schenke beysammen, und der Inhalt ihrer Unterredung war, wie gewöhnlich, wieder das verwünschte Spukeding. Ehe man sichs versah, kam Nachbar Barthel, ganz außer Athem, in die Stube herein gestürzt, sah aus wie eine Leiche, und zitterte am ganzen Leibe. Auf Befragen, was ihm widerfahren sey, gab er stotternd zu verstehen:

„der alte Meps stehe leibhaftig im Sterbehemde an der Kirchmauer.“

Die Bauern kreuzigten und segneten sich; des Krügers Töchtern schauderte die Haut, und sie rückten mit ihren Spinnrädern dichter zusammen. „Hab' ich's nicht gesagt, Gevatter? — sprach der Eine zu dem Andern — Du hast mir es immer nicht glauben wollen, nun hörst Du, daß es wahr ist.“

Ein auf der Reise begriffener Hallischer Student, der hier übernachtete, und beym Ofen in Ruhe sein Pfeifchen rauchte, hatte die lauten Gespräche der Bauern bisher lächelnd angehört, ohne eben Neigung und Beruf zu finden, sich in dieselben einzumischen. Er wußte wohl, daß ein so tief eingewurzeltes Vorurtheil, wie der Glaube an Gespenster bey gemeinen Leuten, mit bloßen Vernunftgründen selten glücklich bestritten wird. Jetzt aber, wie der einfältige Barthel kam, und ihn lüstern machte, die Natur der Erscheinung an Ort und Stelle zu prüfen: jetzt ließ er sich mit den Leuten in ein Gespräch ein, und suchte sie, nach Maaßgabe ihrer Fassungskraft, von der Eitelkeit der Gespensterfurcht, und von der Thorheit ihres Wahnglaubens zu überzeugen.

Da er indessen bald merkte, daß er so gut, als in den Wind geredet habe, und seine gute Absicht hier in der Stube schwerlich je erreichen werde, so fragte er die Anwesenden, ob denn nicht wenigstens Ein beherzter Mann unter ihnen wäre, der Lust hätte, mit ihm nach der Kirchhofserscheinung zu gehen, und sich daselbst durch den Augenschein zu überzeugen, daß der todte Meps die Lebenden nicht erschrecken könne, und daß die Erscheinung, so wie sie Barthel wahrgenommen haben wolle, unstreitig nichts, als eine Wirkung seiner von Furcht erhitzten Einbildungskraft sey. Aber da war von Seiten der anwesenden Bauern an kein Mitgehen, an keine Untersuchung zu denken. „Sirach sagt: — meinten sie — was deines Amts nicht ist, da lasse deinen Vorwitz. Drum mag Meps da an der Kirchmauer stehen, so lange er will. Wir wollen ihn nicht beunruhigen, wenn er uns nur in Ruhe lassen wollte." —

Zum Glücke trat eben jetzt der Schmidt des Dorfes herein, der lange Soldat gewesen war, und sich im Felde etwas rechts versucht hatte. Man erzählte ihm den Verlauf der Sache, und setzte hinzu: „der Herr da will das nicht glauben; er will hin zu dem Gespenste, und meint, wir alle, oder wenigstens Einer von uns möchte doch mit ihm ge-

hen, aber wir werden keine Narren seyn, uns ohne Noth in einen Streit mit bösen Geistern einzulassen." —

„Ihm aber, Meister Schmidt, seh' ich es an — sagte der Fremde — Er begleitet mich; Er sieht mir aus, wie ein Mann, dem das Herz an der rechten Stelle sitzt." —

Das half! — Ohnehin wußte der ehemalige Schnurrbart, der im Getümmel mancher mitgemachten Schlacht seine Schuldigkeit gethan hatte, nichts von kindischer Furcht, und konnte unmöglich zugeben, daß ihm ein zwanzigjähriger Student an Herzhaftigkeit überträfe.

Der Student war hoch erfreut, an dem Schmidt einen Mann gefunden zu haben, der den übrigen feigen Memmen nicht glich; und bemerkte mit Vergnügen, daß die Herzhaftigkeit unter gewissen Umständen so gut als die Feigherzigkeit ansteckend ist. Denn kaum hatte der Schmidt in einem festen Tone erklärt, daß er den braven Studenten in jedem Falle zur Untersuchung dessen, was Barthel gesehen haben wollte, begleiten werde: so gesellten sich ihm noch einige junge Bursche zu, und wollten das Wagestück ebenfalls mit bestehen.

Der Student legte vor Freude darüber zwey Thaler zum freyen Trunk für diese Beherzten in

die Hände des Wirths nieder. Man rüstete sich nun eiligst mit tüchtigen Knüppeln zum Marsche nach dem Kirchhofe. Zwar meinten die Töchter des Wirths, es sey doch Schade um ihr junges Leben, und die zurückbleibenden Bauern selbst brummten kopfschüttelnd, der Glaube würde ihnen wohl in die Hand kommen; allein der Zug der Abentheurer ging dennoch vor sich, und der Student erwiederte spöttisch lächelnd: „auch ich denke, ich will den Geist in die Hand bekommen, und alsdann sollt ihr herzlich lachen.“ —

Kaum waren unsre Gespensterjäger mit einander an die Ecke des Kirchhofs gekommen, siehe, da stand das große weiße Ding leibhaftig! Der Student selbst stutzte anfangs ein wenig, ging aber doch muthig auf die weiße Gestalt zu. Sein Werda? blieb unbeantwortet. Seine Drohungen ebenfalls. Wie er herzhaft näher hinzutrat, um die Drohung wahr zu machen, bekam er einen heftigen Schlag vor die Stirn, daß er rückwärts überschlug, und — weg war das Gespenst.

Die jungen Helden, welche dem Schmidt und dem Studenten vorsichtig langsam nachgeschlichen waren, machten links um, und liefen davon, als ob ihnen der Kopf gebrannt hätte. Nicht so die beyden Hauptpersonen. Der arme Student raffte

sich geschwind wieder auf. Zwar fühlte er eine Beule vor seiner Stirne, und etwas Blut; allein so wie auf dem Schlachtfelde der im zweydeutigen Augenblick des Treffens tödtlich verwundete Held mit größerer Freudigkeit stirbt, wenn ihm die Seinigen noch sterbend den Trost mit ins Grab geben: wir haben gesiegt — so vergaß der hocherfreute Student seines Schmerzes, sobald er den Schmidt ausrufen hörte: „da haben wir den Popanz!" —

Und wer war dieser Popanz? — Ein Hemde, das trocknen sollte, und welches die Frau Cantorinn vergessen hatte, zur rechten Zeit von der Stange, an welcher es hing, herabzunehmen und in Sicherheit zu bringen. In dem nämlichen Augenblick, in welchem der Schmidt mit seinem Besenstiele diesem stummen Gespenste einen tüchtigen Hieb versetzte, um eine Antwort von ihm zu erzwingen, verschwand es, das heißt: die Stange, worauf es hing, zerbrach von der Gewalt des Schlages, und das Hemde fiel auf die Erde.

„Aber, wer schlug denn den Studenten vor die Stirne?" — Er selbst schlug sich, mittelst einer Harke oder eines Rechens, davor. Die Frau Cantorinn hatte diesen zum Unterstützen der Trockenleine gebraucht, und daselbst ebenfalls vergessen.

Sie lag der Länge nach so an der Erde, daß ihr Stiel nach dem Hemde hinwies, und ihre Zähne in die Höhe standen. In dem nämlichen Augenblick, wie der Schmidt dem weißen Geiste Eins versetzte, trat der Student auf die Zähne des Rechens, und hob dadurch den Stiel desselben dermaßen in die Höhe, daß er ihm gegen die Stirn fuhr. Indessen taumelte der Student nicht sowohl vom Schmerze betäubt, als vielmehr erschrocken einige Schritte zurück und fiel über einen Grabhügel; denn der Schlag war weniger heftig, als unerwartet.

Man brachte hierauf das Gespenst von Leinwand nach der Schenke des Dorfs. Die dortigen Bauern schämten sich nun ihrer kindischen Furcht vor dieser ohnmächtigen Kirchhofserscheinung, und schlichen zum Theil ganz im Stillen, und ohne den Lachenden eine gute Nacht zu wünschen, nach Hause.

Achtzehnte Erzählung.

Die wunderbaren, nächtlichen Pistolenschüsse.

(I. 1. D. und III. 1.)

Hr. Wickert, Catechet zu Neufriedrichsdorf bey Rathenow, lag im Februar des Jahres 1797 Abends um eilf Uhr, mit seiner Ehefrau im ersten tiefen Schlafe. Beyde wurden plötzlich durch einen dicht neben ihnen fallenden Pistolenschuß aufgeschreckt. Man vermuthete Einbruch und gewaltsamen Ueberfall, und sprang aus dem Bette, um eiligst die zweckmäßigsten Maaßregeln dagegen zu ergreifen. Aber, o Wunder! Alles um sie her war stille, weder in der Schlafstube, noch im Hause überhaupt, war irgend Einer, der nicht da seyn sollte, und welcher das Pistol abgefeuert haben könnte. Auch außer dem Hause war es ruhig, und keiner von den Nachbarsleuten hatte den Schuß gehört. — Hr. Wickert

wußte nicht, was er dazu denken sollte; zumal, da man nicht den geringsten Pulvergeruch verspürte. An der Richtigkeit seiner Wahrnehmung konnte und mogte er indessen nicht zweifeln, weil außer der Frau Wickert, auch noch ihre ältesten Kinder den Schuß gehört zu haben versicherten, und davon aufgewacht waren.

In der nächstfolgenden Nacht gegen zwölf Uhr hörten sie wieder einen Schuß im Schlafzimmer. Er veranlaßte abermals unnöthige Unruhen, und man durchsuchte vergebens jeden Winkel des Hauses. Auch außerhalb der Wohnung fand sich am Tage keine Spur von Dieben. Man zerbrach sich gedankenvoll die Köpfe, ohne dadurch der Wahrheit nur um Einen Schritt näher gekommen zu seyn. Die Zuverlässigkeit, womit Alle den Schuß ohne Pulver auch dießmal wieder im Hause selbst gehört zu haben versicherten, machte Hrn. Wickert am meisten zu schaffen. Indessen suchte er, als ein denkender Mann, sich zu überreden, daß man, in Absicht des Orts, wo ihnen die Schüsse zu fallen schienen, sich dennoch geirret haben mögte. In dieser Hinsicht traf er rund um seine Wohnung herum am nächsten Abend im Stillen solche Maaßregeln, daß er auf jeden Fall eine Spur gefunden haben würde, wenn etwa ein außerhalb sei-

ner Wohnung befindliches Gespenst mit Händen und Füßen in der dritten Nacht wieder kommen sollte, um ihn irre zu leiten.

Der knallende Unsichtbare kam wirklich in der nächstfolgenden Mitternacht zum drittenmal, und that einen Schuß, noch lauter, als die beyden vorigen. Hr. Wickert wollte dem neckenden Gespenste anfangs den Willen nicht thun und sich beunruhigen lassen; er blieb ruhig im Bette liegen. Jedoch der Wunsch, endlich den Ursprung des Knalles zu entdecken, erwachte zu lebhaft in ihm. Er sprang unwillig auf, um zu untersuchen, ob die Fenster, Fensterladen und Thüren noch genau in dem Zustande wären, in welchen er sie beym Schlafengehen gesetzt hatte. Alles war, wie er es verlassen hatte, und nirgends fand sich eine Oeffnung, durch welche ein neckender Betrüger die Mündung eines Schießgewehrs hätte in das Haus hineinhalten, und das letztere dann abschießen können. Dennoch setzte er nun seine einzige Hoffnung, einen genügenden Aufschluß über das anscheinende Wunder zu erhalten, in den mit Sand und Asche bestreuten, breiten Umkreis um das ganze Haus. Er ging hinaus, um mit Hülfe des Vollmondes hier die Spur eines Gespenstes zu entdecken; aber auch diese Hoffnung schlug ihm fehl. Der ganze

Umkreis war glatt und so unbetreten, wie er gestern Abend war zubereitet worden.

Jetzt wollten kleinmüthige Zweifel in ihm darüber erwachen, daß und ob er die Natur des anscheinenden Gespenstes jemals näher kennen zu lernen Gelegenheit haben werde; allein er unterdrückte sie wie ein Mann von Erfahrung und Einsicht. Der Frau Wickert zwar schauderte die Haut in dieser dritten Nacht heftiger, als je; allein wenn Sie von beunruhigenden Ahndungen sprach: so sprach Er vom unentdeckten Zufalle. „Was wir noch nicht gefunden haben — meinte er sehr richtig — ist darum noch nicht unentdeckbar, die Zeit und das Ohngefähr klären so manches Dunkel auf — vielleicht sind sie auch uns noch einmal günstig.

Wirklich ließ dieser Glaube ihn nicht zu Schande werden. Schon am nächsten Morgen, wo er zum Ueberfluß nochmals Alles durchsuchte, entdeckte er das Gespenst in der an drey verschiedenen Stellen eingerissenen — Stubenthürzarge seines neugebaueten Hauses. Die Ausdünstungen der Schulkinder, und die in den damals sehr kalten Nächten des Februars erfolgende Abkühlung der bey Tage stark erheitzten Stube, verbunden mit dem vielleicht zur unrechten Zeit gefälleten Zargen-

holze, hatten unstreitig die Risse veranlaßt, welche vor wenig Tagen im Holze noch nicht gewesen waren. Einer derselben war merklich länger, als die beyden übrigen, und hatte vermuthlich den stärksten Knall der dritten Nacht verursacht. Daß aber die vermeinten Pistolenschüsse in der That einzig und allein durch das Aufreißen des Holzes waren hervorgebracht worden, das war auch nicht dem kleinsten vernünftigen Zweifel unterworfen; denn als Hr. Wickert einige Tage nachher des Morgens beym Frühstücken mit den Seinigen um einen Tisch, neben jener Thürzarge, saß, geschah vor ihren Augen zum viertenmal ein solcher Schuß, wodurch in der Zarge ein vierter Riß entstanden war.

Neunzehnte Erzählung.

Das Zetergeschrey über Berlin, im Jahre 1766.

(III. 1.)

Als Hr. Doctor Meier, Stadt- und Kreisphysikus zu Rathenow, im Sommer 1766 zu Berlin studirte, fand er eines Tages in der Mittagsstunde eine große Anzahl Neugieriger in der Burgstraße versammelt. Aller Blicke waren starr und unbeweglich auf die dahin gelegene Schloßseite geheftet. Auch verhielt sich die wider die sonstige Regel, ganz stille Volksmasse, nicht anders, als wolle sie Worte des Lebens aus dem Munde eines leise Redenden einhorchen.

Es konnte nicht fehlen, erzählte mir Hr. Dr. Meier, diese sonderbare Volksversammlung zog die Aufmerksamkeit eines jeden Vorübergehenden, und, da ich Einer derselben war, auch die meinige auf sich. Man zeigte mir mit einer gewissen Aengst-

lichkeit einen weissagenden Kobold, der oberwärts an dem einen Fenster des königl. Schlosses stehen, und dessen Schedel eine rothe — ja ich wiederhol' es — eine rothe Mütze decken sollte. Wirklich erblickte auch ich daselbst Etwas, welches dem mir Bezeichneten vollkommen entsprach; allein warum diese Erscheinung, die einem Menschen nicht völlig glich, ein Kobold, und gerade ein weissagender Kobold seyn sollte, war mir noch eben so dunkel und unbegreiflich, als der Umstand, daß man damals die jetzt sogenannte Jacobinermütze, auf dem leeren Schedel des Gespenstes so besonders merkwürdig fand. Aber Geduld! —

Man gebot Stille, und Alle horchten; ich horchte mit, und man denke! — auch ich hörte jetzt, wie vom Himmel herab, die dumpfe Stimme eines spukenden Wesens über Berlin ein Zetergeschrey erheben; mit Grausen und Entsetzen vernahm die ganze Volksmasse deutlich die Worte: „Wehe, wehe über Berlin!" —

Man kam, und ging, und alle hörten diese bis zum Ekel wiederholte Worte, ohne genau zu wissen, woher sie kämen. Nur so viel schien gewiß zu seyn, daß sie aus der Gegend des Schlosses her ertönten.

Das Gehörte beschäftigte das Nachdenken Vieler ungleich mehr, als das Gesehene; jedoch in ganz verschiedenen Rücksichten. Einige wünschten nur zu wissen, durch wen, und wie das spukhafte Wehe! in dem Luftkreise des Schlosses hervorgebracht werden möchte. Andere hingegen kümmerten sich darum zwar nicht, aber sie falteten nachdenkend die Hände, und schienen sich jener spukhaften Erscheinung zu erinnern, welche einst durch ihr Wehe über Jerusalem! den Untergang dieser Hauptstadt unwiderruflich vorhergesagt haben soll. Nach Verlauf einer Viertelstunde hörte das Weherufen über Berlin auf, aber es begann Abends um sechs Uhr von Neuem. So hörte man drey Tage hintereinander, Mittags und Abends, um die nahmhaft gemachten Stunden, etwa fünf Minuten lang, das bedeutungsreiche Wehe. — Man kann leicht denken, daß eine so rührende Begebenheit die Klasse der kopflosen Berliner außerordentlich beschäftigte, und den Schwätzern in dieser Residenz nicht weniger Stoff zu vielen Worten ohne Gehalt gab, als selbst das große Ereigniß unserer Tage zu Tegel! — —

Als indessen das unbegreifliche Wundergeschrey endlich bis zu den Ohren des achtungswürdigern Berlinischen Publikums drang, nahm man

den Kobold ernstlich aufs Korn. Der Schloßwache hatte es bisher mit dem freywillig übernommenen Aufsuchen desselben nicht gelingen wollen. Oefter als einmal hatte sie, während daß über Berlin das Wehe erscholl, die Gemächer der Schloßseite, von welcher die Schreckensstimme herkam, in der Hoffnung, irgendwo den Rufenden zu finden, vergebens durchsucht. Endlich aber kam ein Officier auf den glücklichen Einfall, sich des Abends, bevor das Rufen seinen Anfang zu nehmen pflegte, unbemerkt auf die Attike — den Altan des Schloßdaches — zu schleichen, um zu sehen, ob der Prophet vielleicht da oben hause.

Wirklich fand der Officier das Gespenst daselbst lang hingestreckt. Es lag auf dem Bauche, hatte den Kopf in eine der weiten Röhren gesteckt, in welcher das oben sich sammelnde Regenwasser innerhalb der Mauer unbemerkt abgeleitet wird, und fing eben an, das Wehe über Berlin in diese Röhre hinein zu schreyen. Die Wasserröhre, deren Mündung unterwärts, nach der Burgstraße hin, wieder zum Vorschein kam, wirkte wie ein Sprachrohr, und pflanzte die hohlklingenden Töne zum Schrecken derer, welche in jener Straße vorüber gingen, verstärkt fort.

Der Officier schlich sich unbemerkt an das Gespenst hinan, und gab ihm, um die Natur desselben zu erprüfen, mit seinem Spanischen Rohre einen derben Schmiß auf dem prallen H. . . Nie hörte das Berlinische Publikum des Kobolds Weheruf vernehmlicher, als in diesem Augenblicke des schreckenvollsten Schmerzes.

Ein Lehrjunge von den Handwerkern, welche damals seit vierzehn Tagen auf der Attike etwas Schadhaftes ausbesserten, war der Kobold, der für sein Spuken unter den prallen ledernen Beinkleidern einen dick aufgelaufenen Streifen davon trug. Obendrein empfing er noch eine gesetzlich verordnete derbe Züchtigung für sein Possenspiel. Er hatte anfangs aus Neugierde in jene Röhre gesehen, ein Paar Worte hineingerufen, und bemerkt, daß die Leute in der Burgstraße dann stille standen, gafften und horchten. Dies brachte ihn auf die richtige Vermuthung, daß man dort sein Rufen gehört haben müsse, ohne begreifen zu können, wo und wer der Rufende eigentlich sey. Natürlich schmeichelte es seinem Lehrjungenstolze, daß er unentdeckt erwachsene Leute täuschen könne. Er fuhr daher fort, alle Mittage und Abende, sobald der Meister mit den Gesellen nach vollendeter Arbeit die Attike verlassen hatten, sich mittelst des zufälli-

gen Sprachrohrs ein herrliches Vergnügen zu machen, bis ihm endlich das Spanische Rohr recht fühlbar den Erfahrungssatz einschärfte, daß in dieser unbeständigen Welt auf zweydeutige lebhafte Freuden gewöhnlich Leiden zu folgen pflegen.

Uebrigens war das Jacobinergesicht hinter dem Fenster des einen Schloßzimmers nichts, als ein optisches Blendwerk in der Glasscheibe, und stand mit dem rufenden Kobolde nur in einem eingebildeten Zusammenhange. Es verschwand samt der rothen Mütze, sobald man die rothe Fenstergardine zurückschlug.

Zwanzigste Erzählung.

Ein gehörnter Teufel, mit einer Mistgabel bewaffnet, geht einer Preußischen Schildwache zu Leibe. *)

(II. 2. A.)

Im ersten Schlesischen Kriege, also im Jahre 1742, erhielt der Preußische General De la Motte Fouqué, als damaliger Obrister, von dem Feldmarschall Schwerin Befehl, mit seinem Grenadierbataillon die Stadt Kremsir (Kromerziz) in Mähren zu besetzen. Zu den Sicherheitsanstalten, welche er gleich nach der Besitznahme dieser Stadt traf, gehörte unter andern, daß er auf der Mauer, unweit der Wohnung eines katholischen Priesters, eine Schildwache anstellte. Es war aber in dieser Gegend der Stadt nicht ganz richtig; we-

*) Büttners Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Königl. Preuß. Generals von der Infanterie, Freyherrn De la Motte Fouque :c. Theil I.

nigstens sagte man allgemein, der Teufel gehe da leibhaftig um, und spuke. Auch machte die Preußische Schildwache wirklich schon in der ersten Nacht eine ganz eigene Erfahrung von der Richtigkeit dieser Sage; denn kaum war die Stunde der Gespenster angebrochen, so erschien ihr der Höllenfürst ganz schwarz angethan, und mit Hörnern und Klauen, mit einem langen Schwanze und einer Mistgabel versehen.

Der Grenadier, welcher auf dem Posten stand, war ein alter verwegener Schnurrbart, der schon längst gewünscht hatte, mit dem Teufel näher bekannt zu werden. Anstatt sich zu entsetzen, und in der Angst seinen Posten treulos zu verlassen, wartete er die allmählige Annäherung des Schreckbildes, das auf das militärisch zugedonnerte Werda! gar nicht zu achten schien, ruhig ab. Endlich stand es ganz nahe vor ihm, hielt ihm ein dreyzackiges Mordgewehr vor, und drohte ihm mit einer fürchterlichen Stimme den augenblicklichen Tod.

Da die Schildwache in ihrem Berufe war, so standen ihr vor der scheußlichen Gestalt die Haare wenig oder gar nicht zu Berge. Sie nahm vielmehr den rechten Zeitpunkt wahr, parirte mit dem Bajonnet die Mistforke, und packte den Satan, der auf das im Felde so folgenreiche Werda? so ver-

wegen die Antwort verweigert hatte, herzhaft an. Sie hielt ihn unbarmherzig fest, und achtete nicht des Zetergeschreyes, welches der fast zerdrückte Höllengeist ausstieß. Bald eilten dem braven Grenadier einige seiner in der Nähe befindlichen Kameraden zu Hülfe, und so schleppte man den Gottseybeyuns auf den nächsten Wachtposten in Gewahrsam.

Des Morgens darauf wurde der Schreckensfürst mit seiner höllischen Kleidung, in Begleitung einer zahllosen Menge Volks durch die ganze Stadt nach der Hauptwache abgeführet.

Der Teufel sahe nun ein strenges militärisches Verhör über sich anstellen, und war so gnädig, auf jede barsche Frage, die man ihm vorlegte, eine kleinmüthige, bescheidene Antwort zu geben. Es ergab sich aus dem Verhöre, daß das Gespenst niemand anders, als — der katholische Geistliche selbst war, vor dessen Wohnung die unerschrockene Schildwache stand. Sie war ihm durch ihr, in jeder Viertelstunde gerufenes: Werda? lästig geworden, und er glaubte in seiner Dummheit, daß ein Protestantischer Grenadier eben so leicht ins Bockshorn zu jagen sey, als mancher tief in den Aberglauben versunkener gemeine Katholik. Allein es war ihm durchaus nicht geglückt, sie durch die angenommene Teufelsmaske aus der Nähe seiner Wohnung zu entfernen.

Die übrigen geistlichen Herren des Städtchens sahen wohl ein, daß dieser unbesonnene Mensch durch seine Maskerade, nicht nur gegen seinen Stand, sondern auch gegen die Garnison und Kriegsgesetze sich gröblich vergangen hatte, fleheten daher demüthig um seine Loslassung, und erboten sich freywillig zur Erlegung einer beträchtlichen Geldstrafe.

Der Oberste Fouqué nahm hier Gelegenheit, für seine Grenadier zu sorgen, die damals, wie alle Preuß. Soldaten, noch weiße Kamaschen (Stiefelletten) trugen, und nach den ausgestandenen Strapazen des beendigten Feldzuges einer neuen Fußkleidung bedurften. Er ließ die erforderlichen Kosten zu Anschaffung schwarzer Kamaschen für sein ganzes Bataillon berechnen. Sie beliefen sich ohngefähr auf hundert Dukaten, welches Sümmchen die katholischen geistlichen Herren im Städtchen für den Unfug ihres Genossen auszahleten.

Der arme Repräsentant des Fürsten der Finsterniß mußte seine Unbesonnenheit in einem Kloster büßen, und die Grenadiere erhielten schwarze Kamaschen, die ihnen nachher auf ihren Märschen sehr gut zu Statten kamen. Jedermann machte sich über diesen Vorgang lustig. Die Soldaten verdankten scherzweise die neue Bekleidung ihrer Füße der Sorgfalt des Teufels von Kremsir, und

der König selbst fand den Einfall des Obristen Fouqué, in Absicht der schwarzen Kamaschen, so zweckmäßig, daß er beschloß, diese bey der ganzen Armee, statt der bis dahin üblichen weißen Kamaschen einzuführen.

Einundzwanzigste Erzählung.

Das lichtscheue Nachtgespenst zu Quedlinburg.

(III. 1.)

Der um die Naturlehre so verdiente verstorbene Prediger Götze zu Quedlinburg, erzählt uns*) von einem höchst sonderbaren Gespenste, welches ihn in einer Oktobernacht, zwar nicht in Angst und Schrecken, aber doch in Verwunderung und Erstaunen setzte.

Einst war ich — dieß sind seine eigene Worte — bis spät in die Nacht damit beschäftigt, bey der Lampe das kleine seltene Wasserthierchen, welches ich den Wasserbär genannt habe, unter dem Vergrößerungsglase anhaltend,

*) Natur, Menschenleben und Vorsehung für allerley Leser, von J. A. E. Götze. Theil 6. Seite 252.

und genau zu beobachten. Ich befand mich in einem Zimmer neben dem großen Saale mit Naturalien, dessen Thür allein aufstand. Alle übrigen Thüren meiner Wohnung waren gehörig verschlossen, und weder Hund noch Katze konnten mich in meinen einsamen Betrachtungen stören.

Als ich nun so dastand, und alle meine Sinne und Seelenkräfte auf den Wurm unter dem Vergrößerungsglase gerichtet hatte, ließ sich auf dem erwähnten Saale eine dumpfe, heulende Stimme hören; es war fast, als ob ein Unerfahrner ein Paarmal sachte in ein Horn bliese. Anfänglich achtete ich nicht darauf, sondern setzte meine Beobachtungen fort, und war eben im Begriff, etwas niederzuschreiben, als sich die Stimme abermals hören ließ, die ich mit keiner bekannten Thierstimme vergleichen konnte. Ich zündete ein anderes Licht an, und suchte auf dem Saale nach, ob sich etwa dennoch eine Katze eingeschlichen hätte, mit deren Mauen, wenn sie eingesperrt ist, die Stimme wenigstens eine entfernte Aehnlichkeit hatte; allein ich fand nichts, und es herrschte nun wieder überall eine wahre Todtenstille.

Ruhig trat ich wieder vor meinen Tisch, frischte das Tröpfchen auf dem Schieber mit etwas Wasser an, und freuete mich, meinen kleinen, bald ver-

trockneten Bär wieder aufleben zu sehen. In dem Augenblick unterbrach die räthselhafte Stimme meine Beschäftigung wiederum. Dießmal kam es mir vor, als säße das Ding dicht vor meiner Stubenthür.

Verdrießlich nahm ich das Licht, und suchte abermals nach, ohne etwas zu finden. Um nachher desto ruhiger und ungestörter in meinen Betrachtungen fortfahren zu können, blieb ich einige Zeit mit dem Lichte auf dem Saale, um es abzuwarten: sahe und hörte aber nichts. Kaum war ich in die Stube getreten, so heulte es wieder hinter mich her. Ich eilte gleich zurück, setzte mich abermals hin, und horchte auf das genaueste; aber alles blieb stille. Sobald ich wieder in der Stube war, heulte es von Neuem.

Ich bitte meine Leser, sich hier zu prüfen, was sie würden gethan haben, oder auf was für Gedanken sie würden gekommen seyn, dieses Räthsel zu lösen.

Beynahe eine Stunde hatte mich das Ding bereits zum Besten gehabt, so, daß ich mich genöthiget sahe, mein Vergrößerungsglas einzupacken: jedoch nicht aus Gespensterfurcht, sondern, um die Sache zu erforschen, es koste, was es wolle. Einem andern würden vielleicht die Haare zu Berge gestiegen seyn.

In der That war auch die ganze Sache gespensterartiger Natur, und gewann durch die vereinigten Umstände im hohen Grade ein spukhaftes Ansehen. Das Zimmer, worin ich mich befand, gränzt an den Kirchhof, und kaum sechs Schritte von dem Fenster war, unter den Ruhestätten manches Verstorbenen, noch ein ganz frischer Grabeshügel. Um mich Einsamen her herrschte außer den grausenvollen Tönen des Gespenstes, eine feyerliche Stille; denn alle meine Hausgenossen lagen bereits im ersten tiefen Schlafe. Der Nachtwächter hatte die Stunde der Gespenster angezeigt. Ich sah zu einem der Kirchhofsfenster hinaus; mitternächtliche Finsterniß deckte die Natur. Ich weilte einen Augenblick. Ein verlassenes Käutzchen ließ seine melancholische Stimme hören.

Ja, ich wiederhole es, Manchem in meiner Lage würde in diesem Augenblicke die Haut gegrauset haben. Er würde schon hunderterley schreckliche Gestalten gesehen, und geschworen haben: es sey ein Gespenst, das ihn äffe. Vielleicht hätte er sich geschwind zu Bette verfügt, und den andern Morgen sich's nicht ausreden lassen, daß irgend ein unsichtbares Nachtgespenst sein schalkhaftes Spiel mit ihm gehabt habe.

Nichts von dem Allen kam in meine Gedanken. Ich glaubte fest, es sey irgend ein Thier in der Nachbarschaft, das diesen Ton von sich gäbe, der mir nur, wegen der Stille der Nacht, so nahe, und wegen der ungewöhnlichen Zeit und Umstände, so grausenerregend vorkäme. Nur war mir die Stimme unbekannt; auch wußte ich nicht, daß sie so ganz nahe bey mir war.

Kaum hatte ich mein Beobachtungswerkzeug über die Seite gebracht, so hörte ich die Stimme abermals. Endlich machte ich nun den allerdings richtigen Schluß: da du so oft mit dem Lichte auf dem Saale gewesen bist, und nichts gehört hast; so muß es ein Thier seyn, welches das Licht scheuet, und stille ist, wenn es Licht siehet. Du wirst also das Licht in der Stube stehen lassen, und im Finstern auf dem Saale lauren müssen.

Nur einige Minuten hatte ich so gesessen, als sich das Ding lebhaft, und mit einer wirklich graulichen Stimme hören ließ. Ich merkte offenbar, daß es am Fenster, nach dem Hofe zu, war. Ich schlich hin nach dieser Gegend, und hörte es nun dichte neben mir schreyen.

Und wer war nun dieß sonderbare Gespenst, das mich einige Stunden beunruhigt hatte? — Es war — ein großer Frosch, den ich an demselben

Tage zu einigen Versuchen in ein Zuckerglas mit Wasser gesetzt hatte.

Es fiel mir gar nicht ein, daß dieses Thier da stand, und diesen Laut, der in der Stille der Nacht sonderbar genug klang, verursacht haben könne. Ging es aber mir so, was würden vollends Leute, in deren Köpfen es am hellen Tage spukt, und die so leicht eine Mücke für einen Elephanten ansehen, aus diesem Dianenkinde gemacht haben? — Wüßte man bey vermeinten Gespenstergeschichten jedesmal die nähern Umstände genau: gewiß, es würde sich zeigen, daß auch die allerfürchterlichsten durch natürliche Zufälligkeiten veranlaßt werden, und daß diese letztern nicht selten höchst unbedeutend sind.

Zweyundzwanzigste Erzählung.

Von den Spukereyen unbegreiflicher Naturkräfte. Mit dem Aufschlusse des Hrn. D. Karsten.

(II. 2. und III. 1.)

Unstreitig liegen in der Natur noch mehr Kräfte verborgen, womit Betrüger, denen zufällig eine oder die andre davon bekannt wird, sich in den Ruf der Zauberey zu bringen suchen. Es giebt z. B. Kräuter, welche die Schlangen entweder einschläfern und unempfindlich machen, oder ihnen so zuwider sind, daß sie eilig entfliehen, sobald sie dieselben wittern. Sie können z. B. den Geruch des Bisams nicht vertragen, und eine Chinesische Bisamkatze tödtet bloß durch ihre Ausdünstungen die ungeheuersten Schlangen. Diese erstarren und bleiben sinnlos liegen, sobald sie sich jenem Thiere nähern. Die Chinesischen Holz- und Kohlenbauern

tragen deshalb beständig einige Bisamkörner bey sich, wenn sie auf den Bergen und in Wäldern arbeiten, wo sich viele Schlangen aufhalten. Unter dem Schutze dieses Mittels schlafen sie nach dem Essen ruhig ein. Nähert sich eine Schlange den Schlafenden, so wird sie durch den Geruch des Bisams auf eine gewisse Weite so betäubt, daß sie liegen bleibt. Wenn es nun gegenseitig auch Künstler gäbe — und es giebt deren in der That — welche die Schlangen anderweitig beherrschen, sie besänftigen, aus ihren Höhlen hervorrufen, und zu Hunderten um sich her sammeln: so würden wir allerdings sehr eingeschränkt urtheilen, und fehlschließen, wenn wir diese Künstler für zaubernde Schlangenbeschwörer halten wollten. Allein auch die Naturkräfte, sofern der eingeschränkte Mensch Empfänglichkeit hat, sie zu fassen, und durch sie anscheinend zum Wundermanne erhoben zu werden, haben ihre Gränzen; und wir müssen in der That viele Vorsicht anwenden, um nicht prahlerischen Gauklern und versteckten Betrügern in die Hände zu fallen, indem wir es bloß mit Männern zu thun zu haben glauben, die größere Naturkundige, als wir selbst, sind. Dieß als Einleitung zum Folgenden:

Im Jahre 1767 studirte zu Jena ein junger Mann, Nahmens N..., der sich auf die in der That höchst wunderbare und geheime Kunst verstand, ohne Beyhülfe einer Zauberlaterne, und überhaupt ohne allen optischen Betrug, eine und eben dieselbe Person an zwey verschiedenen Orten, zugleich sichtbar zu machen, und dann die gespenstartige Erscheinung dergestalt wieder verschwinden zu lassen, daß sie mit der wirklich lebenden Person, welche sie verdoppelt hatte, sichtbar wieder in eins zusammen floß. Ob er diesen höchst merkwürdigen Erfolg im Einverständnisse mit Geistern, oder, eingeweiht in die Geheimnisse der Natur, bloß mit Benützung der ordentlichen Naturkräfte, bewirkt habe: das wird aus den Schlußbemerkungen dieser Erzählung sich auf eine Art ergeben, wie man es freylich nicht hätte vermuthen sollen.

N... war im Begriff, die Universität zu verlassen; zuvor aber wollte er noch die Bitte seiner Freunde unter den Studirenden erfüllen, und die Ungläubigen und Zweifelsüchtigen durch Thatsachen überzeugen, daß es mit seiner geheimen Kunst, in Absicht des Doppelterscheinens, seine völlige Richtigkeit habe. Zu dem Ende bat er die Freunde zu sich, und schloß sie, ohne Mitwissen seiner absicht-

lich verschickten Aufwärterinn, in ein neben seiner Studierstube befindliches Zimmer ein. Man konnte aber aus diesem in jene eintreten, ohne dadurch einige Zugluft zu verursachen. Die Aufwärterinn selbst sollte dießmal der Gegenstand seyn, welcher doppelt erscheinen sollte; sie durfte daher von den Vorbereitungen und deren Zwecken nichts wissen. Bey ihrer Rückkehr ins Haus gab N... vor, er werde auf einige Stunden ausgehen, und befahl ihr während dessen in seiner Studierstube verschiedene Sachen, die er absichtlich in Unordnung gebracht und umhergeworfen hatte, wieder aufzuräumen; zugleich verbot er ihr auf das Strengste die Fenster und Thüren zu öffnen, und das Zimmer auszukehren.

Jetzt entfernte sich N... dem Anscheine nach; kehrte aber, von der Aufwärterinn nicht bemerkt, in seine Wohnung zurück, und begab sich durch eine Seitenthüre in das Nebenzimmer, worin die guten Freunde der Dinge harreten, die da kommen sollten.

Die Magd that sogleich, was ihr befohlen war, begab sich auf das unordentliche Studentenzimmer, wo sie sehr thätig und eilfertig aufräumte. Um ihre Neugierde zu reizen, hatte N... in eine gewisse Gegend dieser Stube absichtlich einige

Sachen gelegt, von denen er vorher wissen konnte, sie würden ihre Aufmerksamkeit so an sich ziehen, daß sie daselbst verweilen und ausdünsten könnte. Alles dieses geschah auch wirklich, wie die in dem Nebenzimmer heimlich eingeschlossenen Herren, mittelst der inwendig mit Gardinen behangenen Glasthür, deutlich beobachteten.

Die Aufwärterinn verließ hierauf das Zimmer; aber kaum war sie zur Thür hinaus, so bemerkten N...'s Freunde, die jetzt noch nicht in das Studierzimmer eintreten durften, mittelst der Fensterthür einen ganz eigenen Kampf der Luftarten in demselben. Es war, als ob die Ausdünstungen der Magd jetzt sichtbar würden, und in der Gegend des Zimmers, wo die Neugierige am längsten verweilt hatte, in ein Ganzes wirbelnd zusammenflössen. Die Dünste glichen anfangs den Ausdünstungen eines erwärmten thierischen Körpers, so wie dieselben sichtbar werden, wenn dieser bey einer reinen Luft in strenger Kälte sich befindet.

Es währte nicht lange, so sah man die Aufwärterinn, die sich aus dem Zimmer entfernt hatte, ohne zurückgekehrt zu seyn, leibhaftig in der Gegend stehen, wo sie selbst persönlich vor wenig Minuten ihre Neugierde befriedigt, und während

dessen stark ausgedünstet hatte. Die Freunde des N... erstaunten über diese Unbegreiflichkeit, und wollten ihren Augen kaum trauen. Um sich völlig von der Wirklichkeit dessen, was sie alle mit gesunden Augen von Anfang bis zu Ende beobachtet hatten, zu überzeugen, führte N... sie durch die Seitenthür, durch welche er gekommen war, in das unterste Stockwerk zur Aufwärterinn Nr. 1. hinab. Sie fanden sie in der Küche bey einem weiblichen Geschäfte, berührten ihren Körper, und sprachen mit ihr. Unmittelbar darauf gingen sie auf dem kürzesten Wege nach dem Spukzimmer zurück, und fanden da, wo sich vorhin aus wirbelnden Dünsten das weibliche Etwas zusammengesetzt hatte, die Aufwärterinn Nr. 2. in eben der Gestalt, wie sie diese in der nämlichen Minute in der Küche gefunden hatten.

Nach einiger Zeit eröffnete N... die Stubenthür und ein ihr gegenüber befindliches Fenster, so daß ein Luftzug entstand. Jetzt verwandelte die Luft den Körper der Magd Nr. 2. in einen bläulichen Dampf, der sich wie Tobaksrauch wirbelte, und in einer geraden Linie zur Stubenthür hinaus, über den angränzenden Saal nach der Küche zog, und — mit der lebendigen Magd sich wieder zu vereinigen schien.

Uebrigens empfanden während dieser Doppelerscheinung weder die Magd noch die Zuschauer irgend etwas Widriges. Wir finden das Wesentliche dieser, dem Anscheine nach höchst räthselhaften Wundererzählung, in zwey öffentlichen Druckschriften. *)

Da deren eine in die Hände des Volks kommt, so ist es gar nicht gut, daß man sie nicht auch auf eine der Vernunft angemessene Art, erklärt hat. Zwar ist den erzählten Unbegreiflichkeiten daselbst eine Art von Erklärung hinzugefügt; aber diese könnte man richtiger eine Verdunkelung der Volksbegriffe nennen, indem sie aller naturhistorischen Kenntniß und allem philosophischen Wissen Hohn spricht. Ich werde sie hier hersetzen, und zur Minderung des nachtheiligen Einflusses, den sie auf eine gewisse Klasse von Lesern haben könnte, mit Anmerkungen begleiten:

„Der Jenaische Student N... — heißt es in den unten nahmhaft gemachten Schriften —

*) 1. Im dritten Stücke des ersten Bandes der philosophischen und litterarischen Monathsschrift für Menschen in allerley Ständen; herausgegeben von Knüppel und Nenke. Leipzig 1786. und

2. Im dreyundzwanzigsten Stücke des Erfurthischen Intelligenzblattes vom 7ten July 1788.

3. Im Deutschen Zuschauer Band VII. Heft 19.

hatte die Natur überhaupt, und das Steinreich insbesondere, zu seinem Lieblingsstudium gemacht. Da er ein Mann von guten Vermögensumständen war, so hatte er eine nicht unbedeutende Sammlung von Steinarten angelegt. Die vorzüglichste Merkwürdigkeit seiner Sammlung war ein kleines Stück Spurstein, welches einem schwarzen Schiefer glich. 1) Dieser Stein soll im Orient als eine Seltenheit gefunden werden. Er wird dem Diamanten gleich geschätzt. N... hatte ihn für ein ansehnliches Capital an sich gekauft, und zeigte ihn, wegen seiner bewundernswürdigen Eigenschaft, selbst seinen besten Freunden nur mit Vorsicht."

„Man sagt, die Jesuiten hätten sich des Spursteins bedient, um gelegentlich allerley Wunder damit zu bewirken. Unter andern sollen sie durch denselben auch Familien unfruchtbar gemacht haben. Allein seine auffallendste und unbegreiflichste Eigenschaft ist immer folgende:

1) Was man in der Mineralogie Spurstein nennet, ist Geschlechtsnahme für diejenigen Steine, welche Abdrücke von Versteinerungen enthalten, und mehrentheils zum Geschlechte der Kalkerden gehören. — Uebrigens bedient man sich auch auf Schmelzhütten, beym Zugutemachen des Kupfers, eines Spursteins, der auch Dünnstein, dünne Lech (le Sporstein) genannt wird, und nach abgestochenem Schwarzkupfer und davon abgezogenen Schlacken, auf dem Schmelzkupfer liegt.

„Wenn man einen Theil des Spursteins pulverisirt, und in ein Zimmer streut, wo eine Person stark ausdünstet, so zieht er deren Ausdünstungen an sich, sammelt sie zu einem Ganzen, und bildet aus diesen menschlichen Atomen auf dem Platze, wohin er gestreuet war, einen Luftkörper, der demjenigen völlig gleicht, den er verdoppelt darstellt." 2)

„Ich genoß damals (1767) die Freundschaft dieses jungen Gelehrten — fährt der Verfasser dieser Wundernachricht fort — war aber als Jüngling zu leichtsinnig 3), um sie in wissenschaftlicher Hinsicht zu nutzen. Indessen hat mir das Wenige, welches ich aus seinen Unterhaltungen behalten habe, beym Nachdenken über die Natur mancher Geistererscheinungsgeschichte, Veranlassung zu folgender Hypothese gegeben:"

2) Eine, unsern größesten Naturforschern durchaus unbekannte Wirkung.

3) Dieser Leichtsinn leuchtet schon aus der ganzen Erzählung hervor. Eine Naturkraft, deren Bekanntmachung durch ihren Einfluß auf die Wissenschaften der Kraft des Magnets und der Elektricität zur Seite stehn, und — durch die daraus herzuleitenden Folgerungen — an Wichtigkeit selbst noch übertreffen würde, hätte unstreitig verdient, mit mehr Ernst behandelt zu werden, als man in dieser abergläubigen und aberwitzigen Spursteinlüge verspürt.

„Haben alle organische Körper unzählige Saamentheile in sich, so kann vielleicht der kleinste Atom eines Körpers einen Saamentheil zu jenem verklärten Körper enthalten, der durch unbekannte Kräfte langsam oder geschwind entwickelt werden kann. Vielleicht hat der Spurstein diese Kraft der geschwinden Entwickelung — vielleicht befindet sich auf manchem Kirchhofe, und an den Orten, wo Geister erscheinen 4) ein spursteinartiges Minerale, welches die aufgelöseten Säfte eines Körpers geschwind zu einem Luftkörper entwickelt, und durch bewegte Luft wieder verschwinden läßt." 5)

4) Sollte heißen: „Wo denkende Männer bisher glaubten, daß bloß der Aberglaube Geistererscheinungen wahrnähme."

5) Nun dann hätte Herr N... sein einziges Bischen Spurstein mit dem dafür hingegebenen ansehnlichen Capitale, unstreitig viel zu theuer bezahlt, da er auch auf so manchem Kirchhof, und wo es sonst spukt, beym fleißigen Nachsuchen gefunden werden müßte. — „Auch Hr. von Eckartshausen scheint den Apostel des Spursteins machen zu wollen; denn er faselt in seinen Aufschlüssen zur Magie ebenfalls von dergleichen Kirchhofserscheinungen. „„So können — heißt es Seite 110 — über den Gräbern der Todten künstliche oder natürliche Menschengestalten sichtbar gemacht werden, weil es Theile oder Ausdünstungen sind, welche zum Körper wesentlich gehören, und eine Menge ähnlicher Formen, und weder Geister, noch Gespenster, sondern das sind, was die Alten Schatten nannten, welche bisweilen auf Schlachtfeldern oder Kirchhöfen erscheinen."" — Was soll man von dieser Behauptung denken? Hat wohl jemals eine Ausdünstung die Figur von dem ausdünstenden Gefäße an

„Daher sieht man vielleicht Erscheinungen an Orten, wo ein solches Mineral liegt, und sieht es anderwärts nicht, weil kein solches Mineral daselbst vorhanden ist. — Vielleicht enthalten die Ausdünstungen eines todten Körpers gleichsam die Saamentheile des verklärten? — Werden alle Körper aufgelöset, ihre Theile wieder mit den Elementen vereinigt, wieder von Andern genossen, und in andere Körper verwandelt: so kann wohl schwerlich der bloß anschauliche Theil eines menschlichen Körpers bey der Auferstehung den Stoff zum verklärten Leibe hergeben, sondern es liegt in ihm ein geistiger Saamentheil, aus welchem dereinst durch höhere Kräfte ein verklärter Leib gebildet wird.“

„Noch mehr: „In Leipzig lebte vor einiger Zeit ein tiefdenkender Gelehrter, der Doctor Crusius. Bey seinem Leben trug man sich mit der Erzählung, er habe seinen Diener zu sich in das untere Wohnzimmer gerufen, und ihm befohlen, ein Buch aus seiner Studierstube zu holen, wo dann der Diener den Herrn Doctor in der nämli-

sich, und kann es wohl ein räucherndes Mittelding geben, so diese Dünste verdickt und in die Gestalt des dünstenden Wesens umformt? — Solcher Glaube kann nur von narkotischer Gehirnschlaffheit erzeugt werden.“ — J. S. Halle fortgesetzte Magie, oder die Zauberkräfte der Natur. Band IV. Seite 9.

chen Gestalt am Pulte sitzend wiedergefunden habe, wie er ihn eben im Wohnzimmer verlassen hatte. Damals hielt man die Sache für ein Mährchen, oder schwieg aus Achtung für diesen würdigen Mann. 6) Aber vielleicht ist in der Wand der Stube ein dem Spurstein ähnliches Mineral vorhanden gewesen? Vielleicht enthielt der gewöhnlich in die Stube gestreuete Sand dergleichen Bestandtheile, welche die kurz vorher von dem Doctor Crusius ausgedünsteten Atomen zu einem Luftkörper bildeten, so daß also der Diener dennoch recht gesehen hat?" — 7)

„Die Möglichkeit dieser geschwinden Entstehung eines Luftkörpers wird selbst aus ganz gemeinen Bemerkungen der Natur wahrscheinlich. Zersägt man z. B. einen Baum, so bemerkt man durch das Vergrößerungsglas auf der platten Oberfläche unzählige Poren (Durchgänge), die das Blatt oder die Frucht des Baums bilden. Sprizt nun durch

6) Aus Achtung? — Ist's denn eine Schande, doppelt gesehen zu werden? — Oder hätte der durch den Reichthum seiner schwärmerischen Einbildungen so würdige Nachfolger Swedenborgs auf eine, jedes wahrhaften Mannes unwürdige Art mit seinem Diener possenhafte Gaukeley getrieben?

7) In der That, man sollte sich schämen, dem handgreiflichsten Aberglauben durch dergleichen Vernünfteleyen und Folgerungen das Wort zu reden.

jeden dieser Durchgänge ein Tröpfchen Saft: so kann auch der Ungelehrte einsehen, wie diese aufsteigenden Tropfen durch Luft und Sonne, die Gestalt des Blattes oder der Frucht enthalten. Können nicht eben so in dem in der Fäulniß liegenden Körper ähnliche Durchgänge befindlich seyn, woraus die darunter liegende Steinart einen Luftkörper bildet?" 8)

„Schließend bemerke ich noch, daß der Besitzer des Spursteins zu Jena bey dem Herrn Professor Walch, dem Jüngern, dem die Sache wahrscheinlich auch bekannt seyn muß, wohl gelitten war." 9)

8) Den Ungelehrten will ich sehen, der mit diesem gelehrt ausgedrückten Unsinne deutliche Begriffe zu verbinden im Stande ist!!! —

9) Nach der unten folgenden Stelle eines Schreibens des Geheimen Raths Karsten, scheinet die Nahmhaftmachung der Zeit, des Orts und einer berühmten Person, der offenbaren Lüge, wenigstens den Anschein der Wahrheit geben zu sollen. Aber, wie gesagt, es ist unverantwortlich, einen nichtswürdigen Studenten Hokuspokus in öffentlichen Volksblättern für etwas mehreres, als er wirklich ist, auszugeben, mit ernstlicher Miene auf ihn, als auf einen wichtigen Zuwachs wissenschaftlicher Kenntnisse, aufmerksam zu machen, und ihn, den Vernünftigen zum Aergerniß, zur Beförderung des schädlichsten Aberglaubens, mit Vielleicht's und mit Glaubensmeinungen zu begleiten, welche doch wohl hier und da, wenigstens den Ohren der Layen, philosophisch klingen, und beyfallswürdig scheinen mögen.

Soweit die sogenannte Erklärung der oben erzählten Doppelerscheinung jener Studentenaufwärterinn. Ihr zufolge — wird vielleicht mancher Leser denken — hätte es ja nun also doch wohl seine Richtigkeit mit so mancher Erzählung von Spukgeschichtchen und Geistererscheinungen? Denn wenn es Kräfte in der Natur giebt, mittelst welcher die Ausdünstung eines Menschen wieder gesammelt, und zu einer spukhaften Schreckensgestalt, ihrem Urbilde völlig ähnlich, nachgebildet werden können: so sind also auch dergleichen Geistererscheinungen weder unmöglich, noch übernatürlich, sondern gehören in die ordentliche Reihe der Dinge — so kann also auch der Glaube an Gespenster nicht mehr ein bloß kindisches Vorurtheil seyn?

Mit Recht würde man so folgern, und die Gespenstläugner mit dergleichen Fragen in die Enge treiben können, wenn wirklich ein Spurstein mit den ihm nachgerühmten Eigenschaften auf unserm Erdenrunde zu finden seyn sollte. Allein man denke! das ganze Geschichtchen von dem Jenaischen Spursteine ist — ein Studentenmährchen — ein schädlicher Schriftstellerscherz — eine freche Lüge! und es ist, nach der Versicherung unserer berühmtesten Physiker und Chemiker, Nichts in der Natur bekannt, woran man die dem Jenai-

schen Spursteine nachgerühmte possenhafte Wirkung im geringsten wahrgenommen hätte.

Hr. D. L. G. Karsten, Dr. der Welsweish. und königl. Bergkadett zu Halle, giebt uns mit wenigen Worten völligen Aufschluß über dieß angebliche Jenaische Spursteinwunder. Es war mit eine Veranlassung zu seiner Reise nach und über Jena gewesen, und er schrieb darüber Herrn Bibliothekar Biester*) unter andern Folgendes:

„Drey Tage blieb ich in Jena, und forschte und fragte nach dem berühmten Spursteine, nach den Zeugen, welche dem Versuch beygewohnt hätten, nach dem Gegenstande dieses Versuchs, nach der merkwürdigen Stelle, wo er vorgegangen seyn sollte. Denken Sie sich meine Betrübniß, als ich von allem diesem nicht das Geringste erfahren konnte, und noch dazu an mehrern Orten ein profanes Gelächter der Spötter erschallen hörte!"

*) Berlinische Monathsschrift von Gedike und Biester. Junius 1789. Band 13. Seite 592. verglichen mit Band 12. Seite 465.

Dreyundzwanzigste Erzählung.

Ein spukendes Wesen verriegelte sich innerhalb eines Zimmers, und machte sich unsichtbar, als man die Thür von außen gewaltsam eröffnete.

(I. 1. D. und III. 1.)

Im Julius 1793 machte ich aus dem Preuß. Lager bey Cisoin, einem Französischen Städtchen zwischen Lille und Condé, eine Reise nach St. Trinité — dem höchsten Berge der dortigen Gegend, um auf dem Gipfel desselben ein Augenzeuge von dem Bombardement der unglücklichen Stadt Valenciennes zu seyn. Ich erlebte unterwegs ein spukhaftes Etwas, das mich in das größte Erstaunen setzte. Ich konnte denselben Tag nicht in's Lager zurückkehren, und beschloß daher in Tournay zu bleiben. Den ehrwürdigen Abt der dortigen Martinsabtey, und den Klosterbruder Ildephons, hatte

hatte ich schon vorher als denkende Köpfe kennen, schätzen und lieben gelernt. Wie hätte ich also ihre zuvorkommende, freundschaftliche Aufforderung, nicht im Wirthshause, sondern bey ihnen zu übernachten, nicht gerne annehmen sollen? Wir verplauderten unsern Abend höchst angenehm. Unsre Unterhaltung über Tagesneuigkeiten und Kriegesbegebenheiten, ging, ich weiß nicht mehr wie, bald auf wissenschaftliche Gegenstände, und nahmentlich auf die Lehre von Geistern und Geistererscheinung über. Ich sah, mir gegen über, denkende Vertheidiger der letztern, und wunderte mich nicht darüber. Denn hier, wo in Vergleichung mit dem innern Deutschlande, der Geistesanbau in mancher Hinsicht noch großer Vervollkommnung fähig ist, hier kann man zu den denkenden Köpfen des Landes gehören, und doch in einzelnen Stücken noch von handgreiflichen Irrthümern und groben Vorurtheilen beherrscht werden.

Man erzählte mir ein Paar abentheuerliche Gespenstergeschichtchen, bey deren Anhörung Manchen vielleicht die Haare zu Berge gestanden haben würden. Während diesen grausenerregenden Erzählungen schlug die Stunde, welche den Bruder Ildephons und die übrigen Insassen der Abtey, in ihre Zellen rief. Man hatte mir zum Ueber-

nachten im zweyten Stocke eine Stube angewiesen, welche zwey Ausgänge nach entgegengesetzten Richtungen hatte. Bevor ich mich zu Bette legte, untersuchte ich, wie ich beym Uebernachten in einem fremden Hause gewöhnlich zu thun pflege, ob sich nicht eine Katze, oder deß Etwas, mit hineingeschlichen, und irgendwo verkrochen habe. Es schläft sich dann ruhiger, und man kann so nicht leicht von jenen natürlichen Gespenstern gestöret werden, die ich allein fürchte.

Der durchsuchende flüchtige Ueberblick des Zimmers war bald gethan. Da fand sich auch nicht einmal die Spur von einem lebenden Wesen um mich her. Ich verriegelte hierauf inwendig die eine Thür; die andere aber, durch welche ich gekommen war, und die statt des Riegels einen Ueberhang hatte, hing ich zu, und legte mich darauf zu Bette.

Die mit der Abendunterhaltung rege gemachten Spukgedanken beschäftigten mich nicht mehr. Ich war eben ruhig und unbefangen eingeschlafen, als mich plötzlich ein lautes, aber undeutlich vernommenes Getöse erweckte. Da ich das Licht ausgelöscht hatte, so konnte ich der Quelle dieses Geräusches, welche mein musikalischer Wohlklang in verhallenden Accorden nachtönte, nicht nachspüren. Auch schien mir das Ereigniß, so unerklärbar es mir

auch war, doch zu unbedeutend, als daß ich deshalb das Licht wieder hätte anzünden, und vielleicht unnöthiges Aufsehen erregen sollen. Mir blieb also nichts übrig, als ruhig liegen zu bleiben, und die Enträthselung des Zufalls, der mich im ersten Schlafe störte, von dem wohlthätigen Lichte des nächsten Tages zu erwarten.

Ich hatte uneingeschlafen wohl eine halbe Stunde gelegen, als sich unerwartet ein abermaliger, ziemlich starker Laut dicht neben mir hören ließ. Ich fuhr erschrocken auf, und horchte klopfenden Herzens. Die verhallenden musicalischen Töne ließen sich auch jetzt wieder hören, jedoch minder stark, als das erstemal. Woher das alles, begriff ich jetzt so wenig, als vorhin. Nur davon wurde ich nun fester überzeugt, daß die veranlassende Ursache des spukhaften Geräusches innerhalb des Zimmers zu suchen war.

Ich sprang aus dem Bette, und suchte nach dieser Ursach fühlend umher, so viel sich's im Finstern thun ließ. Aber hier, wo ich kurz vor dem Zubettegehen, mit dem brennenden Lichte in der Hand, kein lebendiges Wesen im ganzen Zimmer hatte finden können, hier war jetzt noch viel weniger an eine Entdeckung zu denken, die mir einen Aufschluß in dieser räthselhaften Sache hätte geben

können. Ich gestehe, daß mir die Haut zu grausen anfing, bin aber auch so eitel, zu glauben, daß es Tausenden in meiner Stelle nicht besser gegangen seyn würde.

Die Weisheit des Schöpfers selbst, scheint diese Furcht (nicht sowohl vor Gespenstern, als vielmehr vor gespenstähnlichen uns bedrohenden, gefährlichen Dingen) zu rechtfertigen, indem sie sie absichtlich mit der Natur des Menschen verwebte, um unter andern auch auf diese Art für die Erhaltung unsers Lebens zu sorgen. Wie wär' es sonst möglich und erklärbar, daß anerkannt unerschrockene, und in Absicht des Gespensterwesens, vorurtheillose Krieger, im Finstern vor einem ihnen unbegreiflichen spukhaften Etwas, oft heftiger zusammen schaudern, als in dem drohendsten Schlachtgetümmel? — Und dieß ist doch in der That gar nichts Seltenes.

Indessen entschloß ich mich in dieser unangenehmen Verlegenheit, meinen vielleicht schon schlafenden Freund Ildephons, dessen Zelle mir bekannt war, um Licht zu bitten. Zum Glück war er noch auf den Beinen, und sogleich bereit, mit dem Lichte in der Hand die Sache untersuchen zu helfen. Zu unserm Erstaunen fanden wir die Thür meines Schlafgemachs, durch welche ich so eben

gekommen war, und die ich, weil mir die Hacken lang wurden, hinter mir zugeschlagen hatte, inwendig mit dem daran befindlichen Ueberhängsel zugehangen. Es schien also dennoch jemand in dem Zimmer zu seyn, den ich in seinem geheimen Schlupfwinkel beym ersten Nachsuchen nicht bemerkt haben mußte.

Ildephons eilte nach der andern Thür des Zimmers, um durch diese in dasselbe einzudringen. Er wußte nicht, daß ich sie inwendig verriegelt hatte, und kehrte daher unverrichteter Sache zu mir zurück. Er verlangte von dem Eingesperrten in einem sehr ernsthaften Tone, daß ihm augenblicklich das Zimmer geöffnet würde, widrigenfalls er Lärm machen, und zu seiner Eröffnung gewaltsame Maaßregeln ergreifen müsse. Allein die Thüren blieben verriegelt und übergehangen; auch erfolgte nicht einmal eine Antwort. Daß das Schloß der von mir zugeschlagenen Thür nicht etwa durch einen bloßen Zufall hinter mir zugesprungen oder bloß verschlossen war, sondern wirklich inwendig übergehangen seyn mußte, konnten wir mit unfehlbarer Gewißheit daher wissen, weil sich der Schlüssel dazu auswärts befand, und wir in diesem Falle nur hätten aufschließen dürfen.

Was uns noch mehr Gewißheit hierüber gab,

war der Umstand, daß sich die Thür noch einkerbig aufmachen ließ, weil der Ueberhang sie nicht ganz fest verschloß. Wir hoben daher diesen von außen mittelst eines Messers aus dem Haken, und so war nun das Spukzimmer geöffnet.

Mit forschenden Blicken suchten wir den Polterer, und — fanden ihn nirgends. Durch die andere Thür konnte er uns nicht entwischt seyn, denn sie war inwendig noch verriegelt. Die Veranlassung des zweymal gehörten plötzlichen Geräusches aber zeigte sich uns bald. Man hatte zwey sogenannte Studenten-Mausefallen, aufgestellt. Die eine stand unter meinem Bette, die andre auf dem Deckel eines am Kopf-Ende des Bettes stehenden Claviers. Zu der letztern hatte man statt eines Steines einen Folianten genommen, dessen schiefe Lage und dießmalige Bestimmung meine Neugierde nicht gereizt hatte. Er sowohl, als auch der ganz übersehene Stein unter dem Bette, bedeckten jeder eine gequetschte Maus. So lagen uns also in den beyden Leichnamen die Urheber des Spukens unverkennbar vor Augen. Der durch den Folianten veranlaßte harmonische Nachhall, und der Resonanzboden des musikalischen Instruments, worauf er lag, waren unstreitig sehr vereinbare Dinge, und unser absichtlich wiederholtes Fallen=

lassen dieses Buches, brachte das ganz nämliche Getöse hervor, welches mich aus dem Schlaf aufgeschreckt hatte.

In Absicht des vernommenen Geräusches hatten also ohne allen Zweifel die Mäuse gespukt. Aber wer in aller Welt hatte denn nun den Ueberhang der Thür inwendig im menschenleeren Zimmer hinter mir zugehangen? — Wer? — Das Gespenst, welches so oft spukt — der Zufall!

So wie ich, um Licht zu holen, die Thür geschwind öffnete, und zu dem Ende den Ueberhang aus dem Haken hob, muß jener zufällig in einer Richtung nach oben stehen geblieben, und beym Zuschlagen der Thür aus seiner stehenden Lage gerade so umgefallen seyn, daß seine Oese in jenen Haken fiel. Wir versuchten innerhalb der Stube, ob sich dieser in der That seltene und höchst sonderbare Zufall zum zweytenmale ereignen würde; es gelang uns auch damit, aber erst nach einigen und zwanzig vergeblichen Versuchen.

Vierundzwanzigste Erzählung.

Schloßgeister, welche einen Bedienten an den Haaren in die Höhe hoben.

(II. 2.)

Ein ehemaliger Französischer General, der ungenannt zu bleiben wünscht, für dessen Wahrheitsliebe aber der königl. preuß. Husarenrittmeister Hr. Gr. von Götzen bürget, erzählte diesem folgende merkwürdige Thatsache:

Der General machte den siebenjährigen Schlesischen Krieg, als Rittmeister, mit. Einst wechselte das Regiment die Cantonirungsquartiere, während daß er in Dienstgeschäften abwesend war. Als er wieder zum Regimente stieß, welches in ein kleines Hessensches Städtchen sehr zusammengedrängt war, wies ihm der Magistrat, auf ausdrücklichen Befehl des Regimentschefs, ein benachbartes Schloß zum Quartier an. Indessen fügte der Magistrat hinzu, daß es fast unmöglich sey, einem

solchen Befehle zu genügen, weil das alte Gebäude durchaus verfallen wäre, und schon seit vielen Jahren, wegen dort hausender Gespenster, unbewohnt gestanden habe. Man habe — hieß es ferner — zwar schon einigemal den Versuch gemacht, es wieder zu beziehen, aber umsonst; sogar ein Feldlazaret, welches zu Anfange des Krieges dorthin verlegt worden wäre, habe wieder ausquartirt werden müssen, indem die Gespenster weder bey Tage, noch bey Nachte geruhet, und weder die Kranken, noch die Officianten, ungeneckt gelassen hätten.

Der Franzose merkte nun wohl, daß seine oft geäußerte Verachtung aller Gespenster, des Generals scherzhaften Befehl wegen des Quartiers in einem solchen Schlosse veranlaßt habe. Um keine Blöße zu geben, würde er das Schloß bezogen haben, und wenn der Teufel selbst seine Werkstett darinn aufgeschlagen haben sollte. Nur mit Mühe gelang es ihm, die, dem Anscheine nach, für seine Ruhe so überaus zärtlich besorgten Herren des Magistrats zu überreden, seinetwegen ganz außer Sorge und versichert zu seyn, daß er ihre Geister nicht im Geringsten fürchte. So trat er nun seinen Marsch nach dem verwünschten Schlosse an.

Es ward schon finster, als er dasselbe erreichte. Er fand ein altes finsteres Gebäude, in welchem

die zerbrochenen Fensterscheiben dem Winde überall freyen Durchmarsch verstatteten. Auch fehlte es darin an Nachteulen und Fledermäusen im Geringsten nicht. Der Stall war in einem Flügel des weiten Vorhofes, an dessen äußerstem Ende der Pächter ein armseliges Hüttchen bewohnte. Da er müde war, so ließ er in einem der bewohnbarsten Zimmer sein Feldbette aufschlagen. Um dahin zu gelangen, mußte man durch mehrere schauerlich wiederhallende Gänge und Säle gehen. Nachdem er Alles so viel, als die Zeit erlaubte, untersucht, ein Nachtlicht angezündet, und seine Pistolen wohl geladen neben sich aufgehangen hatte, schickte er seinen Bedienten zu den Pferden zurück, und pflegte der Ruhe. Kaum war er eingeschlafen, so hörte er ein entsetzliches Rasseln, nicht anders, als ob die Poltergeister das ganze alte Schloß auf eine andre Stelle bringen wollten. Das Geräusch schien bald in den vier Wänden selbst zu seyn, bald wieder aus den Nebenzimmern zu kommen. Endlich näherte es sich der Stubenthür und klinkte an derselben, jedoch ohne herein zu kommen. Der Rittmeister, unzufrieden über den spukenden Ruhestörer, sprang jetzt auf, des festen Entschlusses, ihm, wo möglich, den Hals zu brechen. Er zündete ein Licht an, und öffnete die Thür. Das Licht verlosch

augenblicklich, wie durch eine unsichtbare Zauberkraft. Rund um ihn her herrschte jetzt wieder eine feyerliche Todtenstille. Vergebens lauschte er noch einige Zeit, vergebens harrte er der Dinge, die etwa noch kommen sollten. Er sah sich daher genöthigt, sich wieder in sein Zimmer zu begeben. Unglücklicherweise fand er da das Nachtlicht verlöscht. So war er nun für dießmal nicht mehr im Stande, dem Polterer, welcher bald wiederkehrte, genauer auf die Zähne zu fühlen.

Den andern Abend zündete er, aus Erfahrung gewitzigt, mehrere Lichter an, nachdem er zuvor das Innere des alten Gebäudes so viel, als möglich, untersucht hatte. Als sich der Spuk um Mitternacht wieder einstellte, spürte er dem Geräusche durch mehrere Zimmer nach, entdeckte aber so wenig, wie in der vorigen Nacht. Der Poltergeist blieb von nun an keine Nacht aus; aber niemals kam er in das Schlafgemach des Officiers. Letzterer achtete daher seiner zuletzt gar nicht mehr, und schlief auch beym ärgsten Toben des Unholds ruhig fort. Mehrere seiner Cameraden, denen er davon erzählte, brachten ganze Nächte bey ihm zu. Alle hörten das Poltern rund um sie her; aber Niemand vermochte, die vernommenen Wundertöne von einer natürlichen Ursache abzuleiten. Als einst

wieder ein Freund ihn besuchte, und von der seltsamen Erscheinung hörte, beschloß auch dieser entschlossene Mann, einige Nächte bey ihm zuzubringen, um, wo möglich, der Sache auf den Grund zu kommen. Als der Rittmeister des Abends spät mit seinem Freunde aus einer frohen Gesellschaft zu Hause kam, schickte man den Bedienten nach dem Schlosse voraus, damit sie Licht vorfinden möchten. Indem sie sich der Schloßthür näherten, hörten sie ein entsetzliches Geschrey, und sahen die bereits brennenden Lichter verlöschen. Sie eilten hinein, und fanden in einem der Vorzimmer den Bedienten fast ohne Bewußtseyn an der Erde liegen. Als sie mit vieler Mühe ihn wieder zu sich gebracht hatten, sagte er, die Gespenster hätten ihm ins Genick gestoßen, bey den Haaren hoch in die Höhe gehoben, und auf den Boden fallen lassen. Der heftige Schrecken zog dem Menschen ein hitziges Fieber zu.

Die beyden Freunde setzten indessen ihre gemeinschaftliche Untersuchung, auf alle mögliche Art und mehrere Nächte hindurch, unermüdet fort. Endlich hörten sie das Geräusch einmal ziemlich spät gegen Morgen, wie der Tag bereits zu grauen anfing. Der Fremde gerieth auf den Einfall, das ganze Gebäude jetzt einmal ohne Licht zu durch-

schleichen, unterdessen der Rittmeister in einem der Zimmer sich in Bereitschaft halten mußte, ihm auf den ersten Wink zu Hülfe zu eilen. Nachdem jener fast eine halbe Stunde abwesend war, hörte der Rittmeister um Hülfe rufen. Die Stimme erscholl sehr dumpf, und schien aus tiefer Ferne zu kommen. In der freundschaftlichsten Eile ergriff er Licht und Gewehr, folgte dem Rufe, und fand nach einigem Suchen seinen Freund im Fußboden eines schmalen, ihm bisher unbekannten Ganges versunken. Sie schritten nun zur nähern Untersuchung, und fanden, daß dieß der Eingang zu einer Menge verdeckter Gänge und Schlupfwinkel war. Die sehr dicken Mauern des Schlosses waren meistens doppelt, und hatten einen Zwischenraum. Durch diesen konnte man von dem Eingange aus über, unter und um die meisten Zimmer kommen.

Wahrscheinlich hatte man diese Schlupfwinkel ursprünglich zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten in Kriegeszeiten bestimmt, und in dieser Hinsicht das Schloß selbst als eine Gespensterwohnung verschrieen. Wenigstens machten die angesehnsten Bürger des Städtchens in dem siebenjährigen Kriege sich diesen Ruf des Schlosses in der Art zu Nutze, daß sie ihre besten Sachen und selbst beträchtliche Vorräthe an Lebensmitteln hier verbargen. Um

die Entdeckung der Täuschung desto sicherer zu hintertreiben, schlichen sich zuweilen, besonders wenn Kriegsvölker in der Nähe waren, vertraute Leute in das Schloß, und erregten des Nachts von ihren Schlupfwinkeln aus, unentdeckt das spukende Getöse durch alle Theile des Schlosses.

Vermuthlich waren sie beym Einzuge in ihre nächtliche Wohnung von dem Bedienten überrascht worden, dem sie, um nicht entdeckt zu werden, nun schon übel mitspielen mußten. Doch war seine Krankheit gewiß mehr die Folge seiner Furcht vor übernatürlichen Wesen, als der erlittenen Mißhandlungen.

Der Vorrath von Proviant kam den Findern sowohl, als dem übrigen Regimente, welches damals eben großen Mangel daran litt, vortrefflich zu Statten. Da sie aber nur noch wenige Tage dort blieben, während welcher es natürlich nicht mehr spukte: so konnten sie die Thäter der Mißhandlung so wenig, als die ersten Triebfedern der Volkstäuschung, noch bestimmter ausfindig machen.

Fünfundzwanzigste Erzählung.

Der klingelnde Berggeist bey Suhl im Hennebergischen. *)

(II. 1.)

Der Glaube an Berggeister ist nirgend allgemeiner, als unter den Bewohnern der Bergstädte. Indessen giebt es auch in Gegenden, wo der Berg- und Hüttenbau stark getrieben wird, von Zeit zu Zeit noch mancherley Erscheinungen, deren wunderbare Außenseite jenen Glauben vollkommen zu rechtfertigen scheint. Oft zwar sind die Aeußerungen der sogenannten Berggeister offenbar nichts, als die Wirkungen böser Dünste — Schwaden genannt — welche die Eingeweide der Erde durchwühlen, in den Schachten und unterirdischen Gängen der Bergwerke sich sammeln, und den Bergknappen auf manche Art ängstigen, und oft selbst

*) Nationalzeitung der Teutschen. Januar 1797. S. 11.

mit Lebensgefahr bedrohen; allein nicht immer kann man sie auf diese Art natürlich erklären.

So wurde zum Beyspiel in dem Sächsischen Städtchen Suhl in der Grafschaft Henneberg im Jahre 1797 ein Berggeist aus einem verfallenen Bergwerke, den sogenannten Todtenmännern, mit einer Kette herausgeholt und von jedermann gesehen. Einige Köhler, die an diesem Berge im Walde Holz verkohleten, hörten immer in dem dasigen Bergwerke Etwas klingeln. Was anders, als ein Berggeist konnte das seyn? — Da man aber von den Berggeistern fürchterliche Dinge erzählet, so konnte man es ihnen eben nicht verdenken, daß sie sich fürchteten.

Nachdem das Holz verkohlet war, ging der Eine von den Köhlern zu dem Hammermeister, um seinen Lohn zu holen, und erklärte, daß er Gott danke, daß sie fertig wären; denn seine Kameraden hätten zuletzt, wegen des dort hausenden Berggeistes, nicht mehr bleiben wollen. „Ich selbst, fügte er hinzu, muß bekennen, es war allerdings, zumal des Nachts, recht fürchterlich anzuhören, wenn der Berggeist klingelte."

Der Hammermeister, ein vorurtheilfreyerer Mann, begnügte sich, diese Aeußerung des Wahnglaubens mitleidig zu belächeln. Allein einige Tage

ge darauf hatte er selbst Gelegenheit, den klingelnden Berggeist zu hören. Er ging mit einigen Fuhrleuten nach den Kohlen, um sie nach Hause fahren zu lassen. Der Köhler, der hier her bestellt, und dessen Gegenwart, wegen des Aufladens, nothwendig war, war nicht da und kam auch nicht. Sie vermutheten daher, er habe das Füllfaß, womit die Kohlen aufgeladen werden, vielleicht irgendwo in dieser Gegend versteckt. Sie suchten in dieser Hinsicht allenthalben umher, und der Hammermeister kam an das verfallene Bergwerk, welches mit Gesträuchen bedeckt und verwachsen war. „Vielleicht, sagte er, liegen die Geräthschaften zum Aufladen unter diesem Reisig versteckt.“ Man suchte unter dem Gesträuche, und siehe! es begann zu klingeln. Jetzt fiel ihm der Berggeist ein. Er zog noch mehr Reiser hervor, und es klingelte wieder. Er rief nun die sämmtlichen Fuhrleute herbey, und ließ aufräumen. Da sie etwas hinein sehen konnten, sahen sie einen Schwanz, wie von einem Hammel, und ein Bein, das ihnen wie ein Bocksfuß vorkam. Höchst wahrscheinlich dachten sie sich das andere Bein, das sie noch nicht sehen konnten, als einen Pferdefuß, und so schien also die Versicherung der Köhler, hier hause ein höllischer Berggeist, nun doch nichts weniger, als grundlos zu seyn.

In seiner Höhle beunruhigt, fing er auch an, stärker zu klingeln. Doch ließ sich der Hammermeister dadurch nicht abschrecken. Er befahl, noch mehr aufzuräumen. Jetzt hing man die Ketten der Fuhrleute zusammen, und so befuhr Einer von ihnen den verfallenen Schacht, nicht ohne Lebensgefahr auf Seiten derer, die ihn hinabließen, und dessen, der hinabfuhr. Allein ihre gefährliche Arbeit lohnte auch die angewandte Mühe, sie brachten den Berggeist wirklich herauf.

Und wer war dieser? — ein Hammel mit einer Schelle um den Hals, der vermuthlich, als er daselbst auf der Weide war, von dem Schäferhunde gejagt, hineingefallen war. Er war so abgezehrt, daß er kaum noch zehen Pfund schwer seyn mochte. Wie hätte dieß aber auch anders seyn können, da er mehrere Wochen ohne alle Nahrung darin hatte zubringen müssen, denn so lange hatten ihn die Köhler bereits klingeln gehört.

Er fraß und soff nicht; man brachte ihn endlich mit Gewalt einen Bissen Brotes bey, und da er so entkräftet war, daß er weder stehen, noch gehen konnte, trug man ihn nach Hause. Er erholte sich wieder, scheute aber lange die Sonne, und verbarg sich an finstern Orten, doch wurde er völlig wieder hergestellt. Der Hammermeister ließ

ihn mästen, und wollte seine Köhler mit einem Berggeistbraten bewirthen. Unstreitig hätten sie nun auch kein Bedenken getragen, davon zu essen; ja sie würden sich bey diesem Mahle der Angst und Bangigkeit erinnert haben, die sie vergeblich ausgestanden hatten. Allein der Hammel schien zu harten, sonderbaren Schicksalen geboren zu seyn. Er stand des Nachts im Kuhstalle; eine Kuh riß sich los, und stieß ihn so unbarmherzig, daß er Tages darauf elendiglich an der empfangenen Wunde starb.

Sechsundzwanzigste Erzählung.

Das Gespenst unter der Larve eines Visitators. *)

(I. 1. 4. B.)

Nicht aus Furcht vor Gespenstern, sondern aus andern bekannten Ursachen, bin ich gewohnt, auf Reisen und in jedem fremden Hause, die Thür meines Schlafzimmers des Nachts zu verschließen und zu verriegeln. Indessen hat die Erfahrung mich gelehrt, daß man auch bey dieser angewandten Vorsicht noch nicht vor jedem unerbetenen Besuche gesichert ist. Ja, es fehlte nicht viel, ich wäre einst überzeugt worden, daß es Menschen gäbe, deren Zauberkräften kein Schloß zu stark, kein Riegel zu fest sey.

*) Von dem königl. preuß. Hauptkassen-Rendanten, Hrn. Wahrenkampf zu Berlin.

Im Jahre 1792 reisete ich durch Cöln am Rhein. Ich hatte einen Koffer bey mir, worin sich nichts befand, was in dieser weiland freyen Reichsstadt accisebar gewesen wäre. Indessen hatte ich doch nicht Lust, den Visitator nach Willkühr darin hausen zu lassen, zumal da die Durchsuchung vor dem Zollhause, auf freyem Platze geschah, und man durch das müssige Gesindel, welches die Fremden zu Cöln sogleich bettelnd umringt, leicht bestohlen werden kann. Aus Unbekanntschaft mit dem Laufe der Geschäfte in dieser Stadt, hatte ich mir weder einen Stadtsoldaten zur Begleitung meines Koffers nach dem Gasthofe erbeten, noch auch dem Visitator die Hand versilbert. Dieser schikanirte mich daher, und ich gerieth mit dem Ehrenmanne in einen Wortwechsel. Die Gerechtigkeitsliebe eines dazukommenden Officianten, legte indessen unsere Händel zu meiner Zufriedenheit bey. Ich verschloß nun meinen Koffer und ließ ihn nach dem Gasthofe bringen, in welchem ich einkehren wollte. —

Dem Wirthe, einer von jenen geschwätzigen und neugierigen Menschen, die den Reisenden oft so sehr zur Last sind, war die finstere Miene, womit ich bey ihm eintrat, nicht entgangen, und er hörte nicht eher auf, zudringlich zu seyn, bis ich

ihm, um seiner nur los zu werden, den Vorfall erzählte. Kaum hatte ich ihm die Person des Visitators genau beschrieben, so erwiederte er mit bedeutungsvoller Miene, ich hätte es mit einem sehr bösen Manne zu thun gehabt, mit einem Manne, der auch noch in mancher andern Hinsicht zweydeutig und furchtbar sey. Die nähere Erklärung mußte er mir für dießmal schuldig bleiben, weil ich hungrig und müde war. Bald nach dem Abendessen verschloß ich mein Schlafzimmer, und legte mich, noch etwas verdrießlich über die Ungeschliffenheit des Zollbedienten, zu Bette.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, so eröffnete man von außen die Thür meines Zimmers. Mit dem Lichte in der Hand trat mein grober Gegner herein, ging mit einer unbeschreiblichen Verwogenheit gerade auf mein Bette zu, und nahm aus den Beinkleidern, die vor demselben auf einem Stuhle lagen, den Schlüssel zum Koffer heraus. Ich fragte nichts weniger, als auf eine sanfte Art, was er hier jetzt zu suchen habe. Ein drohender Blick war indessen die ganze Antwort, deren er mich würdigte. Er schloß hierauf den Koffer auf, rückte den in der Mitte der Stube stehenden Tisch näher an den Koffer, und stellte mehrere Stühle dicht neben einander. Zwey auf dem Tische liegende geladene Ta-

schenpistolen, legte er behutsam neben den Koffer auf die Erde, und die Taschenuhr aufs Fenster.

Bis hieher hatte ich ihm, im Bette sitzend, zugesehen, ohne zu wissen, wozu ich mich entschließen sollte. Da er aber im Ernste anfing auszupacken, und ich fürchten mußte, daß ein Funken von dem Lichte in den Koffer fallen könne, warf ich mich in meinen Ueberrock, um ihm zu leuchten. Ich erinnerte ihn, daß der Koffer ja schon durchsucht worden sey, aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, Stück für Stück genau zu untersuchen. Sogar einige Papiere rollte er auf, jedoch ohne sie zu lesen. Was er besehen hatte, legte er bald hier, bald dorthin, so daß am Ende Tisch und Stühle voll waren. Nach Vollendung seines mir unnütz scheinenden Dienstgeschäftes, zog er einen gedruckten Zettel aus der Tasche, füllte ihn mit der auf dem Spiegeltische stehenden Dinte und Feder aus, und übergab ihn mir. Hierauf ging er, während daß ich den Zettel las, schweigend zur Thür hinaus. Die zurückgelassene Bescheinigung besagte weiter nichts, als was man mir schon einmal bezeugt hatte — daß der Koffer nichts enthalte, was nicht ungehindert in die Stadt eingebracht werden dürfe. —

Da es Thorheit ist, sich über Dinge zu ärgern, die nicht zu ändern sind, so warf ich mich geschwind

wieder ins Bette, um den abermaligen Verdruß zu verschlafen. Zum Wegpacken der Sachen, dacht' ich, ist ja am nächsten Morgen noch Zeit genug. Als ich erwachte, war's bereits heller Tag. Ich sprang daher rasch aus dem Bette, um aufzuräumen. Zu meiner nicht geringen Verwunderung lag von den sämmtlichen Sachen nichts mehr auf Tisch und Stühlen. Ich erschrak heftig; denn es fiel mir schwer aufs Herz, daß ich, als der Visitator weggegangen war, vergessen hatte, die Thür wieder zu verschließen. Nichts schien mir daher gewisser, als daß mir die Sachen in der Nacht gestohlen wären. Ich lief in dieser Verlegenheit nach der Thür, und wollte im Hause schon Lerm machen und den Wirth rufen. Sonderbar! die Thür war noch in dem nämlichen Zustande, worin ich sie, den Abend vorher gesetzt hatte, d. h. von innen fest verschlossen und verriegelt! — So überrascht, wußte ich nicht, was ich davon denken sollte. Jetzt erst besah ich den Koffer, und fand auch den verschlossen. Ich öffnete ihn, und Alles lag gerade so, wie ich's hineingelegt hatte. Auch der Tisch, die Stühle im Zimmer standen genau so, wie sie am Abend zuvor gestanden hatten, und nirgends im ganzen Zimmer fand sich jene in der Nacht mir überreichte Bescheinigung. Endlich

versicherte auch der Wirth, daß sein Hauptschlüssel, der jedoch auch nur mein unverriegeltes Zimmer zu eröffnen im Stande sey, seitdem er mir eine gute Nacht gewünscht habe, nicht aus seinen Händen gekommen wäre.

So sehr kann ein lebhafter Traum gaukeln und täuschen, besonders wenn die Seele beym Einschlafen mit einem sehr freudigen Gegenstande, oder, welches bey meiner Anwesenheit zu Cöln der Fall war, mit einem unangenehmen Ereignisse, noch stark beschäftigt ist.

Siebenundzwanzigste Erzählung.

Der blutdurstige Hausgeist zu Teltow. *)

(II. 1.)

Um das Jahr 1775 hausete zu Teltow, einem Flecken bey Berlin, ein Gespenst von ganz eigener Natur. Es ließ sich nie sehen, polterte aber desto mehr. Seine größeste Wonne schien es im Würgen unschuldiger Täubchen und im Verzehren gebackener Pflaumen zu finden. Einst wollte ein Teltowscher Ackerbürger, der, aus Liebhaberey, eine Sammlung überaus schöner Tauben hatte, diese futtern; dießmal pfiff und lockte er indessen vergebens. Sie, die sonst auf den ersten Wink herzu eilten, weil sie den Ruf ihres Freundes und Ernährers kannten, blieben ganz aus. Beym Hinaufblicken nach dem Taubenschlage bemerkte er zu

*) Nach der Erzählung der Frau Münzmedailleur S . . . zu Berlin.

seiner nicht geringen Verwundrung, daß der Schieber, den er in eigener Person sonst täglich zu verschließen pflegte, bereits zu war. Er zog mittelst einer Linie die Fallthür auf, um die Eingeschlossenen aus der Gefangenschaft zu befreyen. Allein, o Wunder! es kam auch jetzt keins seiner lieben Täubchen zum Vorschein. Aengstlich um sie besorgt, eilte er auf den Taubenboden, um zu untersuchen, was da vorgegangen sey, und fand zu seinem größesten Leidwesen, daß mit seinem ganzen Taubenvorrathe eine der schönsten Freuden seines Lebens getödtet war. Allein nicht die gewöhnlichen Würgengel dieser Oelzweigträger — Iltisse und Marder — sondern ein Hausgespenst hatte sie ermordet. Das Blut war ihnen nicht ausgesogen, aber das Genick war ihnen umgedreht. Auch fand man im ganzen Taubenschlage kein Loch, durch welches Iltisse und Marder hätten eindringen können. Da übrigens der Eingang zur Taubenkammer immerfort fest verschlossen war, und der Schlüssel fast nicht aus des Hausvaters Händen kam, so fiel natürlich der Verdacht auf den Kobold, der diese schwarze That verübt, und im Verborgenen sein mordsüchtiges Wesen getrieben haben möchte. Dieser Gedanke schien dem betrübten Hausherrn um so natürlicher, da doch ein mordsüchtiger boshafter

Mensch unmöglich durch das Schlüsselloch in den Taubenschlag eingedrungen seyn konnte.

Uebrigens rechtfertigten auch die Ereignisse der nächstfolgenden Tage und Nächte, diesen Verdacht auf einen Hauskobold vollkommen; denn der Nachbar, ein Bäcker, hatte das Unglück, von der Zeit jenes Taubenmordes an, auf seinem Dachboden ebenfalls sehr beunruhiget zu werden. Zwar gab es da keine Tauben zu würgen; aber doch — gebackene Pflaumen; und der Hausgeist war — wie schon bemerkt — ein Liebhaber von beyden, so verschiedenartig die Beschäftigungen auch seyn mögen.

Das Toben im Hause des Bäckers nahm ganzer acht Tage lang vom Morgen bis an den Abend, und von diesem wieder bis zum neuen Morgen kein Ende. Indem die Hausgenossen am Tage ihren Geschäften nachgingen, setzte allerley unbegreifliches Geräusch um sie her, sie in die größeste Angst. Wer des Nachts, von der Last des Tages ermüdet, im Schlafe Erquickung suchte, der ward, kaum eingeschlafen, durch das heftige Poltern eines unsichtbaren Wesens wieder aufgeschreckt. Besonders spielte der Geist dem Gesinde und der Hausfrau übel mit; Niemand von ihnen wagte es ferner, des Abends ohne Licht im Hause irgendwo hinzugehen; selbst am hellen Tage sah man sich bey jedem Schrit-

te vorwärts, schüchtern um. Knechte und Mägde wollten sogar mitten in der Dienstzeit ihre Herrschaft verlassen. Der Meister that, als glaube er nicht an das Gespenst. Indessen war er nur zu sehr überzeugt, daß ein unbekannter böser Geist die Ruhe seines Hauses störe. Schien er des Kobolds nicht zu achten, so war es doch nur, weil er sich nicht auf die Entdeckung, nicht auf das Wegbannen desselben verstand. Selbst die Hausfrau wollte nicht länger mit dem Gespenste unter Einem Dache wohnen. Mithin waren also dem Gesinde die Drohungen, plötzlich aus dem Dienste zu gehen, wohl zu verzeihen.

Nach Verlauf von acht unruhvollen Tagen und Nächten, hatte der Meister ein Geschäft auf dem Dachboden, wo des Gepolters vorzüglich viel war. Einer der alten verbrauchten Backtröge sollte mit einem neuen, der oben vorräthig lag, vertauscht werden. Bey dieser Gelegenheit bemerkte er, zu seiner nicht geringen Verwunderung, eine unzählige Menge Pflaumensteine, die auf dem ganzen Boden umher gestreuet lagen. Auch fand er eine hier aufbewahrte Salztonne, die mit gebackenen Pflaumen angefüllt gewesen war, halb ausgeleert! —

„Also ein Gespenst, das gern Obst ißt" — brummte er verdrießlich in den Bart, und schüttel-

te bedenklich den Kopf dazu. Indem hob er den platt auf der Fußdecke liegenden, neuen Backtrog in die Höhe, und siehe! der Hausgeist, so lang und dick er war, lag darunter, und grinzte ihn mit offenem Maule an.

Der Bäcker erkannte auf der Stelle das verlohrene Martinchen, des Nachbars ungerathenes höchstverzogenes Muttersöhnchen, den boshaften Taubenwürger, den Pflaumenfresser, das achttägige Gespenst! Der Bube hatte eine derbe Züchtigung vom Vater bekommen — ich glaube, weil er seinem Lehrherrn aus dem Dienste gelaufen und wieder zu dem hätschelnden Mütterchen gekommen war. Dafür drohet er in die weite Welt zu gehen, und hält auch wirklich Wort. Die Mutter wimmert, aber der Vater denkt, wer zum Brote gewöhnet ist, wird wohl wiederkommen, wenn ihn hungert. Um diese Zeit fiel der Taubenmord vor, den er, mit Hülfe des unvermerkt entwandten Schlüssels zum Taubenschlage, ins Werk zu richten gewußt hatte. Dann schlich er von hinten dem benachbarten Bäckermeister wieder in's Haus, spukte daselbst fort, und fraß ihm die Pflaumen.

Achtundzwanzigste Erzählung.

Zuverlässige Auskunft über das stadtkundige Spuken des 1796 zu Magdeburg verstorbenen Hrn. Obersten von Briest. *)

(III. 2. B.)

Herr Carl Fr. von Briest (am 25. August 1739 zu Bähne bey Rathenow geboren) starb am 7ten Februar 1796 als Oberst und Commandeur des Prinz Ludwig=Ferdinandschen Regiments zu Magdeburg, plötzlich am Schlagflusse, nachdem er an demselben Tage noch auf der Wachtparade zugegen gewesen war, und Mittags ordentlich gegessen hatte. Am dritten Tage nachher, den 10ten Februar, wurde er mit allen militärischen Ehrenbezeigungen in das Probstgewölbe des Klosters U. L. Frauen begraben. Der Eingang zu diesem

*) Nach der Erzählung des k. pr. Oberacciseraths Hrn. Klewitz zu Magdeburg, und des Procurators am dortigen Kloster U. L. Frauen, Hrn. Holzmann.

Gewölbe ist in der Kirche vor der Ballustrade des hohen Altars, von wo eine Treppe zu einem geräumigen Platze hinunter führet, in dessen Mitte noch Ueberbleibsel eines ehemaligen Altars sind, und an dessen Seitenwänden mehrere Thüren zu verschiedenen Gewölben sich befinden. Eins davon heißt das Probstgewölbe; es liegt nach dem klösterlichen Kirchhofe zu, und ist dort mit zwey eisernen Gittern versehen. — Diesem Ganzen gegenüber wohnen in den dort befindlichen Klösterhäusern mehrere gemeine Leute zur Miethe. Oben über der Sacristey und dem hohen Altar ist ein in Kreuzform gebauter Boden, der Drache genannt, welcher mit den klösterlichen Kornboden zusammenhängt. Diese genaue Ortsbeschreibung mußte voran geschickt werden, wenn das Folgende verständlich seyn sollte.

Bey der Beerdigung des gedachten Hrn. Obersten äußerte der Hr. Gouverneur von Kalkstein den Wunsch, das Gewölbe, worin sein Freund beygesetzt würde, zu sehen. Er begab sich, begleitet von mehrern Officieren und einigen andern Nachfolgenden hinab, ließ sich von dem Klosterdiener die dastehenden Leichen nennen, gedachte mehrerer derselben, als seiner gewesenen Freunde und Bekannten, mit Rührung, und hielt sich überhaupt

so

so lange darin auf, daß Einige von seiner Begleitung aus dem Gewölbe allein wieder kamen, und mehrere vom Gefolge sogar die Kirche schon verlassen hatten, als er mit den Uebrigen wieder in die Kirche herauf kam.

Nachdem der ganze Leichenzug schon eine Weile sich wegbegeben hatte, und die Thüren bereits wieder verschlossen waren, hören die Klosterschüler, die noch im Kreuzgange umher gehen, das Geheul eines Hundes in der Kirche. Sie laufen zum Klosterdiener List, und fordern die Schlüssel, um ihn heraus zu lassen. Dieser geht selbst mit, findet den Hund wild in der Kirche umher laufen, und bemerkt besonders, daß er immer am Eingange des Gewölbes stille steht, heult und kratzt — doch jagt er ihn endlich mit Mühe hinaus. Allein aus dem Kreuzgange und vor der Kirchthür daselbst ist er nicht wegzubringen. —

Zufälligerweise — so erzählt Hr. Procurator Holtzmann — komme ich selbst in den Kreuzgang, wo die Schüler mir entgegen eilen, und mir verwunderungsvoll berichten: des sel. Briest's Hund läge an der Kirchthür, und sey nicht fortzubringen; wenn sie auch glaubten, ihn aus dem Kreuzgange gejagt zu haben, so wäre

er in Kurzem wieder an der Thür. — Mir schien diese Erscheinung in psychologischer Hinsicht merkwürdig; ich lasse daher die Kirchthür durch den Klosterdiener noch Einmal öffnen; der Hund läuft wieder in der ganzen Kirche umher, heult, bleibt endlich wieder auf der Eingangsthür des Gewölbes stehen — ich lasse diese öffnen — der Hund wie rasend hinunter, und unter den Gewölbethüren, die da sind, gerade auf diejenige zu, welche den sel. Briest verschließt, und heult und kratzt daselbst. Es wird auch diese geöffnet, er stürzt hinein, läuft einmal durch, aber gleich wieder zurück, springt auf den Altar, der vor dem Gewölbe noch steht, sieht in die Höhlungen — eilt dann zur Treppe hinauf, und wittert in der Kirche umher. Nun lasse ich ihn endlich durch einen hier arbeitenden Soldaten greifen, und nach der vormals Briestschen Wohnung tragen.

In der nächstfolgenden Nacht hörte der Kammerbote Klein, welcher am Klosterkirchhofe, dem Probstgewölbe gegenüber wohnet, ein schaudererregendes Gewinsel und Gerassel, und, was das Aergste ist, die spukhaften Töne der Angst scheinen ihm aus jenem Gewölbe hervorzusteigen. Da er weder im Schlafe, noch betrunken war, und überhaupt mit gesunden Sinnen das spukende Geräusch

gehört zu haben glaubte: so fand er keinen Beruf, seine Wahrnehmungen geheim zu halten. Vielmehr äußert er, als er des Morgens früh auf die königl. Kammer kam, das, was ihm auf dem Herzen lag, in folgenden, wie zufällig hingeworfenen Worten: „Nun in dieser Nacht war auch ein rechtes Gewinsel und Gerassel in der Klosterkirche.“ Die Umstehenden, welche dieß hören, setzen scherzend hinzu: „Briest ist wohl wieder aufgelebt.“ Jener glaubt dieß, besonders da er nicht zweifelte, daß die spukhaften nächtlichen Töne unten aus dem Gewölbe hervorgekommen wären.

So entstand nun die ganze allgemeine Sage, der Obr. v. Briest sey lebendig begraben, und habe im Sarge Versuche gemacht, sich zu befreyen. Sie wurde so bestimmt ausgebreitet, daß Mehrere auf das Kloster kamen, um sich nach den nähern Umständen zu erkundigen. Einige Officiere verlangten vom Klosterdiener sogar die Eröffnung des Probstgewölbes und des Briestschen Sarges. Dieser machte dem Kloster von einem solchen Verlangen Anzeige. Das Kloster glaubte indessen, auf ein bloßes Gerücht, nicht befugt zu seyn, jedem Unberufenen, der die Eröffnung eines Sarges verlange, darin zu willfahren. Vielmehr erklärte es, es würde die Erlaubniß dazu nicht eher geben, als

bis sachverständige und zu dieser Untersuchung beauftragte Männer zugegen wären. Da jene Herren dieser Bedingung nicht entsprachen, so wurde ihnen ihr Gesuch abgeschlagen.

Das Gerücht von dem Wiedererwachen des Obersten ward nun immer lauter und allgemeiner. Der Hr. Gouverneur selbst schickte daher auf das Kloster, um zu erfahren, wie viel Wahres an der Sage wäre, und wie sie entstanden seyn möchte. Es fanden sich auch der Garnisonphysicus, Hr. Doctor Voigtel, und der Landchirurgus Hr. Kühne ein, und wünschten den Sarg zu öffnen, um diesem Gerüchte, wenn es grundlos befunden würde, mit Nachdruck widersprechen zu können. Das Kloster gab, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet *), seine Einwilligung dazu, und der Klosterdiener mußte mit den gedachten Herren hinuntersteigen. —

*) Die Berlinische Monatschrift erwähnt (Bd. 3. S. 263.) einer Bauersfrau aus dem Dorfe Quetzin bey Kolberg, die im Jahre 1783, weil sie, von einer melancholischen Grille veranlaßt, ihre beerdigten Kinder wieder ausgegraben hatte, vom Könige bittschriftlich ihren Tod erflehete, „weil hienieden für sie nun doch keine Ruhe mehr sey, nachdem sie ihre Kinder auf ewig unglücklich gemacht habe.“ Dieser Volkswahn — fügt Hr. Bibliothekar Biester hinzu — als ob ein Todter, dessen Gebeine in seiner Ruhestätte gestöret werden, auch im Genusse seiner Seligkeit dadurch gestöret würde, ist ziem-

Sie fanden den Leichnam in unverrückter Lage, so eingeschnürt wie vorhin, und übrigens nicht die mindeste Spur, daß er im Sarge noch gelebt habe. Diese Herren glaubten nun das Resultat ihrer menschenfreundlichen Bemühungen, zur gänzlichen Beruhigung des Publikums, und um vielleicht bey dieser Gelegenheit eine nachahmungswürdige, medicinische Polizeyverbesserung zu veranlassen, öffentlich bekannt machen zu müssen. Man las daher in der Beylage zum 30sten Stücke der Magdeburg. Zeitung vom 10ten März 1796, folgendes Beherzigungs-Avertissement:

„Ein bald nach der Beerdigung des Hrn. Obr. v. Briest in der Kloster Lieben-Frauen-Kirche gehörtes, zufälliges Geräusch, hatte das allge-

lich allgemein, und betrifft jede Art auch der unwillkürlichsten Störung. Eine Hamburgerinn verlor ihren Verstand darüber, als die dortige Michaeliskirche, in welcher zwey ihrer verstorbenen Kinder begraben lagen, abbrannte. Solcher Erfahrungen ungeachtet, nennet Mancher diesen Aberglauben wohl gar noch unschuldig, als ob nicht jede Verkehrtheit und Verwirrung der Begriffe der menschlichen Gesellschaft mancherley Nachtheile brächte.

Es würde boshafte Deutung des obigen wohldurchdachten Beschlusses des Convents zu U. L. Frauen seyn, wenn man argwöhnen wollte, die Herren dieses Klosters hätten jenen elenden Volksglauben in Schutz nehmen wollen. Wer diese achtungswürdigen, denkenden Männer kennt, wird sich indessen so eines beleidigenden Verdachts nicht zu Schulden kommen lassen.

W.

meine Gerücht veranlaßt, als sey der Verstorbene im Grabe wieder erwacht u. s. w. So wenig wahrscheinlich dieß auch war, eben so wenig gleichgültig konnte es dennoch Einzelnen und dem Ganzen seyn. Dieß hat mich bewogen, mir den Sarg jetzt noch öffnen zu lassen, und gemeinschaftlich mit Herrn Landchirurgus Kühne, den Leichnam genau zu untersuchen. Ich kann daher mit Bestimmtheit und zu Jedermanns Beruhigung versichern, daß auch nicht die geringste Spur wiedergekehrter Lebenskraft an dem Verstorbenen zu entdecken, und also jenes Gerücht durchaus falsch und ohne Grund war. Bey dieser Gelegenheit fordere ich indessen alle wahre Menschenfreunde Magdeburgs auf, zum Besten unserer Zeitgenossen und Nachkommen, besonders der Aermern, welche ihre Todten nicht lange unbegraben lassen können, doch wenigstens eine Todten-Beschauungs- und Belebungscommission zu errichten. Nach einem gutdurchdachten Plane kann diese Einrichtung nicht kostspielig werden, und ich will gern dazu mit Rath und That beytragen. Schiefe und kleinliche Urtheile fürchte ich nicht, am wenigsten bey einer so gemeinnützigen Sache, die, wenn sie keinen Eingang findet, mir das tröstende Bewußtseyn hinterläßt, etwas Gutes gewünscht zu haben, das ich, als einzelnes

Glied, allein nicht ausführen konnte. Et bonum volnisse juvabit.

Dr. Voigtel."

Diejenigen, welche in jedem ungewöhnlichen Zufalle etwas Wunderbares und Unerklärliches sehen, werden nun die doppelte Frage aufwerfen:

1. Also wäre das ganze Benehmen des treuen Hundes keine Vorbedeutung von den Ursachen des nachfolgenden spukhaften Geräusches gewesen?
2. und das nächtlich vernommene Rasseln und Winseln in der Klosterkirche wäre durch keinen Scheintodten veranlaßt worden, sondern ebenfalls natürlich zu erklären? —

Was die erste Frage betrifft, so ist vorhin zwar bemerkt worden, daß der in der Klosterkirche aufgegriffene, ängstlich wimmernde und umherlaufende Hund in die vormalige Briestische Wohnung zurückgeschickt worden sey; allein die dortige Dienerschaft hat ihn nicht für einen Hund anerkannt, der in das Haus gehöre, oder auch nur bey ihres Herrn Lebzeiten öfters dahin gekommen sey. Dieß Thier scheint also bloß seinen noch lebenden Herrn in die Kirche verloren zu haben, und einer Spur desselben gefolgt zu seyn. Wahrscheinlich gehörte er Einem von jenen Officie-

ren an, welche den Hrn. Gouverneur mit in das Gewölbe begleiteten. Das ängstliche Spüren des Hundes löset sich so von selbst ganz natürlich auf, und steht mit dem nächtlichen Poltern offenbar in gar keiner Verbindung. Unstreitig würde der Hund auch bald gänzlich vergessen worden seyn, wenn sein Betragen nicht so schön in den Kram der Leichtgläubigen gepaßt hätte. Auch erfuhr man erst spät, und vielleicht ist es noch jetzt nicht einmal allgemein bekannt, daß der Hund weder dem Obersten selbst noch seinen Hausgenossen gehörte. Aber kaum hatte von der königl. Kammer herab die neue Mähr von dem Erwachen des Verstorbenen sich verbreitet: so fand der Wahnglaube das Betragen des Hundes höchst wunderbar und vorbedeutend.

In Betreff der zweyten Frage, wie auch selbst das nächtliche Poltern ohne Mitwirkung der Leiche eines Scheintodten, natürlich zu erklären sey — erinnere man sich zuförderst an die anfangs gegebene Ortsbeschreibung; nahmentlich an den Drachen über der Kirche. Jedem Unbefangenen wird es unstreitig vollkommen genügen, wenn ihm Alle, welche dieß Klostergebäude genau kennen, mit Zuverlässigkeit versichern, daß die Marder und Katzen zu Dutzenden über den Drachen weg, in die Kirche hinabsteigen, und sich da, oft am hellen Tage,

herum jagen und beißen. Ohne allen Zweifel haben sie auch in der nächtlichen Stunde, als gedachter Kammerbote gerade auf dem Kirchhofe war, ihr spukendes Wesen getrieben. — Die Furcht ließ ihn nicht nur mehr hören, als zu hören war, sondern der leichtgetäuschte Sinn des Gehörs dachte sich auch den Ursprung der Töne an einen unrechten Ort hin. Was von dem Drachen herab und aus der Kirche kam, das sollte und mußte nun einmal — und schon um des Hundes willen — aus dem unterirdischen Gewölbe kommen. So wurden nun Marder und Katzen von Briests Auferwecker vom Tode! —

Eine ähnliche Spukgeschichte ereignete sich vor ungefähr vierzig Jahren ebenfalls zu Magdeburg. Man setzte einen vornehmen Bürger in einem unter der St. Johanniskirche befindlichen Todtengewölbe bey, dessen Luftlöcher nach dem Kirchhofe hinaufgehen. Unmittelbar nachher verbreitete sich in der Stadt die Sage, der Beygesetzte spuke. Wirklich hatten die Vorübergehenden mehrere Nächte hintereinander ein Gewinsel und Gepolter in diesem Leichengewölbe gehört. Endlich eröffnete der Todtengräber dasselbe. Es fand sich sogleich, daß ein zufällig darin eingeschlossener Hund

die einzige Ursache des spukhaften Winselns und Polterns gewesen war.

Die nähern Umstände dieses Vorfalls hab' ich nicht in Erfahrung bringen können, und da der jetzige Oberprediger an der St. Johanniskirche, Hr. A. E. Silberschlag, durch welchen ich das Bestimmtere zu erfahren hoffte, schreibt, daß der alte Todtengräber, der die beste Auskunft würde haben geben können, vor Jahr und Tag gestorben sey: so muß man sich schon mit der allgemeinen Versicherung der ältesten Bürger Magdeburgs, daß diese Spukerey sich wirklich zugetragen habe, genügen lassen.

Neunundzwanzigste Erzählung.

Der kaltanhauchende Geist im Anker zu Torgau. *)

(III. 1.)

Der im Jahre 1796 verstorbene Hofrichter Müller zu Lübben war vor mehrern Jahren als Sachwalter in einer Rechtsangelegenheit nach Leipzig gereiset, und hatte daselbst für seinen Clienten eine beträchtliche Summe Geldes in Empfang genommen, womit er nach Lübben zurückkehrte. Sein Weg führte ihn über Torgau, wo er sein Nachtquartier im Gasthofe zum Anker nahm. Da er sehr spät hier ankam, und fast alle Zimmer des Gasthofes besetzt fand, so mußte er mit einer Stube im Hintergebäude vorlieb nehmen. Er verriegelte die Stubenthür hinter sich, legte das Capi-

*) Vom Hrn. M. Fritze zu Lübben in der Niederlausitz.

tal, welches er bey sich hatte, unter die Kissen des Kopf-Endes seines Bettes, und auf einen Tisch neben dem Bette seine Schutzwehr gegen Einbruch und gewaltsame Behandlung, ein paar geladene Pistolen. So überließ er sich nun unbesorgt dem Schlafe, ohne zu wissen, daß ihm ein spukender Nachtgeist umschwebe, auf dessen luftige Wesenheit die Ladung keines irdischen Schießgewehrs haftet.

Nach Mitternacht erweckte ihn ein spukhafhaftes Etwas, welches ihm empfindlich unter die Nase blies. Heftig fuhr er mit einem Werda! in die Höhe, und blickte forschend um sich. Die matten Stralen des abnehmenden Mondes machten ihm dicht am Fenster neben dem Bette eine lange fast bis an die Decke reichende weiße Geistgestalt anschaulich.

Hr. Müller, der als denkender Mann der Gespensterfurcht nie Raum gegeben hatte, glaubte, es sey ein Dieb durchs Fenster gestiegen. Sein Entschluß war daher auf der Stelle gefaßt; er ergriff ein Pistol, und rief ihn nochmals mit drohender Stimme sein „Werda! Antwort, oder ich schieße!“ entgegen. Allein anstatt aller Antwort nahete sich ihm das Schreckbild, hauchte ihn an, kalt und schauderlich, wie der Todesengel anzuhau-

chen pflegt, und wich dann an seinen vorigen Standort zurück.

Immer dachte Müller noch an nichts weniger, als an etwas Uebernatürliches. Er donnerte daher zum drittenmale ein „Werda?“ heraus, und da auch jetzt keine Antwort erfolgte, so drückte er ein Pistol auf das Ungethüm ab. Aber — o Wunder! — in dem nämlichen Augenblicke, wo die Kugel durch den Geist hinfuhr, schwebte er wieder so, wie vorher, auf den Verwegenen zu, und ließ ihn nochmals seinen erstarrend kalten Hauch empfinden.

Jeder weniger entschlossene Gespensterleugner würde jetzt zu Kreuze gekrochen seyn; nicht so der brave Müller. Völlig überzeugt, daß er kein menschliches Wesen vor sich habe — und eine andere Art von Gästen fürchtete er nicht — sprang er jetzt aus dem Bette auf die Schreckensgestalt zu, und ergriff ziemlich unsanft das, was an dem luftigen Spuke körperlich war. So hatte er nun nicht mehr und nicht weniger als — einen Fenstervorhang in seinen Händen. Dieser ohnmächtige, von der abgeschossenen Kugel durchlöcherte Geist, hatte seine Furchtbarkeit folgenden zufälligen Umständen zu danken:

Der Wirth, vermuthlich ein Freund der fri-

schen Luft, hatte bey Tage ein Oberfenster im Zimmer eröffnet, und wieder zuzumachen vergessen. Vor diesem Fenster hing eine lange weiße, unten nicht angebundene Gardiene, so, daß man das aufstehende Fenster um so weniger bemerkte, je weniger bey der völligen Windstille, welche beym Schlafengehen geherrscht hatte, der Vorhang von der äußern Luft bewegt worden war. Allein bald nach Mitternacht erhob sich plötzlich ein Sturm, der unserm Reisenden, dessen Bette nahe am Fenster stand, das Spiel des Windes, den Gegenstand des Schreckens — die Gardiene — unter die Nase trieb.

Dreißigste Erzählung.

Das vielköpfige Gespenst zu Jena. *)

(III. 1.)

Ein Gespenst, das entweder gar keinen Kopf hat, oder ihn doch wenigstens unter dem Arm trägt, anstatt ihn über dem Rumpfe zu tragen, ist so wenig etwas Seltenes, als ein Gespensterseher ohne Kopf. Schon eher verdient ein Gespenst mit vielen Köpfen zu den Seltenheiten in der Geisterwelt gezählt zu werden. Von dem wirklichen Daseyn vielköpfiger Geister aber mag uns folgende Thatsache überzeugen:

Als der bereits verstorbene Prediger zu Lübben, Hr. Delius, ungefähr um das Jahr 1734, zu Jena studirte, erweckte ihn einst des Nachts

*) Nach der Erzählung des im Jahre 1781 verstorbenen Consistorial-Assessors und Archidiakonus Hrn. Delius zu Lübben in der Niederlausitz.

plötzlich ein furchtbares Getöse aus dem ersten Schlafe. Es war ihm, als ob von dem schaudervollen Rasseln die Fenster und seine Bettstätte und das ganze Zimmer erbebten. Ungeachtet der mehr als mitternächtlichen Finsterniß, welche in der stürmischsten aller Nächte draußen herrschte, sah er plötzlich sein ganzes Zimmer gleichsam in Flammen. Während dieser unerwarteten Erleuchtung, welcher vielleicht Viele den übernatürlichen Ursprung auf den ersten Blick angesehen haben würden, erblickte er vor seinem Bette ein vielköpfiges Ungeheuer, von dessen drohender Miene er Alles zu fürchten zu haben schien. Diese Schreckensgestalt mit ihren scheußlichen Anhängseln erblicken — den am Bette hängenden Degen ergreifen — und auf das Ungethüm einhauen, war bey dem muthvollen und raschen Studenten Eins. Wirklich fühlte er auch bald, daß seine Hiebe nicht fruchtlos einen Schatten durchschnitten, sondern auf etwas Hartes fielen. Allein indem er den einen Kopf des Ungeheuers gespalten zu haben glaubte, grinzten ihm die andern nur desto scheußlicher an. Er zerfetzte mit Kreuz- und Querhieben bald dem einen, bald dem andern das Angesicht. Plötzlich verschwand nun das unbegreifliche, wandernde Licht, welches sein Zimmer gleichsam durchflog, aber das damit verbun-

bundene furchtbare Rasseln hörte noch nicht auf. Alles war nun wieder stockfinster um ihn her. Er trat einen Schritt vom Kampfplatze zurück. Um sich indessen den Geist vom Leibe zu halten, fuhr er mit seinen Kreuzhieben vor und neben sich fort, bis endlich, auf sein anhaltendes Rufen, einer seiner Hausburschen, der noch bey den Büchern saß, mit Licht herbey eilte.

Wie sehr erstaunten Beyde, als sie, statt des vielköpfigen Ungeheuers — einen vierarmigen Perückenstock mit zerfetzten Kleidungsstücken vor sich stehen sahen! — Durch einen bloßen Zufall war er durch die Aufwärterinn des Abends, als der Student schon schlief, von seinem gewöhnlichen Platze weggenommen, und, Hrn. Delius unbewußt, dahin gesetzt worden, wo er diesem beym Erwachen zuerst ins Auge fallen mußte. Ein zweyter Zufall hatte dafür gesorgt, daß die auf dem Perückenstock gehangenen Kleidungsstücke in einer zweydeutigen Erleuchtung, zumal für einen noch halb Schraftrunkenen, eine furchtbare Schreckensgestalt bildeten. Uebrigens hatte das nächtliche Rollen einer vorbeyfahrenden Kutsche den Schlafenden erweckt, so wie die erhellte Stube eine Folge der Fackeln war, welche dem Kutscher den Weg erleuchteten. Das Licht mußte plötzlich verschwin=

den, indem die Kutsche um eine Ecke lenkte. Glücklicherweise war dieser Umstand dem noch nicht zu Bette gegangenen Hausburschen, der Hrn. Delius zu Hülfe eilte, nicht entgangen.

Einunddreißigste Erzählung.

Beweis, daß die Gespensterfurcht oft höchst unglücklich macht. *)

(L. 2. C.)

Im Jahre 1774 ging Beckert, ein neunjähriger Knabe im Sächsischen Städtchen Freyburg, gegen Abend mit einem seiner ältern Mitschüler, Nahmens Förster, vor dem Stadtthore nach der Gegend des Galgens spatzieren. Es war bereits in der Zeit des Zwischenlichts, als sie dicht vor dem Gerichtsplatze vorbey gingen. Des Spaßes halber rief Förster seinem Schulfreunde hastig und ängst-

*) Nationalzeitung der Deutschen vom 13ten October 1796.

lich zu: „Sieh, Beckert! dort, vom Galgen herab, ruft es dich.“ Der Knabe erschrak heftig über diese Worte, und dachte gar nicht daran, daß sein Freund wohl nur scherze. Voller Angst und Bestürzung lief er in unaufhaltsamer Eil nach der Stadt zurück, so daß ihm jener so schnell kaum folgen konnte. Ganz erschöpft an Kräften, und sehr erhitzt, setzte er sich, um auszuruhen, auf einen kühlen steinernen Sitz vor dem Hause seiner Aeltern. Kurze Zeit darauf bekam er epileptische Zufälle, die ihm unfehlbar der heftige Schrecken, verbunden mit der plötzlichen Abkühlung auf dem Steine, zugezogen hatte. Ungeachtet die geschicktesten Aerzte zu Rathe gezogen wurden, nahm doch seine Krankheit mit jedem Jahre zu, und niemals ist das verscherzte, unschätzbare Glück der Gesundheit wieder sein Theil geworden. Er starb in seiner Vaterstadt Freyburg, am ersten September 1796, im 31sten seiner Lebensjahre, in einem epileptischen Krampfe, der ihn des Nachts in seiner Einsamkeit überfallen, und aus dem Bette geworfen hatte. Der gute Förster hatte sich das Unglück der Krankheit seines Freundes, welches sein gedankenloser Kinderscherz veranlaßt hatte, so sehr zu Gemüthe gezogen, daß er melancholisch ward, und im Irren-

hause zu Torgau sein trauriges Leben schon früher als Beckert endete.

So machte also das jederzeit gefährliche, scherzhafte Erschrecken zunächst zwey Menschen unglücklich, und verursachte noch obendrein in zweyen Familien die empfindlichsten Leiden. Was kann uns lebhafter von den Gefahren der Gespensterfurcht überzeugen, als der Erfolg dieses Schreckens! und was mehr, als diese traurige Begebenheit, uns vor jenem unsittlichen, zweydeutigen Vergnügen warnen, welches das scherzhafte Furchteinjagen gewähret! —

Zweyunddreißigste Erzählung.

Der geräderte Schloßcastellan Runk zu Berlin reißt spukend Hrn. Köppen die Perücke vom Kopfe. *)

(I. 2. C.)

Als unter Friedrich Wilhelm dem Ersten im Jahre 1718 das königl. Münz- und Medaillen-Cabinet, und selbst die Schatzkammer durch den Schloßcastellan Runk und den Hofschlösser Stief stark bestohlen worden war, und in eben dem Jahre die exemplarische Hinrichtung der Verbrecher zu Berlin vollzogen werden sollte: fand sich eine unglaubliche Menge einheimischer und auswärtiger Zuschauer ein, um von dem schrecklichen Schauspiele der Vollziehung des Urtheils Augenzeuge zu

*) Nach der Erzählung des Geh. Kriegesraths Hrn. Tismar zu Berlin.

seyn. *) Unter den Letztern war auch Hr. Köppen, aus Alt-Brandenburg, der nämliche, welcher die noch jetzt daselbst blühende Barchentfabrike des Handlungshauses Wagner und Jordan angelegt hat. Er war ganz in der Nähe der schaudererregenden Scene, welche die überaus qualvolle Bestrafung der Verbrecher gewährte. Allein das Kneifen mit glühenden Zangen und das Rädern von unten auf, machte einen höchst widrigen Eindruck auf ihn. Er schämte sich vor sich selbst, und im Namen aller übrigen Zuschauer, daß er auch nur einen Schritt gethan hatte, um zwey unglückliche Verirrte zu Tode martern zu sehen. Ja er gerieth in Verwirrung bey dem Anblicke der Tausende, die mit ihm da zu seyn schienen, um an den Aeußerungen der Schmerzenswuth und der hoffnungslosen Verzweifelung gleichsam ihre neugierigen Augen zu weiden. Die Haut grausete ihm, und er lief vom Richtplatze, ohne das Ende des Trauerspiels abzuwarten. Zwar dachte er bey sich selbst, nie will ich wieder durch dergleichen zweydeutige Neugier die Menschheit entehren; allein diese Beschlüsse sicherten ihn keineswegs vor den Folgen

*) Siehe Faßmanns Leben und Thaten Friedrich Wilhelms des Ersten, Königs von Preußen. Hamburg und Breslau 1735. Seite 215.

des übeln Eindrucks, den jene Mordscene, wovon er wenigstens einen Theil mit angesehen, auf seine Gefühle gemacht hatte. Den ganzen Tag schwebten ihm die Blutenden vor Augen, und die schaudervolle Erinnerung an sie verließ ihn noch weniger am Abend, als es finster zu werden begann.

Zur Zeit dieses Zwischenlichtes kehrte er aus dem Hause eines Berlinischen Kaufmanns nach dem Wirthshause unter den Linden zurück, in welchem er übernachtete. Als er hierin den langen, auch am Tage nicht recht hellen, Gang des obern Gestocks, welcher nach seinem Zimmer hinführte, eintrat, war es, als umschwebe ihn der Geist der Hingerichteten. Man kann leicht denken, wie ihm ungefähr dabey zu Muthe war.

Nach seiner Versicherung ist nichts im Stande, die Empfindung des Grausens und Entsetzens zu übertreffen, welche sich seiner bemächtigte. Er wollte in die Knie sinken, und so stark er sich auch machte, so zweifelte er doch, daß er die Thür seines Zimmers erreichen werde. Indessen war seine Natur stärker, als der Glaube an seinen Muth und an seine Körperkraft. Aber schauderlich rauschte der Geist neben und hinter ihm her. So sehr ihm auch im eigentlichsten Sinne die Haare zu Berge standen, so hielt er es doch nicht sowohl für eine Folge

der sich sträubenden Haare, als vielmehr für die Wirkung des Geistes selbst, wenn in dem langen Gange ihm gerade so gemüthlich war, als lüftete ein unsichtbares spukhaftes Etwas die Perücke seines Kopfs.

Und sollte er sich in diesem Argwohne wohl getäuscht haben, da er vielmehr beym Eintritt in sein Zimmer in seiner Vermuthung bestärket ward? Denn was geschah in eben dem Augenblicke, in welchem er dem Spukgange entschlüpfte, und die Stubenthür hinter sich zuschmiß? Der Geist riß ihm die Perücke vom Kopfe, und schmiß sie nahe bey der Thür auf die Fußdecke.

Hr. Köppen sah sich angstvoll um, denn er fürchtete den neckenden Geist hinter sich zu erblicken. Allein dieser mußte wohl — vielleicht durch das Schlüsselloch, schon wieder entwischt seyn, denn die suchenden Blicke des Geängstigten späheten in der ganzen Stube vergebens nach ihm.

Jetzt wollte er seine Perücke aufnehmen, und siehe! er entdeckte das Gespenst in — dem Zopfbande dieser Schwanzperücke, dessen äußeres Ende von ungefähr sich losgewickelt hatte, und zwischen der rasch zugeschmissenen Stubenthür geklemmt war. Da das andere Ende des Bandes mit einer Nadel an dem Zopfe befestigt war, so schleppte

das lange Band auf dem Spukgange hinter Hrn. Köppen her, und verursachte so das zischende Geräusch, welches die empörte Einbildungskraft des Geisterhörers für eine Kraftäußerung des Geistes der geräderten Schloßdiebe hielt. Das nämliche zwischen die Thür geklemmte Band war auch die Ursache des Falles der Perücke gewesen.

Dreyunddreißigste Erzählung.

Der feurige Waldgeist in Riesengestalt.

(III. 1.)

Hr. Major von Winning *) ging einst, als Cornet im königl. preuß. Leib-Carabinierregimente, bey Neuhaldensleben auf die Hasenjagd. Da er gleich anfangs einen feisten Hasen schoß, und auf mehrere rechnete: so wollte er bis zur vollendeten Jagd der schweren Bürde sich entledigen, und hing

*) Nach dessen eigner Erzählung aufgesetzt.

sie in dem Gehölze, worin er war, ziemlich versteckt an einen Baum auf. Die Sonne war längst untergegangen, als er dahin zurückkehrte, um den Hasen abzuholen.

Ich hatte mir — erzählte der Hr. Major — den Baum mit dem Hasen genau gemerkt, und wußte überhaupt im ganzen Walde so gut Bescheid, daß ich auch im Finstern fast jeden Baum und jeden Strauch kannte. Es konnte mir daher nicht fehlen, ich ging gerades Weges auf die versteckte Beute los. Aber darum ward mir's noch nicht so gut, den Hasen ohne Mühe und Zeitverlust da wieder wegzunehmen, wo ich ihn aufgehangen hatte. Vielmehr machte mir ein furchtbar großer Waldgeist, der sich mit feurigen Augen mir in den Weg stellte, den Hasen in allem Ernste streitig.

Ich glaubte als Cornet so wenig, wie jetzt, an das Daseyn wirklicher Gespenster, hielt vielmehr alle ihre sogenannten Erscheinungen für Menschentrug in dem einen oder dem andern Sinne des Worts. Und wenn ich gleich bey dem Anblicke des mir den Weg verrennenden Ungeheuers mit Augen voll höllischer Gluth nicht wenig zusammenschauderte: so erinnerte ich mich doch bald, daß auch hier wohl nur auszumitteln seyn durfte, welche Art von Trug und Täuschung obwalte.

Die außerordentlich dicke und wenigstens zwölf Fuß hohe Schreckensgestalt schien sich gegen einen Baum gelehnt zu haben: für ein menschliches Wesen war sie viel zu riesenartig; auch konnt' ich mir keinen der Sache angemessenen Zweck denken, warum menschlicher Muthwille hier mitten im Walde um diese Tageszeit spukend gaukeln sollte. Mein feister Hase wäre doch, wie auch die Folge lehrte, ein viel zu kleinlicher Gegenstand gewesen, als daß er irgend einen lustigen Kopf hätte auf die Gedanken bringen sollen, in der Geschwindigkeit ein so großes und wunderbar scheinendes Blendwerk zu veranstalten. Woher nun die zwey Augen voll feuriger Gluth im Kopfe der Riesengestalt? — Sollten sie dem Zufalle ihr Daseyn verdanken? — Aber welch ein Zufall hier im einsamen Gehölze könnte das seyn? —

Diese und ähnliche Fragen beschäftigten mein Nachdenken, indem ich, unverrückten Blickes, das seltsame Gespenst ansah. Alles Hin- und Herdenken brachte mich indessen der Wahrheit um nichts näher. — Ich gestehe gerne, daß ich nicht Entschlossenheit genug hatte, dem Gespenste zu Leibe zu gehen. Man sagt, zu viel Dreistigkeit bringt oft Gefahr, und allemal weniger Ehre, als Entschlossenheit mit Vorsicht verschwistert. Daß der Hahn

meines Gewehrs gespannt war, versteht sich. Auch hatte ich, als das Gespenst auf keine meiner Anreden antworten wollte, gedrohet, zu schießen, sobald es mir nur Einen Schritt näher treten, oder etwa die Flucht ergreifen würde. Es war mir sehr lieb, daß ich nicht in die Versuchung kam, diese Drohung wahrmachen zu müssen. Indessen fing ich jetzt an, das Gespenst, hinter welchem mein Hase hing, zu umgehen. So lange ich ihm noch zur Seite war, sah ich die Feueraugen; allein — man denke sich mein Erstaunen — so wie ich allmählig in die Gegend angelangte, welcher das Gespenst den Rücken zukehrte, so verschwanden zwar die Augen, aber — die höllische Gluth zog sich, vergrößert, nach unten herab. Ein Gebüsch hinderte mich, deutlich wahrzunehmen, wie dieß eigentlich geschah. Indessen stand ich jetzt vor meinem Hasen, und suchte ihn mir aus dem Dickigt eines Dornstrauchs neben dem Baume, an welchen ich ihn gehangen hatte, wieder hervor. Sobald mich das Gesträuch nicht mehr von jener spukhaften Erscheinung trennte, lag mir das ganze Goliathgeheimniß klar und aufgedeckt vor Augen.

Irgend jemand — wahrscheinlich Hirtenjungen — hatten innerhalb eines dicken, hohlen, und oben abgestutzten Baumstammes, Feuer angezündet, oh-

ne dasselbe wieder auszulöschen. Dieß war entweder erst nach der Zeit geschehen, in welcher ich den Hasen in dieses Baumes Nachbarschaft verbarg, oder ich hatte wenigstens den Rest des vielleicht nur noch glimmenden Feuers nicht bemerkt. Dieser war durch den Wind wieder neu angefacht, und hatte sich in dem morschen Holze der innern Seite des Stammes in die Höhe gezogen. Zwey neben einander befindliche Astlöcher zeigten mir die übrigens von vorne unsichtbare, innere Gluth, die meine Einbildungskraft für die Flammenaugen des Ungeheuers hielt. Als ich den inwendig glühenden Baum umging, verlor ich natürlich diese Astlöcher aus dem Gesichte; aber ich sah die Gluth unten im Stamme. — So kam also der Gespensterkampf, zu welchem ich mich anschickte, nicht zum Ausbruch.

Vierunddreißigste Erzählung.

Die Erscheinung des Großvaters. *)

(II. 2. B.)

Als der noch lebende Bürgermeister zu Eger, Herr von L., zu Wien studirte, träumte ihm einst, daß er mit seinem Großvater, welcher zu Eger lebte, die Stephanskirche besuche. Als sie in die Mitte derselben kamen, ergriff der Großvater seines Enkels Hand, und sprach: Matthes, ich sterbe! Gedenke meiner, und lebe stets redlich und rechtschaffen! — Nach diesen Worten versank er in den Boden der Kirche, und L. erwachte. Froh, daß es nur ein Traum sey, denn er liebte den guten Großvater innig und kindlich, schlief er bald wieder ein, und hatte des Traums schon ganz ver-

*) Meißner's Apollo, die Ueberschrift: Beytrag zu Visionen und Träumen — vergl. mit den Neuen gemeinnützigen Blättern. Halberst. 1796. Jahrg. 6. Bd. 2. S. 360.

gessen, als ihm einige Tage drauf der Briefträger einen schwarz gesiegelten Brief überreichte. Der Traum stand wieder lebhaft vor seiner Seele; weinend erbrach er den Brief, und las darin, daß sein Großvater sanft und ruhig verschieden sey. Gedanken mancher Art beschäftigten jetzt des edlen Jünglings Seele; er eilte, um den wahrscheinlichen Wink des bestätigten Traums *) zu erfüllen, nach der Stephanskirche, und betete zum Heile seines Großvaters. Einige Monde vergingen, eh er sich wieder zu fassen, und Antheil an jugendlichen Freuden zu nehmen vermochte. Immer gedacht' er des Verstorbenen, war ängstlich und traurig, und betete für seine Seele, wenn alle seine Freunde lustig und fröhlich waren.

Doch nach und nach siegten auch bey ihm Vernunft und jugendliche Vergessenheit. Er besuchte wieder muntre Gesellschaften, und wollte eben nach Tische zu einer derselben eilen, als seine Speisewirthin ins Zimmer trat, und ihm meldete, daß ein fremder Herr, der allein mit ihm zu sprechen wünsche, im Vorhause seiner harre. Er öffnete schnell die Thür, und taumelte noch schneller zurück.

*) Warum sollte, nach neun und neunzig unerfüllt gebliebenen Träumen, der hundertste nicht in Erfüllung gehen? — Auch der Zufall hat seine Gesetze.

W.

„Mein verstorbner Großvater ist draußen, sagt' er zu seiner Wirthinn, die sich zu kreuzigen und zu segnen anfing; er will allein mit mir sprechen, fuhr er fort, ich muß seinem Befehle Gnüge leisten!"

Nun nahm er standhaft den Schlüssel zu seiner Zimmerthür, und bat, wiewohl zitternd, seines Großvaters Geist, daß er ihm dahin folgen möge. Der Weg ging durch einen langen etwas dunkeln Gang. Oft wollte L., den sein schneller Vorsatz zu gereuen anfing, umkehren, aber der Gang war schmal, und zwischen der Wand und dem nachfolgenden Geiste kein Raum zur Flucht. Das Zimmer war nun geöffnet; der Geist stand, stillschweigend auf seinen Stock gestützt, in der Mitte desselben, und L. hatte Muße genug, die seltne Erscheinung näher zu untersuchen. So sehr er sich auch jetzt bemühte, seine Sinne zu sammeln, und seine Vernunft zu Hülfe zu rufen, so überzeugten ihn doch beyde immer mehr und mehr, daß die Erscheinung kein Trug, sondern Wirklichkeit, und der vor ihm Stehende ganz gewiß sein verstorbener Großvater sey. Er erkannte solchen nicht allein im Gesichte, sondern vorzüglich auch in der Kleidung. Er hatte sein Lieblingskleid, einen braunen Rock mit hohen silbernen Knöpfen, an, und trug sogar das Spanische Rohr in der Hand, dessen silberner

Knopf

Knopf einen Mohren bildete, den L. als Knabe sich so oft erborgte, und womit er, zu großer Freude des Alten, im Zimmer herum galopirte. Die immer höher wachsende Gewißheit mehrte L's Erstaunen in gleichem Grade; er würd' es lange noch nicht gewagt haben, den Geist anzureden, wenn dieser nicht das Stillschweigen selbst unterbrochen hätte.

Der Fremde. Matthes, kennst Du mich nicht?

L. (welcher nun auch in der Stimme seinen Großvater erkannte) O ja; ich habe sie gleich erkannt! — — Kenne Sie sehr gut! — — Was befehlen Sie, das ich zu Ihrem Heil verrichten soll? —

Der Fremde. Kennst Du mich wirklich?

L. Ja! Sie sind mein verstorbner Großvater; — Sie sind sein Geist!

Der Fremde. (lächelnd) Ich bin keins von beyden, aber Dir doch fast eben so nahe verwandt. Ich bin Deines Großvaters leiblicher Bruder, ihm im Gange, in der Sprache und im Gesichte von jeher so ähnlich, daß selbst Deine übrigen Freunde zu Eger darüber erschraken, als ich dort ankam. Alle baten mich, daß ich auf meiner hiesigen Durchreise Dich besuchen möchte, und freuten sich schon

im Voraus auf den Eindruck, den mein Besuch bey Dir verursachen würde. Ich hätte noch länger geschwiegen, wenn Deine Angst und die Bleiche Deiner Gesichtsfarbe mir nicht deutlich verrathen hätten, daß Du wirklich in mir Deines Großvaters Geist zu sehn glaubtest.

L. Aber diese Kleidung? dieser Stock? — — Nie hört' ich, daß mein Großvater noch einen lebenden Bruder habe. —

Der Fremde. Leicht möglich; aber doch bin ich's! Jeden Deiner Zweifel wird hier der Brief lösen, den ich Dir von Deinem Vater mitbringe. Lies ihn, ich will indeß von dem mir so ungewöhnlichen Treppensteigen ausruhen.

L. las nun in seines Vaters Briefe, daß der Ueberbringer desselben wirklich ein Bruder seines Großvaters sey, der bisher immer in Schlesien gelebt habe, und wahrscheinlich nie nach Eger gekommen seyn würde, wenn nicht eine reiche Erbschaft, welche in Ungarn seiner Frau zugefallen war, eine Reise dahin nothwendig gemacht hätte. — Er nahm seinen Weg über Eger, um einen so lange nicht gesehenen Bruder zu umarmen, und fand ihn todt. Die so auffallende Aehnlichkeit mit diesem gab schon zu Eger oft Stoff zur Unterhaltung, und da er einst zur Vermehrung derselben

das Kleid seines verstorbenen Bruders anzog, so war unter den Vielen, die ihn sahn, nicht Einer, der nicht dreist behauptet hätte, daß er, auf diese Art gekleidet, der Verstorbene selbst sey. Dieser Umstand war die Ursach, daß er sich Kleid, Perücke und Stock zum Andenken von den Erben seines Bruders erbat, und in diesem Anzuge den jungen L. zu Wien auf seiner Durchreise zu besuchen beschloß.

Fünfunddreißigste Erzählung.

Die spukende Jüdinn bey Frisack.

(I. 1. C. und 3. A.)

Im Gehölze bey dem Städtchen Frisack in der Mittelmark Brandenburg, wurde vor vielen Jahren eine reisende Jüdinn gewaltsam überfallen und ermordet. Seitdem ist diese Gegend in aller Hinsicht übel berüchtigt, und nicht ein Jeder reiset hier gern um Mitternacht. Indessen fürchtet man sich in unsern Tagen der landespolizeylichen guten Ordnung, hier nicht sowohl vor Straßenräubern, als vielmehr, vor dem spukenden Geiste jener Erschlagenen, die sich hier noch je zuweilen im blutigen Gewande den Reisenden zeigen soll. Zwar thut sie Keinem etwas zu Leide, allein wer sieht gern Schreckbilder und Geister? —

Hr. Rittmeister von Zieten, königl. Preuß. Leib-Carabinier-Regiments, kehrte im Sommer

1795 von seinem Gute Wilberg bey Ruppin zum Staabe nach Rathenow zurück. Sein Weg führte ihn über Frisack. Es war Mitternacht, als er in die Gegend ankam, wo, der Sage nach, die ermordete Jüdinn spukend umgeht.

Dieß Volksgeschwätz — erzählte Hr. von Zieten — war mir bekannt; und wenn ich gleich an Mährchen dieser Gattung nie geglaubt habe, so beschäftigte mich doch das Andenken in jener Nacht — ich glaube aus Langerweile — mehr als sonst daran. Plötzlich sahe ich neben mir eine ganz weiße, riesenartige Erscheinung. Ich erschrak heftig, und der Seitensprung, welchen das eigentlich nicht scheue Pferd mit mir machte, gab mir hinlänglich zu erkennen, daß dieses ebenfalls ein ganz außerordentliches Etwas erblickt haben müsse. Ich weiß nicht, ob mir der Anblick des Gespenstes selbst, oder der Satz des Pferdes das Blut zum Kopfe trieb. Soviel ist indessen gewiß, ich befand mich nicht in dem Zustande der Ruhe. Ich fühlte die Wahrheit der Lessing'schen Behauptung, daß, bey dem Anblick eines fürchterlichen Phantoms, die Haare sowohl dem ungläubigen, als dem gläubigen Hirnschädel zu Berge stehen. Das Herz klopfte mir, und ich war nicht weniger unzufrieden mit mir selbst, als mit dem Pferde. Indem ich das

letztere gar unsanft zusammen nahm und strafte, that ich auch mir selbst Gewalt an, und ließ die unbegreifliche Erscheinung eben so lange nicht aus den Augen, als das ungestüme Pferd mich in dem Gesichtskreise derselben ließ. Allein wenig Augenblicke — und die Bäume am Wege hinderten mich, den Riesengeist ferner zu beobachten.

Pfui! dacht' ich — mich jagt ein Gespenst? — In dem nämlichen Augenblicke war auch der Engländer unter mir schon herumgeschmissen. Ich ritt gerade auf den Ort zu, wo ich die Erscheinung erblickt hatte, und fand sie da wieder. Je unbändiger und unfolgsamer das Pferd bey dem außerordentlichen Anblicke sich aufs Neue bezeigte, desto vorsichtiger war ich, um Herr über dasselbe zu bleiben. Alles Trotzen, alles Schnauben und Bäumen vor der Schreckensgestalt half ihm nichts. Mir selbst war das Pochen unter dem dritten Knopfloche nur ein verstärkter Antrieb, die seltene Gelegenheit, muthmaßlich mit einem Wesen höherer Natur nähere Bekanntschaft zu machen, nicht unbenützt zu lassen.

Das Pferd, mit bessern Sehwerkzeugen, als der Mensch ausgerüstet, fing nun an, sich zu beruhigen. Ich nahm das für einen belehrenden Wink zur Nachfolge, und entdeckte nun, daß wahrschein-

lich ein holzarmer Frisackischer Einwohner, während meiner letzten Durchreise durch diese Gegend, das Stamm-Ende einer Eiche entborket, und dadurch die weiße Riesengestalt geschaffen hatte.

So bewirkt eine Kleinigkeit, die man am hellen Tage kaum eines Blickes gewürdigt haben würde, in der Nacht eine ernstliche Untersuchung! — und der nämliche Soldat, der im ärgsten Schlachtgetümmel dem Tode selbst mit einer gewissen Ruhe gleichsam ins Auge sieht — bekommt Herzklopfen beym flüchtigsten Anblick eines vermeinten Geistes!

Sechsunddreißigste Erzählung.

Hr. Amtmann Bree wird spukend in Zolchow und Hohengörne zugleich gesehen. *)

(II. 2. B.)

Man hat zwar die Möglichkeit des Doppelterscheinens einer und derselben Person bestreiten wollen, allein Hr. Amtmann Bree zu Zolchow, ohnweit Genthin, hat vor einiger Zeit diese Streitfrage über alle Zweifel erhoben. Er selbst in eigener Person ist, besage nachfolgender Thatsache, ein solcher Wundermann, welcher zuweilen an zwey verschiedenen Orten zugleich sichtbar wird.

An einem schönen Wintertage des Jahres 1795 besuchte Hr. Amtmann Fleischmann vom Hohengörneschen Damme, unweit Tangermünde, seinen Freund, Hrn. Bree, und

*) Erzählt vom Hrn. Syndicus Weiße zu Rathenow.

verspätete sich bey demselben bis in die Nacht hinein. Indessen war Mondlicht, und ohnedieß würde Hrn. Fleischmann's Reitpferd den oft betretenen Weg auch im Finstern zurück gefunden haben. Hr. Bree lag zu Bette, und ungeachtet seine unbedeutende Krankheit nicht im Geringsten gefährlich zu seyn schien, sprach er doch — ganz wider seinen sonstigen Geschmack, ungemein viel vom Tode, und fand es, im ahndenden Vorgefühle, sehr wahrscheinlich, daß er den folgenden Tag nicht erleben werde. Hr. Fleischmann gab sich alle Mühe, seinen Freund zu überzeugen, daß ihn ein lächerliches und unzeitiges Besorgniß quäle. Da aber seine Beredsamkeit die bezielten Wirkungen nicht hervor bringen wollte, so schwang er sich aufs Pferd, und ritt nach Hause.

Da es eine schöne helle Winternacht, und ziemlich kalt war, so fand er keinen Beruf, seinem Rappen etwas zu schenken. Indessen mußte er doch, bey aller Eile, viel an seinen kranken Freund denken. Es kam nachher sogar ihm selbst bedenklich vor, daß Dieser so bestimmt von seinem die Nacht erfolgenden Tode gesprochen hatte. Ja der Gedanke, jener Todesfall sey, bey aller Unwahrscheinlichkeit, doch wenigstens möglich, lag schwer auf seinem Herzen. Endlich lief ihm unterwegs

in der nächtlichen Einsamkeit der Tod über das Grab. Er war daher recht froh, wie er noch vor dem völligen Ablauf der Spukstunde seine Wohnung glücklich erreichte, ohne irgend ein Abentheuer erlebt zu haben.

Hr. Fleischmann ziemlich durchgefroren, fand keine warme Stube vor, weil seine Haushälterinn ihn so spät nicht mehr zurückerwartet hatte. Er eilte daher zu Bette, um sich da wieder zu erwärmen. Beym Eintritt in seine Schlafkammer sieht er zu seinem größesten Erstaunen auf dem Tische vor dem Bette drey feyerlich brennende Lichter, eine Klystierspritze, ein aufgeschlagenes Gebetbuch und zwey Zitronen. (Letztere pflegt man hier den Gestorbenen in die Hand und mit ins Grab zu geben). Er trat dem Tische näher, und jetzt erst bemerkt er in dem Bette selbst einen ächzenden Sterbenden, der das Gesicht nach der Wand hingekehret hatte.

Hr. Fleischmann erschrak heftig, und eilte mit zitternden Knieen in das Gemach der Haushälterinn.

Fleischmann. Aber wie kann Sie sich unterstehen, mir einen fremden Menschen in's Haus zu lassen?

Haushälterinn. Einen fremden Men-

schen? — Seit wann ist Ihnen denn Ihr alter Freund, Hr. Amtmann Bree aus Zolchow, so fremde geworden?

Fleischmann (stutzt heftig). Träumt Sie schon, oder ist Sie toll geworden? Ich komme ja in diesem Augenblicke von Breen her. Es sind kaum zwey Stunden, wie ich von ihm ritt.

Haushälterinn. Wie ist das möglich? er liegt ja bald so lange hier im Bette, und bedauerte, wie er krank ankam, nichts mehr, als daß er Sie nicht zu Hause fand.

Fleischmann. Höre Sie! Einer von uns beyden muß seinen Verstand verloren haben. Komme Sie mit mir zu dem Kranken. (Sie gingen; der sterbende Bree hatte jetzt das Gesicht dem schüchtern in die Kammer Eintretenden zugewandt).

Bree. Ach! — ich sterbe! — lebe wohl — bester Freund!

Fleischmann (der aus dem Gesichte und der Stimme deutlich Hrn. Bree erkennt, und fast in die Knie sinkt). Ach Herr Jesus Christus Kinder! Bree! Du spukest.

Bree. Ich — spuke nicht — was Du hier — siehst — ist nicht — mein Geist — ich — Bree aus Zolchow — bin es selbst!

Hr. Fleischmann konnte vor Entsetzen und

Grausen der Haut nichts mehr antworten, schwankte zur Kammer hinaus, und fiel hülflos der laut auflachenden Wirthschafterinn in die Arme. Auch das Gespenst im Bette brach jetzt in ein überlautes Gelächter aus. Diese Töne waren Balsam für des Geängstigten beklommenes Herz. Halb bewußtlos, wie er war, ließ ihn doch dieß doppelte Gelächter etwas von dem Betruge ahnden, der ihm gespielt worden war.

Hr. Bree Nr. 1. in Zolchow war vollkommen gesund, und seine vorgebliche Krankheit gehörte mit in den Täuschungsplan. Er lag völlig angekleidet im Bette. Um die Zeit, als sein Freund nach Hause reiten wollte, stand vor dem Hofe sein schnellstes Pferd gesattelt und aufgezäumt in Bereitschaft. In dem nämlichen Augenblick, in welchem Hr. Fleischmann aus dem Zimmer ging, um fortzureiten, sprang Hr. Bree aus dem Bette und zu einer Seitenthür hinaus, schwang sich aufs Pferd, und jagte über Hals und Kopf nach dem Hohengörneschen Damme. In der That kam er auch hier viel früher an, als der Herr vom Hause selbst, ungeachtet dieser doch auch nichts weniger, als langsam ritt. Indessen hatte auch Hr. Bree dafür gesorgt, daß sein Freund beym Satteln des Rappen am Hauptgestelle etwas Wesentliches zer-

rissen finden mußte, dessen Wiederherstellung wenigstens eine viertelstündige Zögerung veranlaßte. Die einverstandene Ausgeberinn half übrigens den gut angelegten Betrug vollenden.

Siebenunddreißigste Erzählung.

Generallieutenant von Pennavaire exercirt einen Kobold und eine Koboldine.

(II. 2. A.)

Als der Königl. Preuß. Generallieutenant von Pennavaire, der als Chef des Leib-Carabinier-Regiments im Jahre 1759, verwundet, bey Breslau starb, noch im Leib-Kürassier-Regimente diente, machte er einst im Standquartiere die Bekanntschaft eines Koboldpaares. Folgende zuverlässige*) Nachricht hiervon ist um so merkwürdiger,

*) Hrn. Bürgermeister Schartow zu Möckern im Magdeburgischen, der sie mir durch Hrn. Predig. Baldenius zu Perleberg hat mittheilen lassen, verbürgt ihre Zuverlässigkeit.

je deutlicher sie erweiset, daß die Gespenster auch Weiber nehmen.

Hr. von Pennavaire (ich glaube er war damals noch Major) klingelte einst des Morgens früh seinem Bedienten. Dieser blieb lange aus, und erschien endlich in einer Art von Fieberhitze. Auf die Frage, warum er so spät und nicht auf den ersten Wink gekommen sey, gab er zur Antwort, daß eine Koboldserscheinung ihm beynahe den Tod zugezogen habe. Dieser Kobold war ihm, nach seiner Erzählung, den Abend vorher, da er einen Sattel habe von dem Hausboden holen wollen, bald groß, bald klein, und mit Flammenaugen erschienen. Auch habe das Ungeheuer ihn gepackt, als wolle es ihn zermalmen. In der That beurkundeten diesen Umstand die blauen Flecke seiner Arme. Zwar habe er versucht, sich seiner Haut zu wehren, allein gegen ein so furchtbares Wesen, meinte er, sey doch jeder Widerstand thörigt und übel angewandt.

Bisher hatte der Deutschfranzose ruhig zugehört, nun aber begann er lächelnd in seiner Art sich gemeinen Leuten verständlich zu machen:

Major. Oehre (höre) mal, Jean! Du sey sik ein Quaddeltet (Quasselkopf) in Dein Tet is sik spukig, oder Du parlire püre Unwareit. Abe

sik in mein Quartier noch keine Spuker keabt. Du abe kestern zu viel kesoffe, und da abe Du dumm Dink keträumt.

Johann. Hr. Obristwachtmeister nehmen nicht für ungut, ich war so munter und so nüchtern, wie Ihr Gnaden immer zu seyn pflegen.

Major. A, Schuck! alt Dein Maul! bin sik auk wohl mal bedudelt; aber erzäl sik weiter.

Johann (seinen blaufleckigten Arm zeigend). Sehen Sie hier, daß ich auch nicht geträumt habe, sondern wirklich handgemein mit dem Kobolde gewesen bin.

Major. Is sik dumm Dink — is sik eine Spenst, so kann sik nick kneife — eine Spenst at sik keine Fleiß und Bein — will sik kneifen, muß sik auk Körper abe.

Johann verstand sich nicht auf diese Schlußfolgen, oder vertraute ihnen doch weniger, als seinen Sinnen, die ihn zu bleibend von dem Daseyn eines kneifenden Unholds überzeugt hatten. Auch berief er sich auf des Kutschers Zeugniß, daß es auf dem Boden wirklich umgehe. Dieser, ein beherzter Kerl, der auf Befehl seines Herrn, dem Fürsten der Hölle selbst auf die Zähne gefühlt haben würde, versicherte, daß an dem Daseyn eines Hauskobolds, der sich groß und klein machen kön-

ne, allerdings nicht zu zweifeln sey; er kenne ihn, fürchte ihn indessen nicht, weil er bis jetzt wenigstens noch nicht von ihm gepackt und gekniffen worden sey.

Der Major ward bey dieser Aeußerung ungehalten auf seine furchtsamen und abergläubigen Leute, und meinte: „daß er die Koboldteubel, die sik grand und petit macke, in seine Aus (Haus) nit dulde könne, und in die Oelle (Hölle) zurückjagen wolle“. — In der That war dieß um so mehr seine ernstliche Willensmeinung, da er ziemlich ungnädig vernahm, daß die Sage von seinem Hauskobold sich schon in dem ganzen Garnisonorte verbreitet, und — was gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt — wunderbarlich vergrößert hatte.

Der entschlossene Major ging zu einer Tageszeit, wo der Kobold gewöhnlich sein Wesen trieb, ganz im Stillen mit zwey geladenen Pistolen auf den Spukboden, und fand wirklich, was er zu finden wünschte. Furchtbar saß in einem finstern Winkel hinter dem Schornstein eine weiße Schreckensgestalt. Unser Held glaubte nur so viel mit Gewißheit von ihr zu erkennen, daß sie kein menschliches Wesen sey, weil sie sitzend schon größer war, wie der Flügelmann seiner Compagnie.

„A.

„A, sey sik kewis Msr. Kobold, komm sik man er (her)!"

Die Gestalt fand nicht für gut, dem Befehle Folge zu leisten; aber der Major wußte seiner Willensmeinung durch den Zusatz, daß er sonst sein Pistol auf sie abdrücken werde, Nachdruck zu verschaffen. Sie hatte kaum den Ernst des Majors bemerkt, und die drohend wiederholte Aufforderung, aus dem finstern Winkel in das Tageslicht hervorzutreten, vernommen; so sprang sie hervor, und versuchte, dem Major durch die Flucht zu entschlüpfen. Das ihr zugerufene: „Alt! oder ik schieß!" brachte sie indessen bald wieder zum Stehen. — „Nun öre, Msr. Kobold, mak sik mal grand!" Die Riesengestalt machte sich noch ungeheurer. Jedoch auch dieß geschah erst, wie es hieß: „Mak sik nit grand, so schieß ik dik über den Auf!" (Haufen) Es versteht sich, daß nachher auch die Reihe an das Petitmachen kam; dieß abwechselnde Commando ward nach Herzenslust wiederholt; denn der Major war ein viel zu guter Unteroffizier. Er meinte lächelnd: „Is sik doch eine komike Spenst — kann sik grand und petit maken — nun will sik auk derb exerciren."

Während dessen schimmerte dem Exerciermeister noch etwas Koboldartiges aus dem finstern

Schornsteinwinkel entgegen. „Alt! rief er daher plötzlich, wo Msr. Kobold is, da is sik auk wol Madame Koboldine.“ — In der That verhielt es sich also. Die in ein weißes Laken gehüllte Koboldine mußte nun ebenfalls vortreten, und — da auch sie sich auf das Grand und Petitmachen verstand — tüchtig nachexerciren. Unter ihrer Hülle war eine der Hausjungfern verborgen, deren hiesige Zusammenkünfte mit des Majors Kutscher die natürliche Folge hatten, daß die Welt nach neun Monaten mit einem Petitkobolde beschenkt ward.

Achtunddreißigste Erzählung.

Beweis, daß die sichtbaren Gespenster zwar nicht unkörperlich sind, aber doch keinen gewöhnlichen Körper haben.

(I. 1. C. und 3. A.)

Der königl. Zollcontrolleur zu Rathenow, Hr. Liegeard *), wohnte im Jahre 1788 bey dem verstorbenen Bäckermeister Köppen in der Friedrichsstraße zu Berlin. Sein Wirth, ein offener Kopf und geselliger Mann, unterhielt sich mit ihm an langen Winterabenden gern über allerley Gegenstände fürs Haus. Auch Spukgeschichten gaben zuweilen den Stoff zu ihren Gesprächen her. Beyde waren überzeugt, daß wo nicht alle, doch gewiß die mehresten Spukereyen dem Betruge und

*) Nach dem eigenhändigen Aufsatze desselben erzählt.

sinnlichen Täuschungen zuzuschreiben wären. Nur die Frau Meisterinn, die den Unterhaltungen zuweilen aufmerksam zuhörte, war anderer Meinung, und wollte an dem Unglauben jener Herren keinen Theil nehmen. Eine ihrer Freundinnen, meinte sie, habe eine zuverlässige und höchst wunderbare Geistergeschichte erlebt, die alle Gespensterläugner mit allen Klügeleyen der kalten Vernunft zu Schanden mache. Wer mag es ihr also verargen, wenn sie seitdem eine eifrige Schutzrednerinn von verkörperten Geistern höherer Natur war?

Einst spielte der Zufall ihrem Manne folgenden argen Streich. — Kurz vor Pfingsten, wo Meister Köppen mit dem Backen der Festkuchen alle Hände voll zu thun hatte, kam er des Mittags eilfertig und ganz erschrocken auf Hrn. Liegeard's Zimmer. — „Kommen Sie geschwind, rief er, und überzeugen auch Sie sich, daß meine Frau Recht hat, wir aber Unrecht haben; wir sahen diesen Augenblick auf dem Boden unter dem Dache ein Gespenst, genau so punktirt, wie im Orbis pictus die menschliche Seele versinnlicht ist. Meine Frau sah es schaudernd zuerst. Sie kreischte vor Schrecken laut auf, und wäre in der Angst fast von der Treppe gefallen. Wie ich ihr zur Hülfe eile, erblicke auch ich den Geist. Ich hatte eben

aus einem dortigen Vorrathskasten Mehl ausgemessen, und wollte in meinem Unglauben der Erscheinung Eins mit dem Streichholze versetzen, welches mir auf den ersten Griff zur Hand lag. Aber jetzt machte ich im Ernste die sonderbare Erfahrung, daß spukende Wesen keinen Körper, wie wir, haben. Mich durchschauderte eine ganz eigene Empfindung, wie mein Streichholz durch die Gestalt hindurch fuhr, ohne sie selbst im Mindesten zu verletzen; denn sie blieb, was und wo sie war. — Eilen Sie, vielleicht ist sie noch da, und bekehrt auch Sie zum Glauben an Gespenster.

Hr. Liegeard eilte die Treppe hinauf, als ob ihm bevorstünde, die angenehmste aller Bekanntschaften zu machen. Einige Hausgenossen folgten ihm von Ferne. Er sah im Hinaufgehen mit gespannter Erwartung vor sich hin, und erblickte da und zu beyden Seiten nichts. Aber kaum war er ganz oben, kaum wandte er das Gesicht nach der Gegend hin, welcher er bisher den Rücken zugekehrt hatte: hu! da schwebte leibhaftig im finstersten Winkel des Dachbodens — eine Koboldine im hellesten Lichtglanze vor ihm. Sie hatte den Kopf mit einem Tuche umwunden; die Gesichtszüge waren verworren und unerkennbar; den Hals bedeckte ein weißes Tuch; die Arme waren

über einander gelegt, und in der einen Hand schien sie Etwas zu halten; an dem Rocke, den sie an-hatte, erkannte man deutlich jede einzelne Falte. Uebrigens war die Erscheinung kein Schattenspiel an der Wand, sondern schien, wie schon gesagt, im finstern Raume zu schweben. Sie stand aber nicht gerade aufrecht, sondern in einer etwas schiefen Richtung.

Ich staunte — sagt Hr. Liegeard — das sonderbare, unbegreifliche Wesen eine Zeitlang an, und wußte nicht, was ich dazu denken sollte. Als meine etwas zurückgebliebene Begleitung sah, daß ich vor dem Geiste die Flucht nicht ergriff, so folgten mir einige von den Hausgenossen bis in den Gesichtskreis der Orbispictus-Seele. Jetzt, dacht' ich, ist es Zeit, der Erscheinung zu Leibe zu gehen. Je näher ich ihr trat, um so mehr überzeugte ich mich von ihrer ganz eigenen Natur. Unmöglich konnte sie einem gewöhnlichen Zufalle das spukhafte Daseyn verdanken. Denn, man denke sich mein Erstaunen, als ich bemerkte, daß die Gestalt, ohne von der Stelle zu weichen, sich in sich selbst bewegte, indem jeder einzelner Theil des Raums, den sie erfüllete, wirbelförmig um die benachbarten Theile kreisete.

Ich redete sie an; aber da war an keine Ant-

wort zu denken. Ich drohete mit Züchtigung für etwanige Gaukeleyen; sie schwieg. Ich wollte mit der Hand nach ihr hingreifen, stolperte aber in diesem Augenblick über einen Mehlsack, der zu meinen Füßen lag, und fiel der schaudererregenden Koboldine auf den Leib. Was ich umarmte, war — eine dem Mehlkasten entschwebte Staubwolke. Zufällig war neben dem Schornsteine eine ganz kleine Dachöffnung von dem Umrisse der vorhin beschriebenen Koboldine entstanden. Ein durchfallender, gebrochener und gemilderter Sonnenstrahl, erleuchtete und bildete diesen wirbelnden Staub zu jener Spukgestalt, bey deren unerwartetem Anblicke die ausmahlende Einbildungskraft natürlich auch nicht ganz müßig gewesen seyn mag. Wer jemals einzelne, vorzüglich durch belaubte Bäume, gemilderte Sonnenstrahlen in ein finsteres Gemach einfallen, und die Staubtheilchen sich wirbeln sah, der wird jenen Sinnenbetrug, welchen so seltene Zufälligkeiten bewirkten, sehr natürlich finden.

Neununddreißigste Erzählung.

Die Erscheinung eines im Suckowschen Garten vor Heidelberg heimlich Beerdigten.

(II. 2.)

Die Herausgeber des Neuen Hannöverischen Magazins *) haben sich das unsterbliche Verdienst erworben, nachfolgende höchst wunderbare Geistergeschichte aufgenommen und der Vergessenheit auf immer entrissen zu haben.

Der als Arzt, Naturkundiger und Lehrer so bekannte Hofrath und Professor, Hr. Suckow, zu Heidelberg, hatte in einer etwas abgelegenen und romantischen Gegend ein niedliches Gartenhaus, wo er den größten Theil des Sommers zuzubringen pflegte. Hier bemerkte er einen Kandidaten der Gottesgelahrtheit, der täglich einsam und traurig vor seinem Garten vorbeyging, und

*) Jahrgang 1796. Stück 54. Seite 858.

LB Coburg

die umliegende stille Gegend besuchte. Das misanthropische Wesen dieses jungen Mannes, der Kummer und die Schwermuth, die auf seinem Gesichte sich zeigten, machten Hrn. Suckow auf ihn aufmerksam. In der Hoffnung, die Ursache seines Kummers zu erfahren, um ihn entweder durch Arzneymittel oder durch Einführung in muntre Gesellschaften und Wiederaussöhnung mit dem Menschengeschlechte von seiner düstern Melancholie zu heilen, ließ er ihn eines Tages zu sich auf den Kaffee nach seinem Gartenhause hinausbitten.

Nach langer Weigerung nahm er die Einladung an; anstatt aber beym Eintritt in den Garten durch den Hauptweg gerade auf das Gartenhaus zuzugehen, wendet er sich hastig und mit einer gewissen Aengstlichkeit zur Linken, und indem er seine unverwandten Blicke auf einen in der Mitte des Gartens stehenden Birnbaum heftet, eilt er zitternd durch einen Nebenweg zu Hrn. Suckow. Dieser empfängt ihn auf die herzlichste und freundschaftlichste Art; frägt ihn aber endlich, warum er, statt den geraden Weg zu gehen, jenen Umweg genommen habe. — „Ich wüßte, stotterte er, keinen andern Grund anzuführen, als meine Laune, die mich eher jenen, als diesen Weg einschlagen hieß“. Beym Fortgehen will der junge Mann

den gewöhnlichen Weg nehmen; aber er bebt plötzlich zurück, und eilt mit sichtbarer Angst wiederum auf dem Nebenwege aus dem Garten hinaus.

Den andern Tag bittet Herr Suckow diesen räthselhaften Mann nochmals zu sich. Beym Eintritt in den Garten ereignet sich Alles, wie vorhin. Hr. Hofr. Suckow und einige seiner Freunde, die noch bey demselben waren, dringen jetzt heftiger in den jungen Mann ein, um die Ursache dieses sonderbaren Benehmens zu erfahren. Endlich bekennt ihnen der Schwärmer, daß er eine fürchterlich große und schreckliche Gestalt an dem in der Mitte des Gartens stehenden Baume erblicke, und daß dieser schauerhafte Anblick allein ihn hindere, den großen Weg zu halten. Der Hofrath und seine Freunde sehen nichts, und halten demnach die Gestalt für ein bloßes Gebilde einer kranken Einbildungskraft. Mit Gewalt wollen sie nun den Kandidaten zum Baume führen, um ihn von dem Nichtdaseyn jener Gestalt zu überzeugen. Je näher sie ihn aber dem Baume bringen, desto größer wird sein Schrecken. Er fällt endlich in Ohnmacht, und bekömmt Anwandlungen von der fallenden Sucht. Man führt ihn nun in das Gartenhaus zurück. Sobald der Kranke sich etwas erholt hatte, versicherte er, je näher man ihn dem Baume

gebracht habe, desto schrecklicher hätten der Gestalt die Augen gefunkelt, und desto unerträglicher wäre ihm ihr Anblick geworden.

Um auch nicht den geringsten Umstand außer Acht zu lassen, der ihm etwa über diese sonderbare Erscheinung einen Aufschluß geben könnte, ließ der Hofrath noch in derselben Nacht am Fuße des Birnbaums heimlich nachgraben, und wie groß ist sein Erstaunen, als er in einer Tiefe von 4 Fuß ein außerordentliches großes Gerippe, welches schon sehr vermodert war, antrifft. Er will dasselbe in sein Haus bringen lassen, hierin widersetzt sich ihm aber seine Mutter, und die zwey Gräber, welche das Gerippe auf den Kirchhof hatten tragen sollen, warfen dasselbe aus Angst in den Neckar, so daß man am Morgen keine Spur mehr davon bemerkte. Hr. Hofr. Suckow läßt das Loch sorgfältig zumachen, und ladet den Candidaten zu sich nach dem Garten ein. Er kommt, und anstatt wie das vorigemal, ängstlich einen Nebenweg einzuschlagen, geht er jetzt ganz vergnügt und gelassen durch den großen Weg, und erzählt seinem Wirthe mit frohem Erstaunen, die Gestalt wäre verschwunden; er erblicke sie nicht mehr.

Da dieser junge Mensch, als er jene fürchterliche Gestalt gesehen zu haben behauptete, weder

das Geringste von dem unter dem Birnbaume beerdigten Gerippe wußte, noch auch zu der Zeit, wie er sagte, daß die Schreckgestalt verschwunden wäre, erfahren hatte, daß man das Gerippe bereits ausgegraben habe: so scheint diese Geschichte allerdings einer nähern kritisch-psychologischen Betrachtung werth zu seyn." So weit Hr. v. N. im Handverischen Magazine. —

Diejenigen meiner Leser, welchen der Reichsanzeiger nicht zu Gesichte kommt, werden hier zum Theil denken: Nun? auch diese höchst wunderbare Erzählung sollte eines Aufschlusses und einer Enträthselung fähig seyn, die auch nicht das mindeste Wunderbare mehr übrig ließe? — Ja! und gerade derjenige, welcher von dem ganzen Hergange der Sache natürlicherweise am besten unterrichtet seyn mußte — Herr Hofrath und Professor Suckow zu Heidelberg selbst — klärt uns unter dem 12ten Februar 1797 das herrschende Dunkel völlig auf: Er macht nämlich in der einundfunfzigsten Nummer des Reichsanzeigers vom Jahre 1797 der ganzen Welt öffentlich bekannt:

„Daß vorstehende in dem Neuen Hannöve„rischen Magazine abgedruckte Wunderge„schichte von einem offenbar wahnsinnigen Men„schen herrühre, und da verschiedene Leser jenes

„Magazins bey ihm angefragt hätten, ob und wie-
„viel Wahres an der abentheuerlichen Erzählung
„sey? — so diene ihnen zur Nachricht, daß weder
„ihm (dem Hrn. Hofrathe selbst) noch auch den
„Seinigen, das Geringste von einem solchen Vor-
„gange bekannt, und daß die ganze mit so vieler
„Unverschämtheit erdichtete Erzählung nichts mehr
„und nichts weniger als die Ausgeburt eines irren
„Verstandes sey."

Aber, wie ist es möglich, daß der oder vielmehr die Herausgeber des N. Hannöverischen Magazins, dem Publikum als denkend und wahrheitsliebend bekannt, ihre nützliche Schrift durch jenes handgreiflich erdichtete, und den Aberglauben so offenbar nährende Mährchen entehren konnten?

Vierzigste Erzählung.

Ein verstorbener Prediger erscheint den Tag nach der Beerdigung wieder auf der Kanzel. *)

(I. 2. A. und III. 1.)

In einem — wenn ich mich recht erinnere — Sächsischen Städtchen, starb der zweyte Prediger, Hr. Magister N., ein allgemein geliebter, durchaus rechtschaffner Mann, von dem man eben darum nimmermehr hätte glauben sollen, daß er im Tode noch, als Gespenst, die Zurückgebliebenen erschrecken werde. Und doch geschah, was Niemand gefürchtet hatte. Den Morgen nach der öffentlichen Beysetzung der Leiche in eins der Kirchengewölbe, geht der Küster in aller Frühe nach der Kirche, um,

*) Erzählt vom Hrn. Doct. Anhalt zu Wusterhausen, eingesandt durch Hrn. Pred. Baldenius zu Perleberg.

nach der herrschenden Gewohnheit des Städtchens, läutend den neuen Tag zu verkündigen. Das Läuten geschah in einer Gegend, von welcher aus man die Kanzel sehen kann. Zufällig wirft der Küster einen Blick zur Kanzel hinauf. Gott im Himmel! da steht leibhaftig der gestern beygesetzte Prediger genau so, als hielt er, wie einst, einen Kanzelvortrag. Der Küster wird vom Schrecken betäubt, und ist kaum im Stande, zu dem ersten Prediger und Inspector zu eilen, und Bericht abzustatten.

Der Inspector, ein vorurtheilsfreier Mann, hörte lächelnd die neue Mähr erzählen, und äußerte einige Zweifel. Der Erzähler — zu empfindlich, wie Viele seiner Dienstgenossen — nahm dieß Lächeln und diese Einwürfe und Zweifel förmlich übel, und meinte, er sey kein Kind, dem die Furcht Gespenster zeige, und habe Herz genug, um vor keinem alltäglichen Blendwerke zu laufen. — „Aber neben der gepriesenen Entschlossenheit, erwiederte der Inspector bescheidentlich, haben wir auch Einbildungskraft, die zuweilen auch den Klügsten hintergeht. Nicht immer schützt Männersinn vor dem Trug ihrer Gaukeleyen. Könnten Sie nicht beym Anblick der Kanzel das Andenken an den uns allen so theuern Verstorbenen zu lebhaft in Ihre Seele zurückgerufen haben?“ —

Statt aller Antwort hierauf bat der Küster seinen Vorgesetzten dringend, mit ihm nach der Kirche zu gehen, um sich von dem wirklichen Daseyn des vielleicht noch nicht verschwundenen Gespenstes mit eigenen Augen zu überzeugen. Der Inspector war ein zu gefälliger Mann, als daß er ihm diese billige Bitte hätte abschlagen sollen. Auch lohnte der Gang nach der Kirche die kleine Mühe. Das Gespenst stand wirklich noch jetzt auf der Kanzel, und machte auch gar keine Miene zum Verschwinden. Es sah mit unverwandten Blicken vor sich hin auf das Kanzelpult, auf welchem die aufgeschlagene Kirchenagende lag, und schien im tiefsten Nachdenken begriffen zu seyn.

Der zitternde Küster triumphirte über die Gerechtigkeit, welche der leichenblasse Inspector ihm schweigend widerfahren ließ, indem er wie versteinert da stand, und starren Blickes seinen wiedererstandenen Amtsgefährten betrachtete. Er konnte lange kein zusammenhängendes Wort hervorbringen, und spielte überhaupt jetzt vor seinem Untergeordneten eben nicht die vortheilhafteste Rolle. Mit beklommener Brust stotterte er endlich einige an das Gespenst gerichtete Fragen hervor; aber keine derselben ward beantwortet.

Was war nun ferner zu thun? — Man trat

gemeinschaftlich der Kanzel näher, um das Gespenst dadurch entweder zum Verschwinden, oder wenigstens zum Antworten zu bringen. Aber vergebens; es erfolgte weder das Eine noch das Andre. Alles, was man durch diese Annäherung gewann, war die festere Ueberzeugung, daß es wirklich der gestern beerdigte Magister sey, mit dem man es zu thun habe. Der Inspector trug dem Küster auf, auf die Kanzel zu gehen, um ganz in der Nähe eine Ocularuntersuchung anzustellen; allein Dieser verstand sich viel zu gut auf seinen Dienst, als daß er seinem hohen Vorgesetzten hätte vorgreifen sollen. —

„Ich bin jederzeit hinter Ihnen, hieß es, es würde sich nicht schicken, Ihnen in diesem wichtigen Amtsgange voranzugehen. Ihnen, dem ersten Prediger und Inspector der Kirche und Schule, gebühret die Ehre des Vortritts, ich aber, der unterste Kirchendiener, werde Ihnen pflichtschuldigst auf dem Fuße folgen." — Der Inspector schien mit dieser für ihn so ganz zur Unzeit angebrachten Bescheidenheit nicht zufrieden zu seyn, und beschloß nun, in Gottes Namen selbst voran zu gehen. Dem Kirchendiener rief er zu: „Folgen Sie mir!"

Nie mochte ihm ein Kanzelgang saurer geworden seyn, als dieser! Er that ihn mit Besonnenheit

und langsam, jedoch nicht ohne Entschlossenheit. Als er nur noch Eine Stufe von dem Gespenst entfernt war, wiederholte er sanft und bescheiden die Frage nach der Ursach seiner Erscheinung. Da auch jetzt keine Antwort erfolgte, so wagte er es, die Hand nach dem erstandenen Herrn Magister auszustrecken, und ihn ein wenig am Leichenhemde zu zupfen. Kaum war dieß geschehen, so fiel das Gespenst über den Inspector her. In diesem Augenblicke des unbeschreiblichsten Entsetzens, verrieth der vollkommenste Todtengeruch den Nasen der Zitternden das Geheimniß.

Was dem Inspector in die bebenden Arme sank, war kein Gespenst, auch nicht der gewesene Amtsbruder selbst, sondern dessen zurückgelassene Hülle. Auch war sie in diesem Augenblicke nicht etwa nur scheintodt, sondern wirklich entseelet. Dem Inspector durchschauderte der niederschlagende Gedanke, daß sein Freund, im Zustande der gebundenen Lebenskraft, als ein Scheintodter in das Kirchengewölbe gebracht worden, und in der Nacht hier auf der Kanzel erst wirklich gestorben seyn möchte. Vielleicht ging der Erstandene besinnungslos auf die Kanzel, anstatt nach der Kirchenthür zu gehen, zu klopfen und nach Hülfe zu rufen; ja vielleicht rief er wirklich, aber ohne gehört zu werden."

Dergleichen beängstigende Möglichkeiten quälten den guten Inspector, bis endlich der weniger erschütterte und daher kaltblütigere Küster, beym Anblick des gewaltsam erbrochenen Todtengewölbes, die richtige Bemerkung machte, daß der Erstandene, um aus seiner vermauerten Gruft zu kommen, nothwendig einer fremden Hülfe bedurft hätte. In der That bemerkte man auch da, wo das Gewölbe durchbrochen war, unverkennbare Spuren von Hammerschlägen, die auswärts gethan waren.

Noch nie hatte die Entdeckung eines gewaltsamen Einbruchs dem menschenfreundlichen Inspector eine größere Freude verursacht, als dießmal!

Aber nun entstanden neue Fragen: Welcher Uebermüthige fand Beruf, den schwierigen Einbruch zu unternehmen? — Wie kam er in die fest verschlossene Kirche? — Und welche sonderbare Idee veranlaßte ihn, die Leiche auf die Kanzel zu stellen? —

Indem man über diese Fragen nachdachte, entdeckte man in einem der niedrigsten Kirchenfenster eine gewaltsame Oeffnung, so groß, daß ein Erwachsener bequem hindurch konnte. Neben derselben fand man einen metallenen Commisknopf von der Stiefelette eines Soldaten. Der Inspec-

tor eilte zum Commandeur des Städtchens, erzählte ihm den Verlauf der Sache, und überließ es seiner Einsicht, ob und wie er vielleicht mittelst des Knopfs den Thäter entdecken könne. Der Commandeur ließ sogleich die Compagnie zusammen treten, und die Stiefeletten, in Hinsicht auf etwa fehlende Knöpfe, untersuchen. Da aber nur einer einzigen ein Knopf fehlte, und diese gerade demjenigen Soldaten angehörte, welcher von jeher in allem Betracht ein musterhaftes Leben geführet hatte: so war keine Hoffnung da, den Thäter durch den gefundenen Knopf zu entdecken. Indessen nahm man ihn in Verhaft, und ganz wider Aller Erwartung bekannte er gleich im ersten Verhöre, er sey der Schuldige, und sagte Folgendes aus:

Als die Leiche des seligen Magisters auf dem Paradebette lag, bemerkte ich an der einen Hand derselben einen schönen Ring. Schade, dacht' ich, daß diese Kostbarkeit im Sarge für die Welt verloren gehen soll, während daß ich, mit einer kranken Frau und sieben hungrigen Kindern, Noth leide. Alberne Furcht vor Gespenstern kenne ich nicht. Was hätte mich also von dem Entschlusse abhalten sollen, mir, aus Liebe zu den Meinigen, in der Nacht den Ring zu holen? Stehlen, dacht' ich, kann man das nicht nennen; denn stehlen heißt,

seinem Nächsten heimlich das Seinige entwenden; und die Erde, in deren Schooß der Ring sich verloren haben würde, ist nicht mein Nächster. Das Einzige, was bey meinem Vorsatze mich noch beunruhigte, war der Umstand, daß ich das Fenster und die Gruft, welche ich durchbrechen und beschädigen mußte, nicht wieder herstellen lassen durfte; obgleich ich für einen Theil des Werthes des Ringes dieß hätte thun können, und auch gerne gethan haben würde. Die Liebe zu den Meinigen besiegte aber diese Bedenklichkeit nach und nach, indem mir das in die Enge getriebene Gewissen zuletzt zuflüsterte, die Kirche sey reich, und ihre Armenkasse werde einen so unbedeutenden Schaden gern tragen, sofern dadurch der Noth einer armen Familie abgeholfen würde. Indessen leuchtet es mir jetzt mehr, als vor der That, ein, daß ich wegen dieses Umstandes dennoch strafbar bin.

Als ich in der Gruft ganz erschrocken bemerkte, daß die hinterbliebene Predigerwittwe, die des Ringes vielleicht selbst bedarf, diesen vor der Beysetzung der Leiche im Stillen wieder nach sich genommen haben mochte, ward ich böse, und faßte im ersten heftigen Verdrusse den übereilten Entschluß, zur Züchtigung der lächerlich eiteln Wittwe, ihres Mannes Leiche auf die Kanzel zu schleppen. In-

dessen auch in dieser Hinsicht geb' ich jetzt, bey kälterm Blute gern zu, daß es — ob ich gleich einzig durch diese unzeitige Prahlerey der Frau Magistern zu der That veranlaßt wurde — doch mir nicht zukam, die weibliche Unbesonnenheit zu ahnden; ich griff gleichsam einer höhern Hand vor, und werde auch dafür die mir zuerkannte Strafe willig tragen.

Dieß aufrichtige Geständniß eines Sünders von seltener Gutmüthigkeit machte einem jeden, der davon hörte, innige Freude, und hätte auch die Richter desselben fast bestochen, und dahin vermocht, anstatt zu strafen, noch obendrein eine Belohnung zu spenden. Allein die eingelaufene Nachricht, daß die Kanzelscene dem plötzlich erkrankten Inspector ein hitziges Fieber zugezogen habe, erinnerte die Richter, die Sache auch noch aus dem Gesichtspuncte des zufällig veranlaßten Schadens zu betrachten. Sie fanden daher für gut, ungeachtet der anderweitigen Unverdorbenheit des Schuldigen, auf eine der Sache angemessene Bestrafung desselben zu erkennen, und zwar von Rechts wegen.

Einundvierzigste Erzählung.

Nachtrag zur einundvierzigsten Erzählung des ersten Bandes: vom wilden Jäger.

(I. 3. A. B. — III. 1. und 2. B.)

Des jetzigen Erbpachters vom Rathenowschen Kämmereyvorwerke, Hrn. Wesenbergs Vorgänger, Hr. Katsch, kehrte im Frühjahre 1772 von Berlin nach seinem Vorwerke bey Neufriedrichsdorf zurück. Um die Reise von neun Meilen in einem Tage zu vollenden, nahm er die Nacht mit zu Hülfe, und es war fast Mitternacht, als er in die Gegend des im Holze gelegenen Markgrafenberges zwischen Nennhausen und Rathenow ankam. Es herrschte in der überaus angenehmen Nacht eine völlige Windstille. Schauderhaft war es daher für Hrn. Katsch, als sich plötzlich ein schreckliches Geräusch im Walde erhob.

Eine Art von Sturmwind folgte unmittelbar der bisherigen Windstille; er schien die ganze ruhige Natur um ihn her in Aufruhr bringen zu wollen. Dem Gehöre nach schien der geöffnete Windsack des Aeolus ganz in der Nähe zu seyn, welchem er fürchterlich rauschend enteilte. Auch blies er kleine Feuerfunken schnell vorüber. Kein Wunder daher, wenn die Wagenpferde scheu und wild wurden. Ja diese machten vor Angst, ungeachtet sie den Tag über schon acht Meilen zurückgelegt hatten, Miene zum Durchgehen.

Dem Reisenden fiel bey diesem wilden Geräusche auf der Stelle die allgemeine Volkssage von dem wilden Jäger oder dem wüthenden Heere ein. Er hatte bis dahin geglaubt, dasjenige, was vom Aberglauben so genannt werde, sey wohl nur eine Ausgeburt der von Gespensterfurcht empörten Sinne, und einer zu wirksamen Einbildungskraft. Jetzt aber überzeugte er sich, daß der absprechende Gespensterunglaube auch wohl einmal der Wahrheit auf den Fuß treten, und sich an ihr versündigen dürfte. Als ein gesetzter Mann beobachtete er ohne ängstliche Furcht, was um ihn her vorging. Nichts war gewisser, als daß das immer noch zunehmende Sausen und Schwirren um seinen Wagen her nicht etwa in Hrn. Katschens

Kopfe nur, sondern auch äußerlich in der Wirklichkeit da war. Seine eigene, seines Reisegefährten und seines Knechtes hinterher verglichene Aussagen über das, was sie wahrgenommen hatten, stimmten, nachdem das Gespenst verschwunden war, auf das Genaueste überein, und überzeugten ihn vollkommen von der Wirklichkeit des Gehörten und Gesehenen. Auch selbst die plötzliche Unruhe, das Scheuwerden und die versuchte Flucht seiner Wagenpferde, trugen das Ihrige zu dieser Ueberzeugung bey, indem auch sie, auf eine völlig unzweydeutige Art die Wirklichkeit des Vernommenen erwiesen.

Nach etwa fünf Minuten wechselte das unbändige Geräusch in der dem Anscheine nach empörten Natur plötzlich wieder mit der vorigen Windstille ab, und diese hielt an, bis Hr. Katsch das Neuedorf erreicht hatte. Er hielt das bestandene spukhafte Abentheuer für nichts Uebernatürliches, und glaubte mit Recht, dasselbe einer ihm unbekannten Naturerscheinung zuschreiben zu müssen. Welcher? — das kümmerte ihn nicht. Er überließ es dem Zufalle und den Naturkundigen, das dabey obwaltende Dunkel aufzuklären.

Wirklich rechtfertigte auch der Erfolg diese Erwartungen, obgleich erst viele Jahre nachher.

Dem Hrn. Lieutenant von Heugel, Leib-Carabinier-Regiments, war es vorbehalten, einst in der nämlichen Gegend des Markgrafenberges ein dem vorhin erzählten ganz ähnliches Abentheuer zu erleben, und die nähere Bekanntschaft des wilden Jägers zu machen. Jener hatte sich im Herbste 1796 in dem von Briestenschen Hause zu Nennhausen verspätet, und es wollte bereits finster werden, als er, begleitet von seinem Bedienten, des Abends zu Pferde nach Rathenow zurückkehrte. Das Mondenlicht, worauf er gerechnet hatte, blieb aus. Es säuselte ein sanftes Lüftchen, und spielte mit den Blättern und Zweigen der Bäume. Bald aber vernahm Er sowohl, als sein Diener, ein schnell daherrauschendes Sausen, einen Ungestüm in den Baumzweigen, und allerley Töne von Geschöpfen, denen er in der ganzen Natur Nichts zu vergleichen wußte.

Ganz so hatte er sich immer das Geräusch gedacht, welches der wilde Jäger, nach der ihm davon gemachten Erzählung, verursachen soll. Es heulte und schwirrte und pfiff und rauschte immer fürchterlicher um ihn her, und man hatte alle Aufmerksamkeit nöthig, um die schnaubenden und höchst unruhigen Pferde zu bändigen. Zuweilen war es, als ob schwache Flämmchen vor ihnen vorüber flö-

gen. Dieser letzte Umstand spannte Hrn. v. Heugels Aufmerksamkeit und Erwartungen mehr, als alles Uebrige, und mit Recht. Glücklicherweise führte auch dieß den Aufschluß über die höchst wunderbare Erscheinung, und die Bekanntschaft mit der Natur des wilden Jägers, zunächst und hauptsächlich herbey. Er glaubte zu bemerken, daß das Schwirren, Rauschen und Pfeifen um seinen Kopf herum vorzüglich lebhaft war. Er glaubte, die Luftgespenster neben sich vorüber und zwischen den Pferden durchfliegen zu sehen; denn sein Bedienter mußte, der Finsterniß wegen, vor ihm reiten. Auch hatte das beständig vernommene Schwirren die höchste Aehnlichkeit mit demjenigen Geräusche, welches Vögel mittelst der Flügelschwingungen in der Luft hervorbringen, wenn sie in unserer Nähe vorüberziehen. Zuletzt bemerkte Hr. v. Heugel auch, daß Etwas von oben herab nach seinem Hute hinschoß, und sich dann wieder emporschwang. Diese oft wiederholten Wahrnehmungen gaben seinen Schlüssen und Vermuthungen endlich die wahre Richtung. Er erkannte in den vorüberfliegenden Körpern große Nachtvögel. Das, was an ihnen wie kleine Flämmchen funkelte, waren die großen, im Finstern wirklich schrecklichen Feueraugen derselben. Diese Vögel waren aber offenbar

Nachteulen, und zwar, was frühere Erfahrungen vermuthen lassen *), die sogenannten Ohreulen.

Das was unserm Reisenden noch vor wenig Augenblicken unbegreiflich schien, und ihn in die unangenehmste Verlegenheit setzte, war ihm nun ganz klar, und veranlaßte ihn zu unterhaltenden Beobachtungen. Er war in der Regimentsuniform, und bemerkte, daß die Eulen, an der Zahl wenigstens zwölfe, den großen und schwankenden weißen Federbusch seines Hutes für ein Thier halten mochten, worauf sie Jagd machen zu wollen schienen. Er nahm endlich den Federbusch von dem Hute herunter und steckte ihn in die Ueberrocktasche. Jetzt ließen ihn die Nachtvögel ungeschoren, und zogen überhaupt nach Verlauf von ungefähr fünf Minuten, mit Geräusch und lautem Geschrey vorüber.

Da diese Eulenversammlung im Herbste, mit der vorhin erzählten von Hrn. Katsch im Frühjahre beobachteten Erscheinung, offenbar gleiches Ursprungs war: so sieht man hieraus, daß diese sonst ungeselligen Nachtvögel, auch noch außer ihrer Begattungszeit, z. B. um der ge-

*) Siehe die einundvierzigste Erzählung des ersten Theils der Gespenster.

meinschaftlichen Jagd willen, bey einander leben müssen.

Zweyundvierzigste Erzählung.

Das Gespenst, welches, wie höllisches Feuer brennend, sich seiner Haut wehret. *)

(III. 1.)

Am 3ten Septemb. des J. 1776 fuhr der jetzige Rittmeister, Hr. Graf von Sparr, unter andern begleitet vom Hrn. Major Bar. von Lentulus, nach dem Sächsischen Städtchen Ileburg. Da sie an dem nämlichen Tage schon wieder im Standquartier zu Rathenow eintreffen wollten, zu Ileburg aber sich sehr verspätet hatten, so nahmen sie die Nacht zu Hülfe. Es war eine schöne, helle Sommernacht, und man unterschied jeden

*) Nach der Erzählung des Königl. Preuß. General-Majors und Chefs des Leib-Carabinier-Regiments, Hrn. von Bismark.

Gegenstand ziemlich genau. Man erzählte einander zum Zeitvertreib von allerley selbst bestandenen Abentheuern und selbst erlebten spukhaften Erscheinungen. So rege indessen durch jene Erzählungen das Vorstellungsvermögen, und so wirksam die Einbildungskraft der genannten Herren geworden war: so war es doch in ihren erleuchteten Köpfen viel zu helle, als daß die Gespensterstunde und das nächtliche Halbdunkel, worin sie jetzt waren, ihre Sinne hätte bethören sollen.

Plötzlich riefen jene beyde Herren und die Dame, welche sie bey sich hatten, und der Kutscher, indem sie alle rechts vom Wege hinabsahen, wie aus Einem Munde: „sehen Sie, sehen Sie einen Trappe!“ Alle waren der Erscheinung so nahe, daß ein Irrthum, ein Sinnenbetrug auch nicht einmal möglich schien. Alle unterschieden auf das Deutlichste jeden einzelnen Theil dieses sonst so scheuen Vogels. — Der dicke Rumpf in der Mitte, die langen Beine darunter, und darüber der weit hervorragende Hals, ja sogar die sich sträubenden Federn darauf; ferner die schwankende Bewegung des Halses, der nach allen Richtungen hingewandte lauschende Kopf, und endlich selbst der Schatten, welchen der Trappe mittelst des Mondenlichtes so unverkennbar auf die Erde hinwarf, daß man aus

diesem allein auf das Daseyn eines Trappen hätte schließen müssen. — Alles, Alles veranlaßte den einstimmigen Ausruf: „Ein Trappe!“ Dennoch war das, was man verwunderungsvoll hier so nahe am Wege erblickte, kein Trappe, sondern — ein Gespenst der gewöhnlichsten Art.

Diesen Umstand entdeckte man indessen erst, wie Hr. Gr. v. Sparr, in der Meinung, daß der nicht auffliegende Trappe krank sey, raschen Entschlusses vom Wagen und auf das Unthier zusprang. Er hatte ein Spanisches Rohr in der Hand, und es würde ihm ein Leichtes gewesen seyn, mit demselben dermaßen darnach hinzuhauen, daß ein Vogel das Fortfliegen wohl hätte unterlassen sollen. Ihm war es indessen gar nicht darum zu thun, das vermeintlich kranke, wehrlose Thier zu tödten. Er wollte es vielmehr lebendig einfangen. Zu dem Ende griff er der spukhaften Erscheinung mit der einen Hand entschlossen nach dem langen Halse, mit der andern nach dem einen Flügel.

Aber o wehe! Dieser entschlossene Angriff kam ihm theuer zu stehen. Das Ungeheuer, welches er packte, brannte wie höllisches Feuer! Mit einem lauten Schrey zog er die schmerzenden Hände wieder nach sich. Was er gepackt hatte, war kein Trappe — war ein im höchsten Grade täuschendes

Gespenst der Einbildungskraft — ein Busch Brennnesseln!! —

So gewiß jene erleuchtete Herren, wenn sie nicht handgemein mit der Erscheinung geworden wären, darauf geschworen haben würden, neben dem Wagen einen wirklichen Trappen gesehen zu haben: mit eben so vieler, oder vielmehr, mit noch viel größerer Zuverlässigkeit werden Personen, in deren unaufgehelleten Köpfen es noch spuket, bey mancher andern nicht weniger natürlichen, anscheinend aber spukhaften Erscheinung, versichern, ein wirkliches Gespenst gesehen zu haben.

Drey-

Dreyundvierzigste Erzählung.

Der kleine schwarze Teufel im Bleykeller zu Bremen. *)

(I. 1. B. und III. 1.)

Das vortreffliche Gewölbe unter dem Chore des Doms (der Petrikirche) zu Bremen, welches vormals zur allerheiligsten Capelle diente, und seitdem das Bley zum Kirchdache und zur Orgel darin gegossen worden ist, der Bleykeller genannt wird — hat bekanntlich die merkwürdige Eigenschaft, daß er die in diesem Gewölbe beygesetzten Leichen nicht in Verwesung übergehen läßt, sondern sie eintrocknet und in eine Art Mumien verwandelt. Die ältesten hier befindlichen Leichen mögen ein Alter von etwa zweyhundert Jahren haben;

*) Nach der Erzählung des Hrn. Oberamtmanns Otte zu Himmelreich bey Pr. Minden.

wenigstens scheinen die Art Strümpfe und die Rockform des hier beerdigten Schwedischen Officiers, diese Berechnung ihres Alters vollkommen zu rechtfertigen. Da der Dom in der erhabensten Gegend von ganz Bremen liegt, so ist der Bleykeller ungemein trocken. Man schreibt daher, und ich glaube mit Recht, vorzüglich dieser seiner Trockenheit und Luftigkeit, die Kraft zu, Leichen in Mumien umzuwandeln. — Dieß als Einleitung zum Folgenden:

Nicht leicht versäumt ein wißbegieriger Reisender, der nach Bremen kommt, die steinhart getrockneten Körper des dortigen Bleykellers zu besehen; und der Kellercastellan des letztern rechnet die Geschenke für das Zeigen derselben mit zu seinen vorzüglichern Amtseinnahmen. Die lange Gewohnheit machte, daß er unter den hier befindlichen Todten zweyer Jahrhunderte, dreist wie unter Lebenden, umher wandelte. Allein seine Dreistigkeit schützte ihn nicht vor dem ungeheuern Schrecken, der ihn unter diesen Gräbern überfiel, als er vor einigen Jahren zwey Engländer in den Bleykeller führte. Er war eben im Begriff, diese Herren zwischen den Särgen hin nach einer der merkwürdigsten Mumien zu führen, und seine durch öftere Wiederholung ihm geläufige Rede zu begin-

nen — siehe, da blieb ihm, von der Heftigkeit des Entsetzens, das vierte Wort im Munde stecken.

Ein kleiner, ganz schwarzer Teufel, mit muntern Augen, der unter und zwischen den Särgen auf allen Vieren hinkroch, kam ihm in den Wurf, und grinzte ihn hohnlächelnd an. Die Engländer, welche wohl die Aeußerungen des heftigsten Schreckens an ihrem Führer, nicht aber die höllische Veranlassung derselben wahrnahmen, verwunderten sich höchlich, wie der leichenblasse Küster sie fast umrannte, in größter Eil die Wohnung der Todten verließ, und fürs Erste nicht weiter um seine Gönner sich bekümmerte. — Indessen lassen die Engländer ihn laufen, und beschauen in größter Unbefangenheit die harten Alterthümer, bis endlich auch sie den Schwarzen erblicken, und schaudernd stutzen.

Aber wer kennt nicht die Verwegenheit mancher Engländer? Dieß Volk scheut selbst den Teufel aus der Hölle nicht sehr. Auch unsre Herren fingen an, die Mumien über den kleinen Teufel zu vergessen, und an der letztern Seltenheit größeres Behagen zu finden. „Mumien — meinten sie — giebts in Aegypten die Menge; aber wer weiß, ob uns auf unserer ganzen Reise jemals wieder ein Kind der Hölle zu Gesichte kömmt.“ — Sie

nahmen ihre Stöcke, und zerreten anfangs den kleinen Teufel, bis dieser endlich wüthend zwischen den Gräbern hervorsprang, und — ich glaube — entwischen wollte. Sie packten ihn aber mit der Entschlossenheit wahrer Britten, und redeten ihn an. Wie sie zu ihrer nicht geringen Freude bemerkten, daß in der Hölle kein Englisch gesprochen wird, welches sie daraus abnahmen, weil das Teufelchen wie ein Maulaffe sie ansah, ohne eine einzige ihrer Fragen zu beantworten, so schleppten sie ihn zu Tage, und ließen durch Deutsche untersuchen, von wannen er in das verschlossene Gewölbe gekommen sey, und wohin er wieder fahren werde.

Aus dem angestellten Verhöre ergab sich sogleich, daß der kleine Schwarze ein Bremenscher Schornsteinfegerjunge, aus Uebermuth oder Neugierde durch eine Luftröhre des Bleykellers in denselben hinabgefahren, gleich darauf von dem darüber zukommenden Küster überrascht worden war, und, aus Furcht vor demselben, sich unter die Särge hin verkrochen hatte.

Vierundvierzigste Erzählung.

Ein boshafter Poltergeist zu Altenburg will eine Wöchnerinn morden. *)

(II. 2. A.)

Vielleicht würde der wahrscheinliche Aufschluß mancher unentdeckten Spukgeschichte mehr Glauben finden, wenn man nicht, aus einer gewissen Gutmüthigkeit, die der Menschheit Ehre bringt, geneigt wäre, solche Erklärungen zu verwerfen, welche einen höhern Grad von Bosheit voraussetzen, als man menschlichen Kobolden gern zutrauen möchte. Nachfolgende Thatsache ist indessen leider ein redender Beweis, daß hier und da mitten unter Menschen auch wohl einmal ein eingefleischter, der Hölle entsprungener Teufel sein furchtbares Wesen treibt.

*) Erzählt nach dem schriftlichen Aufsatze des Kammerdieners Hrn. Frädrich zu Rathenow.

In der Herzogl. Gothaischen Stadt Altenburg, kaufte ein Schuhmachermeister, zu Ende des Januars 1794, aus der städtischen Rathsforst einige Klafter Holz zu seinem Hausbedarf. Er ließ dieß Holz wie gewöhnlich sägen, spalten und in dem oberen Gestock des Hauses, welches er bewohnte, regelmäßig und fest aufpacken. Nach den Gesetzen der Schwere war es unmöglich, daß diese gutgeschichteten Holzlagen von selbst hätten umfallen, oder daß sonst die einzelnen Stücken Holzes hätten hinab stürzen können. Dessen ungeachtet ereignete spukenderweise sich Beydes, und wohl noch etwas Wunderbareres.

Kaum befand sich das Holz auf dem Boden in gehöriger Ordnung, so polterte ein Stück nach dem andern herab, und erschreckte die Einwohner. Die im Erdgeschoß wohnenden Leute wurden zuerst aufmerksam darauf. Sie hatten die Holzkammer über ihren Köpfen, und daher das Poltern gleichsam aus der ersten Hand. Auch vernahmen sie gleich anfangs unverkennbare Fußtritte eines galoppirenden Pferdes über sich. Der Schuster und seine Gesellen waren bemühet, die natürliche Ursache davon zu entdecken, allein es wollte ihnen durchaus nicht damit glücken. Dieser Umstand zog die Neugierigen aus der Nachbarschaft herbey. Da kam Jung

und Alt, da kamen die Gevatterinnen und Muhmen und Basen und Nachbarleute von links und von rechts. Alle standen mit offenen Mäulern, und vernahmen, sich kreuzigend und unter tiefen Seufzern, die Wunder des Hauses. Ziemlich spät fiel es den Beherztesten unter den Gaffern ein, thun zu wollen, was man schon längst hätte thun sollen. Sie gingen auf den Holzboden, um es den Schustern in der Genauigkeit der Untersuchung zuvorzuthun, und des Poltergeistes, wo möglich, habhaft zu werden. Ihre Nachforschungen waren aber fruchtlos; ihre Erwartungen schlugen fehl. Auch hatten sie so die Wuth des Unholdes nur noch mehr angefacht; denn Letzterer erschwerte ihnen den Rückweg vom Boden gar sehr. Mehrere Stücke Holz flogen ihnen in den Rücken und um die Köpfe, so daß sie ungesegnet von der Treppe herabkamen. Unmittelbar darauf stürzte eine ganze Holzschicht nieder. Das Getöse, welches dadurch veranlaßt wurde, war fürchterlich. Es war nicht anders, als ob das ganze Haus zusammenstürze. Alle im Hause erschraken heftig, und zitterten am ganzen Leibe. Niemand aber kam übler dabey weg, als die arme leidende Schusterfrau, welche Tages zuvor entbunden worden war. In der That ist es ein größeres Wunder, als das spukhafte Poltern

selbst, daß sie nicht auf der Stelle den Tod davon hatte; zumal da ihre Wochenstube unmittelbar an den Wohnsitz des unbegreiflichen Polterers gränzte.

Hier hieß es auch: je länger, um so ärger! — Dem Hauskobold genügte es bald nicht mehr, große Stücke Holzes von der Treppe hinabzurollen, und oben Alles in die größeste Unordnung zu bringen. Nein, sogar aus den Luken und Fenstern der Schusterwohnung, schmiß er Holz auf die Straße hinab, und neckte die Vorübergehenden, deren Köpfen es zu gelten schien.

So war nun das Gespenst — und wie hätte dieß anders seyn können? — in den beyden Tagen seines boshaft genug geäußerten Daseyns, das Gespräch der ganzen Stadt geworden. Allgemein bedauerte und bemitleidete man die hülflose Wöchnerinn, wegen der Lebensgefahr, worin sie schwebte, indem der oft wiederkehrende Schrecken, und die Angst vor dem Kobolde, ihr keine Ruhe ließen.

Es konnte nicht fehlen, die Sache mußte endlich die Aufmerksamkeit der Polizey auf sich ziehn. Es fanden sich einige ungläubige Herrn vom Magistrate ein, theils um sich mit eigenen Sinnen von der Wahrheit des ihnen angezeigten wunderbaren Herganges zu überzeugen; theils um, wo möglich, gerichtlich auszumitteln, ob und welche Art des Be-

truges etwa statt finden möchte. Sie durchsuchten mit einigen andern denkenden und beherzten Männern den ganzen Wohnsitz des Poltergeistes. Ihr Spüren nach der natürlichen Ursache dessen, was man einem Geiste zuschrieb, war, was man genau nennt, aber fruchtlos lief es dennoch ab. Sie fanden kein Gespenst, sie hörten nicht poltern, und das spukende Holz verhielt sich ruhig. Schon waren sie im Begriff, ihre Untersuchung als beendet anzusehen; schon hatten sie auf der Bodentreppe die Hälfte des Weges nach dem Erdgeschosse zurückgelegt, um heim zu gehen — siehe da polterte plötzlich das Holz, wie geflügelt, hinter sie her, und ihre Rippen und Köpfe wurden theils bedrohet, theils wirklich verwundet. Man kehrte entschlossen auf der Stelle zurück, um den mordsüchtigen Unhold auf frischer That zu ertappen; allein da war an kein Ertappen zu denken. Man suchte ihn allenthalben, und entdeckte ihn nirgends.

Diejenigen in der Stadt, welche dem Gespenstergläuben hold waren — und deren Anzahl soll nicht geringe seyn — bespöttelten laut die wohlweisen Herren, welche kopfschüttelnd mit einer langen Nase abziehen mußten. Ja, man sagte ihnen sogar nach, sie hätten einige Stücken des beflügeltspukenden Holzes auf das Rathhaus bringen lassen,

um zu erfahren, ob sie auch dort dem Ofenloche der Sessionsstube entlaufen, und von der Rathhaustreppe hinabpoltern würden. Es habe sich indessen daselbst ganz ruhig verhalten, zum klaren Beweise, daß man es wenigstens dahingestellt seyn lassen müsse, ob wirklich die mit den Seufzern der ärmern Bürger beladene rastlose Seele eines längst verwesten Rathsmitgliedes sterbend in jenen Baum der Bürgerhaide gefahren sey, welcher nun, gefället, zweygesäget und gespalten, in jedem seiner Theile spuke. — —

Die Herren des Raths zuckten bey diesem Volksgeschwätze mitleidig die Achseln, und überließen es ruhig der Zeit, den Trug, welchen sie nicht hatten entdecken können, an's Tageslicht zu bringen. Wirklich geschah dieß auch schon am dritten Tage.

Der Wirth vom Hause begegnete auf der Bodentreppe einer Magd, die ihm durch ihr schüchternes, verlegenes Wesen verdächtig wurde. Sie war die nämliche, welche noch vor wenig Wochen bey seinem Miethsmanne, dem Schuster, gedient hatte, von dessen Ehefrau aber zu Weihnachten 1793 entlassen worden war, weil sie sich eines verbotenen Umgangs mit dem Schuster verdächtig gemacht hatte. Der Hausherr redete sie scharf an, und befahl ihr, gleich auf der Stelle zu gestehen, wie sie

auf den Boden gekommen sey, und was sie da zu thun gehabt habe. Anstatt ihm eine genügende Antwort zu ertheilen, stotterte sie vielmehr in sichtbarer Verlegenheit einige unzusammenhängende Worte her. Auf diese Verdachtäußerung schleppte er sie gewaltsam in seine Stube, und hielt sie stundenlang gefangen. Man denke! plötzlich war im Hause die lange vermißte Ruhe hergestellt, und man hörte während ihrer Gefangenschaft nicht das geringste spukhafte Poltern, da es doch bis zu dem Augenblick, in welchem die Magd von der Treppe kam, ununterbrochen getobt hatte.

Der Hausherr überlieferte die Magd den Stadtgerichten, und theilte ihnen seine Beobachtungen und Vermuthungen mit. In der That bestätigten sie sich auch bald als vollkommen gegründet. Mit einer gewissen frechen Unbefangenheit that sie, in den mit ihr angestellten Verhören, folgendes merkwürdige Geständniß:

Der Schuhmachermeister — sagte sie aus — habe seit Jahr und Tag ein Auge auf sie gehabt, und im Umgange mit ihr gestanden; auch habe er versprochen, sie zu ehelichen, sobald seine Frau gestorben seyn werde. Natürlich habe sie diesen Zeitpunkt sehnlich herbey gewünscht, aber nie gewagt, dem Gedanken Raum zu geben, das ihr im Wege

stehende Weib gewaltsam um's Leben zu bringen. Da sie aber einmal gehört habe, daß Seelenangst und heftiger Schrecken einer Wöchnerinn leicht den Tod zuziehe, und da sie es für keine große Sünde halten könne, durch dergleichen Mittel den Tod der Schusterinn, mithin ihr eigenes Glück, zu beschleunigen: so habe sie sich an dem Tage der Niederkunft der Meisterinn, unbemerkt in deren Wohnung geschlichen, und mit dem Holze fleißig gepoltert und geschmissen. Während der angestellten Untersuchungen, woher das Poltern käme, habe sie sich in einem finstern Loche des altfränkisch gebauten Hauses, welches nur ihr und dem Meister bekannt sey, verborgen gehalten. Man untersuchte die Richtigkeit ihrer Aussage in Absicht des geheimen Loches, und fand dieses auch wirklich so versteckt, daß es schwerlich ohne ihre eigene Anzeige würde entdeckt worden seyn.

Der Schuhmacher ward zu einer starken Geld- die Magd zur sechsjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt.

Fünfundvierzigste Erzählung.

Das erschossene Gespenst zu Salmansweil in Schwaben. *)

(II. 2. A.)

Die Chronik des berühmten Reichsstiftes und Cisterzienser-Klosters Salmansweil, unweit der Reichsstadt Ueberlingen am Bodensee in Schwaben, erwähnt, so wie die allgemeine Volkssage, folgender Geistergeschichte:

Die benachbarten Städter und Edelleute fanden sich so oft in dem Kloster ein, als sie die Schornsteine rauchen sahen; die zur Pflicht gewordene Gastfreyheit der Mönche erlaubte nicht, sie abzuweisen, obwohl man ihrer häufigen Besuche und ihres steten Schmarotzens müde war. Es ging soweit, daß man anfing, über die Einschränkung

*) Vom Geh. Exped. Secretair Hrn. Mercy zu Berlin.

der Besuche sich förmlich zu berathschlagen, und der Vorschlag eines schmutzigen Geizhalses von Oeconom, ward durch die Mehrheit der Stimmen genehmiget. Er unternahm es, den sogenannten Hof, wo die Gäste sich aufhalten und die Reisenden übernachten, durch eine Geistergeschichte zu verschreyen, in der sichern Hoffnung, daß alsdann weniger Fremde kommen würden. Es gelang ihm auch ziemlich. Weit und breit ertönte das Gerücht von einer nächtlichen unsichtbaren Wanderung. Die bisherigen Gäste kamen, hörten, aber sahen nichts, und blieben weg. Ein einziger Edelmann, dessen Gott sein Bauch war, hatte einen eisernen Sinn, aß und trank ruhig bis um Mitternacht, und legte sich dann wohl genährt in dem verrufensten Zimmer des Klosters zu Bette. Es rasselt an Ketten in dem langen Gange, es kommt näher, öffnet die Thür, und bewegt sich schon in der Nähe vor dem Bette; allein der unerschrockene, mit Verdauungskräften hinreichend versehene Edelmann, säumt nicht lange, sondern schießt die geladene Pistole ab. Es entsteht ein Aufruhr im ganzen Kloster, Alles kommt hereingestürzt, und der im Bette liegende Edelmann sieht mit phlegmatischer Ruhe, daß der Pater Oeconom, in eine Bärenhaut eingehüllt, im Blute schwimmet. Alle

Mittel, ihn zu retten, waren vergebens, und die Folgen dieser entdeckten Geistergeschichte waren eben so schlimm, denn wer vorher noch nicht zu Gaste im Kloster war, kam jetzt ganz gewiß, um sich nach der Wahrheit der Zeitung des Tages zu erkundigen, und indem der unglückliche Pater Küche und Keller retten wollte, mußte er sterbend Alles Allen Preis geben.

Sechsundvierzigste Erzählung.

Das kattunene Gespenst in der Kirche zu Lauenburg.

(III. 1.)

Um das Jahr 1792 ereignete sich in der Stadt Lauenburg an der Niederelbe folgende lächerliche Spukerey. Zwey Dienstmägde gingen an einem Wochentage gegen Abend um vier Uhr, vor der hiesigen Stadtkirche vorbey. Die Kirchthüren waren sämmtlich verschlossen, denn an diesem Wochentage und um diese Tageszeit wurde das ganze Jahr hindurch keine öffentliche Gottesverehrung gehalten. Dessen ungeachtet hörte man in der Kirche reden, und zwar im Kanzeltone reden. Dieß setzte die Mägde in die größte Verwunderung.

„Kir-

*) Nach der Erzählung des Churmärkischen Schiffers und Kaufmanns, Hrn. Burghard zu Rathenow.

„Kirchen — meinten sie — so wie überhaupt Begräbnißplätze und Leichengewölbe, sind, wie aller Welt bekannt ist, die vorzüglichsten Wohnsitze der Gespenster; von wem anders, als von ihnen, könnte daher dieß spukhafte Reden herrühren? — Auch waren sie der weissagenden Meinung, ihren Predigern könne dieß sonderbare Spuken nichts Gutes vorbedeuten. Und so wie der Prediger bald nachher zu sterben pflege, wenn ihm während der Handlung des Abendmahls eins von den Altarlichtern von selbst verlösche, eben so möchten die Lauenburgischen Kanzelredner auch jetzt nur an ihr Stündlein denken."

Indessen gingen sie ihren Geschäften in der Stadt nach, und erzählten ihre Beobachtungen ungesäumt Diesem und Jenem. So ward nun die Sache bald allgemein bekannt und ruchtbar. Man strömte haufenweise zur Kirche, man horchte, und Alle hörten mit Erstaunen das laute, aber doch unvernehmliche Geschwätz des Gespenstes. Es war, als ob es in einer unbekannten Sprache rede. Ein jeder aber bemerkte auch außerhalb der Kirche deutlich, daß der Geist offenbar den Ton eines gewöhnlichen Kanzelredners nachäffe. Einer von den beherztesten Anwesenden wagte es endlich, mit Beyhülfe einiger andern, die ihn hoben, durch eins der niedrigsten Fenster in die Kirche hinein zu schauen.

Er hatte einen Anblick, nach welchem ihn nicht zum zweytenmale gelüstete. Mitten in der Kirche stand ein Geist, gehüllt in ein Hemde von buntem Kattun, und gaffte, gleich einer Bildsäule, unverwandten Blickes nach einem andern ganz weißen Gespenste, welches auf der Kanzel mit beyden Armen um sich schlug, und dessen schwarzes Haar in einen Puderzopf gesammelt, gleich einer Knotenperücke zwischen den Schultern herabhing.

Der Waghals, welcher in einem flüchtigen Augenblick dieß Alles durch das Kirchenfenster sah, hatte bald den Tod davon, und war von dem gehabten Schrecken auf der Stelle um seine sonst muntere Gesichtsfarbe gekommen. Die Umstehenden, welche dieß bemerkten, fanden daher keinen Beruf, sich ebenfalls nach dem Fenster hinan heben zu lassen.

Indessen zogen diese unzubezweifelnden Wahrnehmungen nun auch die Aufmerksamkeit der Denkenden und Ungläubigen im Städtchen auf sich. Man wollte dem Hrn. Prediger Lesekow Anzeige davon thun, fand ihn aber nicht zu Hause. In dieser Verlegenheit wandte man sich daher mit der Bitte um gerichtliche Untersuchung des allerdings sonderbaren Geräusches, an den dortigen Schloßhauptmann. Dieser gab ihnen ungesäumt

eine Gerichtsperson mit, die sich, in einem starken Gefolge von verständigen Leuten und von neugierigen Gaffern, nach der Kirche hinbegab, in welcher das Spuken noch immer gleich hörbar fortdauerte. Man eröffnete die Kirchenthür, und die Aussage jenes Waghalses, welcher durch das Fenster den neugierigen Blick nach dem kattunenen und dem weißen Gespenste hin gethan hatte, bestätigte sich vollkommen. Das Kanzelgespenst verschwand, so wie man in die Kirche trat. Das kattunene aber wollte nicht nur nicht verschwinden, sondern trieb durch seine entschlossene Annäherung die Untersuchenden wieder zur Kirche hinaus. Selbst die Gerichtsperson stutzte heftig, trat einige Schritte zurück, und wollte den Kampfplatz schon räumen. Allein das Gespenst — Hr. Prediger Lesekow im Schlafrocke — redete den Erschrockenen freundlich zu, und brachte dadurch, wenigstens die Beherztesten unter ihnen, wieder zum Stehen.

Nachdem man gegenseitig, beschämt und lächelnd, sich verständiget hatte, zeigte sichs, daß genannter Hr. Prediger einen ungeübten Candidaten des Predigtamts diejenige Kanzelrede, welche er der Stadtgemeinde am nächsten Sonntage öffentlich halten wollte, jetzt, bey verschlossenen Kirchthüren zur Uebung blind durchmachen ließ.

Daher der Puderzopf und der weiße Candidatenrock mit schwarzen Knöpfen, in welchem das vermeintliche Gespenst auf der Kanzel erblickt worden war. Daher die Eilfertigkeit, womit der überraschte Candidat, beym Eintritt der Gespenstertürmer, sich schamhaft gebückt hatte, und unbemerkt von der Kanzel geschlichen war.

Siebenundvierzigste Erzählung.

Die Feldgeister, welche in der Gegend von Rathenow den nächtlich Reisenden in den Weg traten, und die Pferde wild machten.

(I. 3. A.)

Die Haidegegend zwischen den Dörfern Schmitzdorf, Wuthike und Bähne, unweit Rathenow, ist schon seit vielen Jahren in dem Geruche des Spukens. So manchem Reisenden schon stellten sich die Feldgeister dort des Nachts gerade in den Weg, und nöthigten ihn auf diese Art ent-

weder ganz umzukehren, oder beträchtliche Umwege zu machen. Die Fußgänger wagten es nicht, den Geistern in der Nähe ins Angesicht zu schauen, und die Reitenden und Fahrenden konnten es nicht, weil ihnen beym Anblick der Schreckensgestalten jedesmal die Pferde durchgingen. Zwar waren es größtentheils nur solche Bauern, Tagelöhner und Städter, welche an der Gespensterfurcht noch hart krank lagen; allein mitunter wollte doch auch Einer oder der Andere von den verständigern Land- und Bürgersleuten das spukende Abentheuer am Haidewege erlebt haben, und versicherten alles Ernstes, daß viel, viel Wahres an dieser Volkssage sey.

Eben so bestätiget auch ein höchst glaubwürdiger und aufgeklärter Cavalier, daß die Behauptung, als sey die Gegend bey Bähne in und an dem Gehölze nicht geheuer, nichts weniger als grundlos sey. Der Husarenrittmeister Hr. Gr. von Götzen nämlich kam einst, als Cornet im Leib-Carabinier-Regimente, des Nachts mit einem Commando von Genthin nach Rathenow zurück. In der oben bestimmten Spukgegend wurden die Pferde des Herrn Grafen und seines Commando's wild, und gingen schnaubend durch. Aus allen Aeußerungen der Pferde leuchtete deutlich hervor, daß diese ein Gespenst sahen, welches sie

graulich und furchtsam machte. Der Hr. Graf sah so wenig etwas Verdächtiges, als die übrigen Reiter, woraus indessen nur zu folgen schien, daß die Pferde im Finstern genauer unterscheiden, als die Menschen. Insbesondere ward das Pferd des Hrn. Grafen so durchaus wild und unbändig, daß es ihn lange unaufhaltsam, bald rechts, bald links umher, und so gänzlich in die Irre führte, daß er den Anbruch des nächsten Tages auf dem Felde abwarten mußte, um den Weg nach Rathenow wieder zu finden.

Dem Hrn. Major von Flanß war es vorbehalten, das bey Rathenow hausende, oft unsichtbar und immer höchst schreckende Gespenst zu entmasken. Hier ist seine eigenhändige Erzählung:

„Ich ritt einst als Lieutenant im Leib-Carabinier-Regimente in einer überaus angenehmen Sommernacht, ganz einsam von Genthin nach Rathenow zurück. Es war fast Ein Uhr, als ich durch Bähne kam, und mich in der verrufenen Spukgegend befand. Indessen kann ich versichern, daß ich an diesen üblen Ruf nicht einmal dachte, und völlig unbefangen war. Noch vielweniger aber glaubte ich, daß mir selbst das Ungethüm hier aufstoßen, und jener Volkssage das Wort reden würde; zumal da das Mondenlicht, welches um mich

her in der Nähe wenigstens die Gegenstände erhellete, den Täuschungen nichts weniger, als günstig zu seyn schien.

Da ich sehr scharf geritten war, so wollte ich die letzte halbe Meile von Bähne an nur im Schritte reiten, um das Pferd nicht naß in den Stall zu bringen. Aber die Nachtgeister, welche diese Gegend ungeheuer machen, hatten es anders über mein Pferd beschlossen. Sie erschienen demselben, als ich mich in der Kienenschonung befand, und daher wenig um mich sehen konnte. Das Pferd, sonst überaus folgsam, und ohne die mindeste Tücke ward mit einemmale entsetzlich böse. Es schnarchte fürchterlich; es bäumte und sträubte sich, und wollte durchaus nicht vorwärts. Ich mußte alle Kräfte zusammennehmen, um es zu bändigen. Mit der größtmöglichsten Anstrengung wurde ich endlich zwar wieder Meister des halsstarrigen Thieres, und brachte es vorwärts; aber nun war auch an kein Halten zu denken. Es ging wie toll mit mir durch, und kaum war ich aus dem Holze hinaus, so verließ es den Weg und lief feldeinwärts, bis es allmählig sich wieder beruhigen ließ.

Ich hatte dieß überaus thätige Pferd damals schon zwey Jahre besessen, und immer selbst geritten, aber nie eine Tücke, vielweniger dergleichen

unbeschreibliche Wildheit an ihm bemerkt. Dießmal war sie mir um so auffallender, da ich mit demselben Pferde an dem nämlichen Tage schon nach Genthin hingeritten war, mithin sechs starke Meilen zurückgelegt hatte. Woher nun das urplötzliche räthselhafte Wildwerden meines braven Pferdes? — Zwar hatte ich in dem Augenblicke, wo es so fürchterlich zu schnarchen und sich zu bäumen begann, seitwärts zwey weiße Gestalten schimmern gesehen; aber das unbändige Pferd zog meine ganze Aufmerksamkeit allein auf sich, denn ich hatte, um nicht abgesetzt zu werden, keine Zeit, das doppelte Etwas näher zu betrachten. Auch glaubte ich, bey meiner gänzlichen Unbefangenheit nichts weniger, als daß ich hier von spukenden Wesen umgeben sey; vielmehr hielt ich das schimmernde Weiße für Baumstämme oder etwas dem Aehnliches.

Ohne weiter daran zu denken, setzte ich meinen Weg nach Hause im tiefsten Mahlsande langsam fort. Abermals fuhr jetzt das Pferd heftig zusammen, schnarchte wüthend, und wollte wieder durchgehen. Ich war aber dießmal zu rechter Zeit auf meiner Hut, und behielt es völlig in meiner Gewalt, so toll es sich auch wieder gebehrdete. Zu meinem größesten Erstaunen wurde ich jetzt in einiger Entfernung jene zwey weiße Gestalten abermals

gewahr. So viel das unbändige Pferd mir Zeit ließ, betrachtete ich sie dießmal mit der größesten Aufmerksamkeit. Sie waren bald klein, bald groß; dann verschwanden sie gänzlich, wurden aber unmittelbar darauf, an einem entgegen gesetzten Orte, vor oder neben mir, wieder sichtbar. Mir war zu Muthe, wie einem jeden Andern auch zu Muthe seyn würde, wenn er sich in nächtlicher Einsamkeit einmal plötzlich von unbegreiflichen Wesen umringt sähe. Theils die anhaltende Wuth eines sonst gutmüthigen Pferdes, theils die mir ganz unerklärbaren, abwechselnd sichtlichen Erscheinungen, erschütterten meine Entschlossenheit ein wenig. Zu meinem Glücke aber näherten sich mir die Gestalten jetzt. Mein Pferd beruhigte sich, und fing, wie vor Freude, an zu wiehern. Ich erkannte in den Geistern — Herkules und Dianen, zwey große weiße Windhunde des verstorbenen Hrn. von Briest auf Bähne. Ich lockte sie, und sie, die meine Stimme schon auf mancher Jagd kennen gelernt hatten, begleiteten mich spielend bis vor Rathenow. Die natürliche Ursache von dem Verschwinden und Wiedererscheinen der Gestalten, so wie von dem Umstande, daß sie bald groß bald klein wurden, lag in den Sandhügeln, welche in dieser Gegend sind. Liefen die Windspiele hinter einen

Hügel, so verschwanden sie. Mein spähender Blick weilte nun einige Augenblicke in dieser Gegend; indessen eilten die von dem Hügel gedeckten Hunde schnell vorüber, und zeigten sich auf der andern Seite neben mir, oder sie sprangen spielend auf eine Anhöhe, und bekamen so, mit Beyhülfe des Schattens, den sie im Mondscheine warfen, eine besondere Gestalt und Größe.

Wie die Hunde hierher kamen? — Sie jagten und verzehrten dann gemeinschaftlich das Häschen, welches sie etwa erwischten. Es ist bekannt, daß Windhunde dergleichen ungeheißene Jagd, die ihnen erst Einmal wohl behagte, nachher gern zu wiederholen pflegen.

Achtundvierzigste Erzählung.

Zu Salzwedel entwindet sich eine Leiche ihrer Gruft.

(I. 2. A. und III. 1.)

Als der jetzige Amtmann zu Roskow bey Brandenburg, Hr. Hartmann — dem ich diese Erzählung verdanke — und Herr Bürgermeister Göring zu Neu-Ruppin, zur Fortsetzung ihres Studirens die Salzwedelsche Schule zu verlassen, und die Universität zu beziehen im Begriff waren, gingen sie zu Salzwedel beym Untergang der Sonne an einem schwülen Sommertage zum Neuperbenschen Thore hinaus, um in den Kühlungen des angenehmen Abends zu lustwandeln. Noch zwey andere damalige Schüler, Fritzer und Vogel, waren in ihrer Gesellschaft. Sie unterhielten sich auf diesem Spaziergange über

scherz- und ernsthafte Gegenstände so gut, daß sie darüber das Umkehren fast vergessen hätten; denn es war bald Mitternacht, als sie durch das Lüchowische Thor in die Stadt zurückkehrten. Die Straße vom Thore nach ihrer Wohnung ging zwar dem Catharinen- oder Neustädter-Kirchhof zur Seite; über den letztern aber ging ein etwas näherer Fußsteig. Als junge Studirende, die über jenen kleinlichen Volkswahn längst hinweg waren, als sey es auf Begräbnißplätzen zur Stunde der Gespenster nicht geheuer, lenkten sie unwillkürlich, und ohne den kleinsten Anstand zu nehmen, in diesen Richtsteig ein. Keiner von ihnen kümmerte sich anfangs um die Gräber rechts und links, zwischen welchen sie hinwandelten, bis plötzlich Alle fast zu gleicher Zeit bemerkten, daß aus dem frischesten Grabeshügel die größere Hälfte einer weiß angezogenen Leiche hervorragte, und, nach der Bewegung zu urtheilen, welche sie machte, sich gänzlich dem Grabe entwinden zu wollen schien.

Man kann leicht denken — erzählte mir Hr. Amtmann Hartmann — daß wir, so frey wir auch von Gespensterfurcht zu seyn glaubten, bey einem solchen Anblicke doch gewaltig stutzten. Wie angenagelt standen wir einige Minuten auf dem Flecke still, und beobachteten mit weit aufgerisse-

nen Augen die Wundererscheinung. Indessen blieben unsre Wahrnehmungen dieselben, ohne daß unser höchstes Erstaunen durch dieß untersuchungslose Verweilen im geringsten gemindert worden wäre. Die spukende Leiche steckte — soviel man in dem Halbdunkel der sternhellen Nacht, auf etwa zwanzig Schritte Entfernung, erkennen konnte — von Zeit zu Zeit den in die Höhe gehaltenen blendendweißen Arm aus der Erde weiter hervor, als wollte sie einen überirdischen Gegenstand ergreifen, um sich die Vollendung ihrer Auferstehung dadurch zu erleichtern. Unsre Pflicht war offenbar, ihr diese Erleichterung durch unsre Beyhülfe zu gewähren. Ueber das Wunderbare des Anblicks aber und aus Unentschlossenheit, waren wir länger als fünf Minuten so pflichtvergessen, nicht hinzu zu eilen, unsre hülfreichen Hände nicht darzureichen.

Endlich wagte es Freund Göring mit mir, Hand in Hand auf den Grabhügel zuzugehen, um die unerhörte Erscheinung aus einem nähern Gesichtspunkte zu betrachten. Je näher unsre langsamen Schritte dem Orte des Spukens uns brachten, um so öfter streckte das stumme Gespenst den Arm nach uns aus, gleichsam als wollte es die Beschleunigung unserer Hülfe erflehen. Die Empfin-

dung, welche dadurch in uns erweckt wurde, war nichts weniger, als muthmachend für uns. Wir stutzten vielmehr von Neuem, und es fehlte nicht viel, so wär' es um unsre Entschlossenheit geschehen gewesen. Zitternd traten wir dem Grabeshügel näher, und — verscheuchten das Gespenst.

Eine weiße Gans übernachtete auf dem Hügel. Neugierig bey unserm Vorübergehen, reckte sie den langen Hals aus, den wir für den Arm der Leiche hielten. Indem wir uns dem vermeinten Gespenste näherten, fürchtete die Gans beunruhiget zu werden. Sie wiederholte daher das Ausrecken und das Zurückziehen des Halses jetzt öfter, bis sie endlich davon lief, und wir laut auflachten.

Neunundvierzigste Erzählung.

Der Teufel verjagt aus einer Halberstädtischen Kirche die Diebe.

(I. 1. A. B. D.)

Im Jahre 1711 oder 1712, wurde in dem Braunschweigischen Amte J... eine gerichtliche Untersuchung wegen einer eingefangenen Diebesbande angestellt. Einige Zeit nachher hatte man in der Kirche zu N..., einem von A...schen Dorfe*), im Fürstenthum Halberstadt, einen Theil eines Fensters ausgehoben, den Schrank, worin die Kirchengeräthe aufbewahrt wurden, erbrochen, und diese an einem ungewöhnlichen Orte zusammenge-

*) Herr Conrector Nachtigall zu Halberstadt hat die Namen der Orte nur deswegen nicht ausgeschrieben, um nicht zu beantwortende Fragen zu verhüten, da das gerichtliche Protocoll über diesen sonderbaren Vorfall verloren gegangen ist. Die Geschichte selbst ist übrigens keinem Zweifel ausgesetzt.

packt gefunden, und daraus auf einen gewaltsamen Einbruch geschlossen. Der dortige Gerichtshalter wurde dadurch veranlaßt, die Gerichte in J... zu bitten, die Diebe zu befragen: Ob sie nicht vor einiger Zeit die Absicht gehabt hätten, die Kirche zu N... zu berauben?

Dieß geschah. Die Diebe, die schon mehrere Einbrüche eingestanden hatten, gestanden den beabsichtigten Diebstahl in N..., betheuerten aber, daß sie nichts aus der Kirche entwandt hätten. Auf die Frage, was sie daran gehindert habe? antworteten sie, mit allen Zeichen des Schreckens: Der Teufel, der ihnen leibhaftig in der Kirche erschienen sey! Frage: Aber wie konntet Ihr den Teufel sehen? Antw. Da gerade heller Mondschein einen Theil der Kirche erleuchtete, so konnten wir ihn deutlich sehen. Er jagte uns einen solchen Schrecken ein, wie uns noch nicht vorgekommen war, so, daß wir alle schworen, in unserm Leben nie wieder in eine Kirche einzubrechen. Frage: Wie sah denn der Teufel aus? Antw. Er hatte große, feurige Augen, ein ganz rauhes Gesicht, und ungeheure Hörner auf dem Kopfe; auch bemerkten wir ganz deutlich eine feuerrothe Halsbinde, sein lichtbraunes Kleid, und statt der Hand eine Klaue. Die Füße konnten wir nicht sehen, weil der Teufel hinter

dem Geländer des Chors vor der Orgel stand, und über dasselbe in die Kirche herabsah. Uebrigens machte er einen gewaltigen Lärm; bald drohete er zu uns herabzukommen, bald läutete er, als ob zehn Klingelbeutel in der Kirche herum getragen würden. Wir wollten seine Herabkunft nicht abwarten, sondern ließen Alles stehen und liegen, und liefen davon.

Diese Aussage bestätigten alle Diebe, die bey dem Einbruch zugegen gewesen waren. Das tausendzüngige Gerücht verbreitete die Nachricht davon in der ganzen Gegend mit wunderseltsamen Vergrößerungen und Vermehrungen, und in kurzer Zeit wurde es eine allgemeine Volkssage, daß der Teufel wirklich in N... erschienen sey, und den Kirchenraub verhindert habe. Viele inzwischen, die sich klüger dünkten, als das Volk, zweifelten an der ganzen Geschichte, und schrieben die Erzählung ausgelernter List zu, die Ausflüchte sucht; Andre hielten die ganze Aussage für Wirkung einer verwirrten Phantasie.

Und doch hatten die Diebe wirklich etwas gesehen, und nach ihrer Aussage sogar richtig gesehen, nur unrichtig gedeutet.

Der damalige Gutsbesitzer in N..., ein leidenschaftlicher Liebhaber der Jagd, hatte auf sei-

nem Hofe, zu seinem Vergnügen, einen achtendigen Hirsch. Da dieser zahm und verschnitten war, so ging er, am Tage und in der Nacht, überall frey umher, auch in dem Dorfe, und Alte und Junge in demselben machten sich eine Freude daraus, ihn zu füttern. Nun hatte man ihm, um seine Annäherung zu melden, ein rothes Halsband mit Schellen umgebunden. An die menschliche Gesellschaft gewöhnt, besuchte er alle die Orte, wo er Menschen vermuthete, und auch die Kirche, aus welcher man ihn mehrmals während des Gottesdienstes wegbringen mußte. Dieser Hirsch nun war, in der Nacht, als die Diebe sich unten in der Kirche befanden, durch die offenstehende Thurmthür (welche, wie sich bey angestellter Untersuchung ergab, des Nachts aus Nachläßigkeit zuweilen unverschlossen geblieben war), auf die Orgel und auf das Chor gekommen, hatte, da er Menschen witterte, sich bis an das Geländer vorgedrängt, mit dem Kopf und den Klauen mancherley Versuche gemacht, sich ihnen zu nähern, und auf die Art die Räuber verjagt.

Funfzigste Erzählung.

Die unterirdische Erleuchtung in einer der Kirchen des Friedrichsstädtischen Marktplatzes zu Berlin.

(II. 1. und III. 1.)

Der verstorbene Secretair bey dem Berg- und Hüttendepartement, Hr. Weichmann, und der jetzige Packhofsinspector, Herr Kanngießer zu Havelberg, gingen im Herbste des Jahres 1770 um Mitternacht aus einem freundschaftlichen Zirkel über den Friedrichsstädtischen Marktplatz nach ihren Wohnungen zurück. Mit nicht geringem Erstaunen bemerkten sie in einer der dortigen Kirchen einen Lichtschimmer, der bald zu verschwinden schien, bald wieder in erneuertem Glanze da war. Anfangs glaubten sie, es sey wohl nur der Wiederschein von irgend einem Lichte der den Platz umgebenden Wohnungen. Schon wollten sie daher unbeküm-

mert vorübergehen, allein wie sie, beym Fortsetzen ihres Weges jenseits der Kirche, diese aus einem entgegengesetzten Gesichtspunkte nochmals ansahen, und wiederum eine ganz eigene Erleuchtung des innern Kirchenraums bemerkten: so bewog sie dieß, die Sache zu untersuchen. Sie trafen eine Anstalt, welche sie in den Stand setzte, durch eins der Kirchenfenster nach dem innern Raum der Kirche zu sehen. Und was erblickten sie da? — Ueber dem Fußboden — eine kleine schwache Flamme, in deren Lichtkreis die Erde gleichsam in Aufruhr war. Darneben schien sich die Erde geöffnet zu haben, und ein magischer Lichtschimmer strahlte aus dem Schlunde hervor.

Beyde Beobachter erschraken heftig über die sonderbare Erscheinung, und fragten, aus Mistrauen gegen ihre Augen, sich gegenseitig, was sie gesehen hätten.

Ihre Wahrnehmungen stimmten vollkommen überein. Beyde waren geneigter, eine ihnen zur Zeit noch unbekannte, natürliche Ursache, als ein Gespenst zu vermuthen. Sie riethen hin und her, und erschöpften alle Wahrscheinlichkeiten, aber an die wahre Veranlassung der Erscheinung dachte Keiner. Noch immer schlichen sie von einem Kirchenfenster zum andern, und jeder veränderte

Gesichtspunkt, aus welchem man das anscheinende Wunder in neuen Richtungen betrachtete, war eine Bestätigung der frühern spukhaften Wahrnehmungen. Dieß war auch der Fall, wie man durch das Schlüsselloch der Hauptthür sah.

Zufällig berührten die Herren in ihrer Verlegenheit den Drücker der Thür. Aber wie sehr erschraken sie, als sie beym Aufklinken des erstern die letztere unverschlossen fanden. Man fuhr, wie unter ihren Händen die Thür aufsprang, bestürzt einige Schritte zurück; allein es bedurfte nur eine kleine Sammlung der Gedanken, und ihr Entschluß war gefaßt. Man trat mittelst der offenen Thür der unter- und überirdischen magischen Erleuchtung des Gotteshauses prüfend näher.

Beym Eintritt in die Kirche sahen Beyde von einem Gespenste Kopf und Brust aus der Erde hervorragen. Es war nicht anders, als ob ein längst beerdigter Geist sich dem Grabe wieder entwinden wolle. Da mag ein Andrer nicht zusammen schaudern, dachten sie, und wollten die Flucht ergreifen. Aber nein! vor der Kirchthür, also noch eben zur rechten Zeit, erwachte das Ehrgefühl in ihnen, die Vernunft wollte die angefangene Untersuchung nicht unvollendet lassen, und die Entschlossenheit kehrte wieder. Man trat der Erscheinung wieder einige

Schritte näher, und redete sie an. Aus der Todtengruft erscholl eine Stimme, die in dem weiten Raum der Kirche sehr feyerlich hallete.

„Guten Abend, meine Herren! was steht denn hier so spät noch zu ihren Diensten?“ —

Diese Frage, die offenbar so klang, als komme sie wenigstens von keinem Gespenste, riß jene Herren plötzlich aus aller Verlegenheit, und flößte ihnen den Muth zu einer unbefangenen Antwort und neugierigen Frage ein.

„Guten Abend, altes Gespenst! was machst Du denn hier so spät noch unter den Todten?“

Der Todtengräber kam nun ganz aus dem Gewölbe hervor, und gab für ein Trinkgeld die erwünschte Auskunft über die sonderbare und ungewöhnliche Versetzung seines Berufsgeschäftes in diese Stunde der Gespenster. Die zu spät bestellte Zubereitung eines Kirchengewölbes, in welches am nächst folgenden Tage eine Leiche versenket werden sollte, war die Veranlassung, daß man zur Vollendung dieses Todtengräbergeschäfts die Nacht mit benutzen mußte. Um nicht im Finstern zu seyn, wenn etwa die aus der Gruft aufsteigenden mephitischen Dünste das Licht verlöschen sollten, hatte der durch frühere Erfahrungen gewitzigte Alte zwey Laternen bey sich. Die eine verbreitete ein sehr schwaches

Licht neben dem Gewölbe. Das andre, viel hellere Licht innerhalb der Gruft, gab jenes anscheinend magische Feuer, welches gleichsam aus dem Innern der Erde hervor loderte.

Hätten die nun beruhigten Herren nur ein Zehntheil Entschlossenheit weniger gehabt, als sie wirklich hatten, und als dazu gehörte, die angefangene Untersuchung unter so sonderbaren Umständen ehrenvoll zu beendigen: wer steht uns dafür, ob nicht aus ihrer ersten Wahrnehmung ein vielleicht nie aufgeklärtes Gespenstermährchen entstanden wäre? —

Einundfunfzigste Erzählung.

Die plötzlich verschwindende weiße Erscheinung unweit Potsdam.

(III. 1.)

Die Gegend am Stolpeschen See, eine Meile von Potsdam, durch deren unfruchtbare Sandwüste der Weg von Zehlendorf sich hinzieht, ist durch die Gespenster, welche hier hausen, und manchem Reisenden des Nachts sichtbar werden sollen, sehr verrufen. Die Veranlassung dazu soll eine Kindermörderinn und ein im vorigen Jahrhundert hier verübter gewaltsamer Straßenraub gegeben haben. Daher hört man den Einen sagen, es sey ihm hier zentnerschwer aufgehuckt — ein Anderer sah das spukende Scheusal wie ein Ungeheuer vorüberziehen — wieder Andre wollen sogar das Wimmern des ermordeten Kindes gehört, oder gar die

Mörderinn ohne Kopf gesehen haben, und was dergleichen rührende Sächelchen mehr sind. Das Merkwürdigste an diesen Volkssagen ist indessen unstreitig der Umstand, daß es auch nicht an rechtlichen, vorurtheilfreyen Männern fehlet, welche bezeugen, auch ihnen sey am Stolpeschen See bald dieses, bald jenes Abentheuer aufgestoßen. So hat unter andern der Feldjäger vom königl. preuß. reitenden Jägercorps, Herr Barsch zu Rathenow, mir folgende Erzählung einer ihn selbst betreffenden Thatsache, mitzutheilen die Güte gehabt.

„Ich ritt in der Nacht vom 27sten zum 28ten September des Jahres 1792, von Zehlendorf nach Potsdam. In dem verrufenen Sande am See fiel mir die Volkssage ein. In der That, dacht' ich, diese Gegend rechtfertigt einigermaßen den Wahn des gemeinen Mannes, als ob es hier nicht geheuer sey. Das schaudererregende Gefühl meiner Einsamkeit in dieser Sandwüste, und die feyerliche Stille der Nacht war auch mir sogar unangenehm und lästig.

Die einzelnen Kienensträuche dieser Wüsteney fielen mir, in dem Halbdunkel des Sternenschimmers, wie eben so viele einzelne Spukgestalten, ins Auge. Der säuselnde Wind spielte hier mit dem Flugsande, und plätscherte dort in den Wellen der

weiten Wasserfläche. Aus tiefer Ferne her ertönte das dumpfe Geheul einiger Dorfhunde. Dieses und der traurige Ton eines einsamen Nachtvogels, erweckten in mir die unbehaglichsten Gefühle. Auch die Mutter ohne Mutterempfindung, die hier ihren Säugling mordete — auch die herzenslosen Menschen, die hier Grausamkeiten und Straßenraub verübten, und einen Lohn, ihrer Thaten werth, empfingen, schwebten mir blutig vor, und verscheuchten aus meinem Herzen jede frohe Empfindung. Es entstand lebhafter, als je, die Sehnsucht nach Menschen in mir.

Indem so ein trauriger und unbehaglicher Gedanke den andern verdrängte, stand plötzlich ein ganz weißes Gespenst vor mir. Ich gestehe gern, daß mir die Haut grausete. Auch mein Reitpferd fuhr heftig zusammen, und wollte mit mir feldeinwärts. Um mir selbst mehr Ruhe und Entschlossenheit zu geben, als ich hatte, nahm ich meine Zuflucht zu einigen militärischen Stoßseufzern, und gab ein in Flüchen gehülltes Werda! von mir. Die Gestalt verschwand vor meinen Augen; vielleicht weil ich sie in einem so unsanften Tone anredete. Meine forschenden Blicke suchten sie wieder, und fanden sie nicht. Gedankenvoll ritt ich meine Straße, ich glaube, ohne des Pferdes zu schonen, denn

es war mit Schaum überzogen, als ich vor Potsdam den Gasthof zum weißen Roß am Brandenburger Thore erreichte.

Daß ich nicht mit empörten Sinnen eine Ausgeburt der Einbildungskraft, sondern ein bald wieder verschwindendes Etwas gesehen hatte, wußte ich mit Zuverlässigkeit; aber schlechterdings unbegreiflich war es mir, was die weiße Gestalt mit ihrer augenblicklichen Erscheinung dicht vor meinem Pferde, sagen wollte. Da mir indessen das Wunderbare in dem, was ich erlebt hatte, durchaus widerstand, und da ich sehnlich wünschte, nachdenkend und untersuchend vielleicht noch eine natürliche Erklärungsart aufzufinden: so ritt ich, Tags darauf in aller Frühe wieder zurück, nach der mir bekannten Gegend, wo mir das Gespenst in den Weg trat. Ich hatte mir den Fleck, wo es spukte, genau bemerkt; auch bezeichnete ihn mir im Sande die Spur meines, bey der Erscheinung wild gewordenen, Pferdes auf das Unverkennbarste. Gerade nach der Richtung hin, wo ich die weiße Gestakt erblickt hatte, war ein Sandhügel, auf welchen herauf, und von welchem hinunter ich die frische Fährte dreyer Hirsche vorfand. Weg war nun das Wunder der Nacht! das ganze Geheimniß lag klar und aufgedeckt vor meinen Augen.

Drey von den königl. Hirschen, die hier in Menge geheget werden, waren mir entgegen gekommen. Sie setzten zufällig gerade in dem Augenblick auf den seitwärts vor mir liegenden Sandhügel hinauf, als ich da ankam. Sie stutzten gewiß nicht weniger, als ich, sahen mich einen Augenblick an, und machten bey meinem barschen Werdarufen links um. So wie sie nur Einen Satz hinter den Hügel zurück thaten, waren sie für mich wieder unsichtbar; daher das plötzliche Verschwinden der Erscheinung. Uebrigens waren entweder alle drey Hirsche weiße (deren es bey Potsdam viele giebt), und dann standen sie auf dem Hügel hinter, oder so dichte neben einander, daß ich sie im Finstern für ein einziges Ganze halten mußte; oder nur Einer von den drey Hirschen, deren frische Fährte ich vorfand, war ein weißer, dessen Farbe mir spukhaft ins Auge fiel, während daß die grauen in der Finsterniß mir unsichtbar blieben.

Zweyundfunfzigste Erzählung.

Rousseau's Teufelsbeschwörung zu Charmettes. *)

(I. 1. A. — D.)

Während Rousseau's Aufenthalt zu Charmettes, beschäftigte er sich unter andern auch mit der Sternkunde. Ich würde — schreibt er — an diesem Theile der Wissenschaften Geschmack gefunden haben, wenn ich Instrumente gehabt hätte; allein ich mußte mich mit einigen Grundsätzen, die ich aus Büchern entlehnen konnte, begnügen, und mit einigen unvollkommenen Beobachtungen, die ich durch ein Perspectiv machte, um doch die Gestalt des Himmels im Allgemeinen kennen zu lernen: denn mein kurzes Gesicht erlaubte mir nicht,

*) J. J. Rousseau's Bekenntnisse, Berlin 1782, Thl. 2, S. 117.

mit ungewaffneten Augen die Sterne klar zu unterscheiden. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit einer Begebenheit, über die ich oft habe lachen müssen. Um die Constellationen zu studiren, hatte ich mir eine Himmelscharte gekauft und sie in einen Rahm gespannt. Des Nachts, wenn der Himmel heiter war, ging ich in den Garten, pflanzte meinen Rahm auf vier Pfähle, die so hoch, als ich, waren, so, daß die Charte nach unten gekehrt war. Um sie nun zu erleuchten, ohne daß der Wind mir das Licht auslöschte, stellte ich es in einem Eimer auf die Erde zwischen den Pfählen, und dann sah ich bald mit den Augen auf die Charte, bald mit dem Perspective nach dem Himmel, um die Sternbilder kennen zu lernen. Der Garten des Herrn Noiret, in welchem ich war, lag am Abhange eines Berges, so, daß man ihn vom Wege ganz übersehen konnte. Eines Abends erblickten mich einige Bauern, die dort spät vorbeygingen, mit meiner grotesken Zurüstung bey meiner Beschäftigung. Der Glanz auf meiner Charte, dessen Grund sie nicht einsahen, weil das Licht ihnen durch die Wände des Eimers versteckt war, die vier Pfähle, das große Papier, auf welchem Figuren standen, der Rahm und das Spiel meines Perspectivs, das bald erschien, bald verschwand, gab der ganzen Sache ein

zauberhaftes Ansehen, und setzte sie in die äußerste Bestürzung. Mein Anzug war nicht gemacht, sie zu beruhigen. Ein abgekrempter Hut über eine Schlafmütze, und ein sogenanntes Kärnerhemde, welches ich übergezogen hatte, gaben ihnen das wahre Bild eines Zauberers; und da es beynahe Mitternacht war, so zweifelten sie keinen Augenblick, daß dieß der Anfang des Hexentanzes sey. Die Neugierde, mehr davon zu sehen, verging ihnen, sie entflohen in der größten Angst ihres Herzens, weckten ihre Nachbarn, um ihnen ihre Gesichte zu erzählen, und schon am folgenden Tage wußte die ganze Nachbarschaft, daß in dem Garten des Herrn Noiret Teufelsbeschwörungen getrieben würden. Ich weiß nicht, was dieß Gerücht endlich für eine Folge gehabt haben würde, wenn nicht einer von den Bauern, die meine Zauberey angesehen hatten, noch den nämlichen Tag bey zweyen Jesuiten darüber geklagt hätte. Diese besuchten uns, und ohne zu wissen, was es eigentlich gegeben hätte, beruhigten sie die Bauern schon im voraus. Nachher erzählten sie uns die Geschichte, ich sagte ihnen den Zusammenhang der Sache, und wir lachten herzlich darüber. Indessen beschloß ich doch, aus Furcht vor einem Nachspiele, künftig ohne Licht zu beobachten, und im

Nothfalle mir bey meiner Charte in der Stube Rath zu holen.

Dreyundfunfzigste Erzählung.

Das unterirdische nächtliche Seufzen auf dem Kirchhofe zu Rathenow. *)

(I. 2. A. und 3. B.)

Im Sommer des Jahres 1777 hörten mehrere vorübergehende Rathenower des Abends gegen eilf Uhr, in der Gegend des Kirchhofes, neben dem Thurme der Stadtkirche, ein dumpfes unterirdisches Wimmern. Bey Vielen erregten diese den Ohren schrecklichen, spukhaften Töne ein überaus unbehagliches Grausen der Haut. Verweilen in einer so zweydeutigen Gegend, war daher keinesweges

*) Nach der Erzählung des Hrn. Subrectors Todt zu Rathenow.

weges ihre Sache; sie eilten vielmehr ungesäumt vorüber. Einige von den Vorübergehenden aber waren verständige Leute, welche wenigstens ein dunkles Gefühl von ihrer Pflicht, dem Ursprunge der Klagestimme nachzuspüren, hatten. Auch fehlte es ihnen in der That nicht an gutem Willen, diese Pflicht der Menschenliebe, ungeachtet der Aufopferung, welche es sie kostete, zu erfüllen. Allein, wie es auch sonst wohl zu geschehen pflegt, so war auch hier der Geist willig und das Fleisch schwach. Die Vernunft überlegte, und wollte zur Untersuchung schreiten, aber die Haut grausete und die Haare standen zu Berge, sobald man sich der unterirdischen Stimme drey oder vier kleine Schritte genähert hatte.

Wirklich waren die unverständlichen Töne, wie aus dem Innern der Erde hervorgestoßen, wegen des Ungewöhnlichen in dieser Wahrnehmung, im eigentlichsten Sinne schaudererregend. Es gehörte schon viel gesetztes Wesen, und noch mehr Entschlossenheit dazu, um sich diesem Schlunde prüfend zu nähern. Wenn die Beherzten auch eben nicht fürchteten in den Schlund hinabgezogen, oder wenigstens bey ihrer Annäherung von dem spukenden Geiste boshaft erschreckt zu werden: so wußte man

doch nicht, wie man das obwaltende große Dunkel natürlich erklären sollte.

Es blieb daher dabey, die Vorübergehenden, und Alle, welche durch deren Erzählung auf die spukhafte Kirchhofserscheinung aufmerksam gemacht und herbey gelockt worden waren, hörten das unterirdische Gestöhne, ohne durch den Augenschein sich völlig zu überzeugen, ob dasselbe eines natürlichen, oder übernatürlichen Ursprungs sey.

Am nächstfolgenden Morgen versammelte sich in aller Frühe ein Haufen Neugieriger in derjenigen Gegend des Kirchhofs, wo es in der verflossenen Nacht gespuket hatte. Man wies mit Fingern auf Einen Fleck hin, und lachte überlaut. Sie lachten aber über das in der Erde entdeckte Gespenst — über einen betagten, liederlichen Bettler, der in seiner Betrunkenheit den Abend zuvor im Finstern über den Kirchhof gegangen, und in ein tiefes Grab, welches der Todtengräber eben erst vollendet hatte, getaumelt war. Aus einer leichten Verwundung am Kopfe schloß man, daß er mit diesem früher, als mit den Füßen in die Gruft gekommen sey, und über den dadurch verursachten Schmerz, so wie über das kühle und harte Nachtlager, gestöhnet, und seine unterirdische Klagen hervorgebrummt haben möchte.

Vierundfunfzigste Erzählung.

Die spukhafte Auferstehung von den Todten. Keine Rückkehr gebundener Lebenskraft.

(II. 2. A. B.)

Im Jahre 1704 miethete ein vornehmer und reicher Engländer in einem Hause zu Soho-Square einige Zimmer, und bewohnte sie mit seinem Gefolge. Nach einigen Wochen verlor er seinen zu Hamstead wohnenden Bruder, der sterbend verlangt hatte, bey seinen Verwandten im Kloster zur Westmünster Abtey feyerlich begraben zu werden. Der Fremde erbat sich von seinem Wirthe die Erlaubniß, den Leichnam seines Bruders vom Lande hereinholen lassen, und ihm von seiner Wohnung aus ein feyerliches Leichenbegängniß veranstalten zu dürfen. Der Wirth fand kein Bedenken, in dieß Gesuch zu willigen.

Die weißgekleidete Leiche kam in einem prächtigen Sarge an, und ward in dem großen Speisezimmer des Wirthes aufbewahret. Niemand dachte daran, daß der Verewigte sichs einfallen lassen würde, zu spuken, und den gefälligen Wirthsleuten eine unruhige Nacht zu machen; und doch geschah beydes.

Die Vorbereitungen zu dem auf morgen anberaumten Leichenbegängnisse waren Veranlassung, daß der ausgefahrene fremde Herr mit seiner Dienerschaft bis spät in die Nacht hinein ausblieb, welches auch ohnehin nichts seltenes war. Der Wirth und die Seinigen fanden daher auch dießmal keinen Beruf, seine Rückkehr abzuwarten, sondern gingen gegen Mitternacht zu Bette. Eine einzige Magd, die in der Küche auf die Nachtschwärmer warten mußte, blieb auf, weil der Fremde bey seiner Zurückkunft noch Theewasser vorzufinden gewünscht hatte. Er war noch nicht zu Hause, da erschien ihr in der Küche plötzlich ein langes Gespenst, welches sich, ihr gegen über, auf einen Stuhl niedersetzte.

Die Magd gehörte keinesweges zu den Furchtsamen; aber das Entsetzen, welches die Einsame bey diesem unerwarteten Anblicke überfiel, war dennoch über alle Beschreibung groß. Sie that

einen einzigen lauten Schrey, und flog wie ein Pfeil durch eine Seitenthür zur Schlafkammer ihres Brodherrn. Kaum hatte sie ihre Herrschaft erweckt, und durch ihre sichtbare Angst die ganze Familie mit Bangigkeit erfüllt: so erblickten sie alle auch schon den Geist im Sterbehemde, und mit Todtenblässe im Angesichte. Er saß auf einem Sessel der Schlafkammer, ohne daß sie bemerkt hatten, wie er dahin gekommen war. Das Schrecklichste bey diesem Anblick war der Umstand, daß dieser Sessel dicht an der einzigen Thür zum Schlafgemache stand, so daß Niemand entfliehen konnte, ohne dicht vor dem Geiste vorbey zu gehen. Das Gespenst rollte die funkelnden Augen so schrecklich im Kopfe umher, und machte so gräßliche Muskelverzerrungen, daß der Anblick schlechterdings unerträglich fiel. Der Herr und die Frau vom Hause schwitzten unter der Bettdecke in die Wette, indessen die verstummte Magd halb sinnlos vor dem Bette hingesunken war.

Uebrigens schien das ganze Haus in Aufruhr zu seyn, denn die Schwitzenden vernahmen, ungeachtet sie in Betten gehüllet waren, ein immerwährendes Poltern und Lärmen.

Endlich ward Alles mäuschenstille im Hause: man wagte nun wieder einen Blick nach dem Ses-

sel an der Kammerthür hin, und siehe — der Geist war verschwunden. Die Stunde der Gespenster — so flüsterte der Wirth seiner bratenden Ehehälfte in's Ohr — scheint nun vorüber zu seyn, und mit ihrer Flucht schien die kalte, ruhige Vernunft unter die Bettdecke zurückzukehren. Anhaltendes Rütteln und Mutheinsprechen rief auch das Bewußtseyn der armen Magd wieder herbey. Man wagte es endlich, das Schlafzimmer zu verlassen, und Untersuchungen im Hause anzustellen; denn man fürchtete Unordnungen vorzufinden. Und in der That irreten sie nicht; kostspieliger, als die gegenwärtige Unordnung konnte hier keine statt finden. Das ganze Haus war von — listigen Dieben ausgeräumt worden, und der fremde vornehme Miethsmann hatte die Flucht ergriffen, ohne die Rechnung berichtigt zu haben. Er war ein Verbündeter von dem berüchtigten Engländer Arthur Chambres, der im Jahre 1706 zu Tyburn auf dem Richtplatze starb. Im Sarge der vorgeblichen Leiche lag dieser Erzgauner selbst, der seinem Gesichte und den Händen Weiß aufgelegt, und sich nur todt gestellt hatte. Um Mitternacht verließ er im Sterbehemde den Sarg, und erschien der Magd in der Küche. Als diese nach dem Schlafgemach ihrer Herrschaft eilte, schlich er ihr auf den Fuß nach,

und machte auf dem Sessel gleichsam die Schildwache, so, daß seine geschäftigen Helfershelfer ganz ungestört das Haus ausräumen konnten.

Fünfundfunfzigste Erzählung.

Eine Unsichtbare klopft an die Thür des Hrn. Hofr. und Prof. Hennings.

(I. 1. C.)

Ich hatte einst des Abends — erzählt Hr. Hofr. und Prof. Hennings zu Jena *) — einen Freund, den jetzigen Lehrer vom Gothaischen Gymnasium, Hrn. M. B..., bey mir. Wir waren in einem zu ernsthaften Gespräche begriffen, als daß uns Störungen hätten angenehm seyn können. Jetzt klopfte jemand leise an meine Stubenthür, zu der von außen ein langer schmaler Gang hin-

*) Von Geistern und Geistersehern. Leipz. 1780. S. 132.

führte. Da es nur schwach anklopfte, und ich unsre Unterhaltung nicht gern unterbrechen wollte, dachte ich bey mir selbst, wenn jemand da ist, so wird er wohl noch Einmal und stärker anklopfen. Wie ich dachte, so geschah es; es klopfte wieder. Ich sagte: es schien mir schon vorhin jemand anzuklopfen. Meinem Freunde war es auch so vorgekommen; daher rief ich: Herein! Allein es kam niemand, ob ich gleich das Herein wiederholte. Da ich keinen Beruf fand, aufzustehen, so sagte ich zum Magister B..., wer nicht herein will, mag draußen bleiben. Wir setzten daher unsre Unterredung fort. Aber bald wurde sie durch ein abermaliges Klopfen an die Thür, das sehr deutlich war, und wobey sogar der nicht festschließende Querriegel im Schlosse in Bewegung gesetzt wurde, und einen Klang von sich gab.

Jetzt stand ich auf, und öffnete die Thür; aber es war niemand da. — „Wahrscheinlich ein Student, der seinen Scherz mit mir haben will", sagte ich, und machte unwillig die Thür wieder zu.

Wir beschlossen, sobald wieder angeklopft würde, mit dem Lichte in der Hand die Thür sogleich aufzuschlagen. Der Anklopfende, dacht' ich, muß dann betroffen werden, weil der Gang so enge ist, daß die aufstehende Thür beynahe die ganze Breite

des Ganges einnimmt. Um dem Neckenden unsre Absicht nicht merken zu lassen, sprachen wir laut und unbefangen fort, und hörten hierauf auswärts ein Hinrauschen, als ob ein rasch vorbeygehendes Frauenzimmer im seidenen Kleide mit diesem in dem engen Gange die Wand berührte.

„Ey, wohl gar ein Frauenzimmer": flüsterte ich meinem Freunde zu. Dieser lächelte kopfnickend meiner Vermuthung Beyfall zu. Bald darauf klopfte es auch an die Thür und der Querriegel klimperte abermals. Die Empfindung dieses Anpochens, und mein gewaltsames Aufwerfen der Thür, war das Werk eines und des nämlichen Augenblicks. Wir erleuchteten sogleich mit dem Lichte den ganzen langen Gang, und bemerkten kein lebendiges Wesen. Wir durchsuchten in banger Erwartung die Ofenlöcher, ob vielleicht die in Seide gehüllte Unsichtbare sich dahinein versteckt habe, aber unser Nachsuchen war fruchtlos.

Wir sahen einander mit großen Augen an, und gingen schaudernd in die Stube zurück. Uns wandelte unwillkürliche Furcht an, die ein schamhaftes Verstummen zur Folge hatte. Endlich gaben wir einander auch durch Worte zu erkennen, wovon unser Erstaunen und unsre blassen Gesichter uns gegenseitig schon überzeugt hatten. Die Furcht

vermehrte sich, wir wünschten der Aufwärterinn zu klingeln, und hatten doch kaum den Muth, zu dem Ende an das Fenster zu treten, und an einem Drath daselbst zu ziehen. Nach einigen Ueberlegungen fing endlich die schier in den Schlaf geklopfte Vernunft wieder an zu erwachen. Ich faßte den Entschluß, mit bewaffneter Hand, und in Begleitung meines Freundes, den Gang nochmals zu durchsuchen. Wir gingen mit einem Lichte zur Stube hinaus, machten die Stubenthür hinter uns zu, um in dem Gange selbst zu warten, ob — das Frauenzimmer wieder erscheinen werde.

Gedankt sey es der Vernunft, die uns endlich thun hieß, was wir längst hätten thun sollen. Jetzt, wo wir ernstlicher auf Alles merkten, sahen wir das am Ende des Ganges befindliche Fenster, welches sonst beständig zu war, eröffnet. Der Wind strich durch den ganzen langen Gang hin, und das dadurch verursachte Säuseln glich vollkommen dem Zischen, welches entsteht, wenn ein seidenes Kleid an einer rauhen Wand sanft hin und her bewegt wird. Die Thür, welche, wie schon gesagt, nicht ganz fest anschloß, wurde durch den nämlichen Windstoß etlichemal kurz hintereinander so bewegt, daß es vollkommen so schien, als klopfe jemand an die Thür an. Diese Entdeckung war

uns äußerst angenehm, und machte uns plötzlich wieder beherzt. Keiner wollte dem andern gestehen, daß er sich gefürchtet habe, und ich namentlich führte den Beweis, von meinem Löwenherzen aus der spät genug gefaßten Entschließung zur nochmaligen Untersuchung. —

Wie viele unerklärte Gespenstererscheinungen mögen ähnlichen Veranlassungen ihr Daseyn verdanken! So ward z. B. dem Churfürstl. Brandenburgischen Hofprediger Ursinus *), als er das erstemal predigen sollte, und zur Nachtzeit auf die Predigt studierte, das Licht ausgeblasen. Er hörte sogar das Blasen des Muthwilligen, und da er an den etwanigen Zugwind, oder an irgend eine anderweitige, zufällige Ursach im Zimmer nicht dachte: so konnte, nach der sehr natürlichen Schlußfolge des kranken Mannes, der Blasende kein anderer, als der Teufel selbst, gewesen seyn. Denn, wie er das Licht wieder angezündet hatte, um in seinen Betrachtungen fortzufahren, spielte der Teufel — in der Gestalt einer Maus — auf dem Spinette, welches in der Kammer stand, so daß er auch sein Studieren abbrechen, und sich zu Bette legen mußte.

*) Sam. Stryk's Abhandlung de jure spectrorum p. 18.

Sechsundfunfzigste Erzählung.

Das betende Gespenst am Kaminfeuer. *)

(I. 4. A.)

Gestern — so schrieb Hr. v. M... an einen seiner Freunde — gestern war die Vermählung der niedlichen Vieldak mit dem liebenswürdigen Saintville. Ich habe als Gränznachbar ihren Festtag feyern helfen. Aber, so froh wie der Tag verging, so angstvoll verging mir die Nacht; denn die Erfahrung, welche ich in derselben machte, ist ohne Beyspiel, und eben darum fast unglaublich.

Du kennst den alten Vieldak, dessen unglückliche Physionomie uns immer so unerträglich

*) Ich hoffe zur Ehre der Menschheit, daß diese höchst schaudervolle, für wahr ausgegebene Geschichte — welche zu überschlagen ich jede meiner gefühlvollen Leserinnen bitten muß — sich niemals wirklich ereignet haben wird. W.

war, und dem wir deshalb nicht recht trauen können. Ich beobachtete ihn gestern genau, und hoffte gewiß, daß der Freudentag seiner einzigen Tochter seinen grämlichen Muskeln einmal einen heitern Blick, ein freundliches Lächeln entlocken werde. Aber vergebens! Anstatt daß ihn das Entzücken seines Schwiegersohns, und die süße Rührung seiner Tochter, zur väterlichen Theilnehmung hätte hinreißen sollen, schien ihm vielmehr die in unsern Gesichtern lesbare Freude lästig zu seyn, und es fehlte wenig, der unnatürlichste aller Väter hätte uns fast verstimmt, und die Freude dieses Tages uns verdorben.

Als die Stunde zum Aufbruch kam, wies man mir, aus Mangel an einem andern bequemen Gelasse, ein Zimmer unter dem großen Schloßthurm an. Kaum war ich eingeschlummert, so glaubte ich ein dumpfes Geräusch über mir vernommen zu haben. Ich fing an zu horchen, und da hörte ich deutlich, daß jemand mit Ketten klirrte, und langsam einige Stufen herabstieg. Mit einemmal ging meine Stubenthür auf; die Ketten rasselten ganz in meiner Nähe, und das Gespenst, welches sie nachschleppte, nahete sich dem Kamine, rührte im Feuer, legte einige halb verloschne Brände zurechte,

und brummte aus hohler Brust: „hab' mich lange nicht gewärmt!" — —

Ich gestehe Dir, Freund! — denn warum sollte ich's läugnen? — daß mir ein kalter Schauer durch alle Glieder lief. Ich griff nach meinem Degen, um mich im Nothfalle meiner Haut zu wehren, und schob leise den Bettvorhang zurück. Der Schimmer von den Kohlen machte mir einen abgezehrten, halb nackten Greis, mit einem kahlen Kopfe und schneeweißem Barte, bemerkbar. Er hielt seine vor Kälte zitternden Hände gegen das Kohlfeuer. Ich ward äußerst bewegt; indem ich ihn nun so betrachtete, blickte von Zeit zu Zeit eine Flamme von den wieder angefachten Bränden auf; er sah gedankenschwanger nach der Thür hin, zu welcher er hereingekommen war; dann wieder starrte er unverwandten Blickes den Fußboden an. Er schien sich dem unbändigsten Schmerze zu überlassen, und unverkennbar waren auf seiner Stirne die Züge langen Harmes tief eingegraben.

Nach einigen Minuten sank er wie unwillkürlich auf seine wankenden Kniee. Er schien schluchzend zu beten. Ich verstand nur die Worte: „Gott, mein Gott! wie gerecht bist Du!" — Ich machte jetzt absichtlich einiges Geräusch mit meinen Bettvorhängen.

„Ist jemand hier, fragte er, ist jemand hier in diesem Bette?“ — Ja, sagte ich, und zog meine Vorhänge vollends auf; aber wer seyd ihr, alter Mann? — Er seufzte, und winkte mit der Hand, als wollte er anzeigen, daß er vor Weinen nicht sprechen könne. Endlich ward er etwas ruhiger: „Ich bin der elendeste Mensch auf Gottes Erde, sagte er; mehr sollte ich Ihnen vielleicht nicht sagen; aber ich habe seit so vielen Jahren keinen Menschen gesehen, daß mich die Freude des Anblicks eins meiner Mitgeschöpfe, wider Willen fortreißt. Haben Sie Mitleiden mit mir, meine Leiden werden mir minder hart scheinen, wenn ich sie Ihnen erzählt haben werde.“

Mein erstes Schrecken war nun in Mitleiden übergegangen. Ich warf mir den Schlafrock über, und setzte mich neben ihn. Dieser Beweis meines Zutrauens schien ihn zu rühren, er ergriff meine Hand, und sie ward naß von seinen Thränen. — „Guter Mann, sagte er, zuerst befriedigen Sie meine Neugierde; sagen Sie mir, warum Sie heute dieß abscheuliche Zimmer hier, das sonst öde steht, bewohnen? — Was war das für ein ungewöhnliches Geräusch mit Wagen, welches ich diesen Morgen im Schlosse vernahm? — Was ist hier Außerordentliches vorgefallen?“ —

Da ich ihm sagte, daß die Vermählung des Fräuleins Vieldak gefeiert worden sey, streckte er seine Arme empor, und sagte: „Vieldak hat eine Tochter? sie ist verheirathet? Gott im Himmel! segne sie! und erhalte ihr Herz rein — rein von den Lastern der Ihrigen! — — Ich bin — Vieldak — des Fräuleins Großvater! — Ich hab' ein Scheusal von Sohn — doch nein! ich, sein Vater, klage ihn nicht an, ich habe kein Recht dazu!" —

Du kannst leicht denken, Freund! daß mein Erstaunen beym Anhören dieser Bekenntnisse unbegränzt war. Ich wußte, daß Vieldak, der Vater, vor zwanzig Jahren gestorben und beerdigt worden war, und jetzt um Mitternacht sah ich ihn vor mir. Ich sprang auf, wich einige Schritte zurück, starrte das Gespenst an, wollte reden und konnte nicht.

Die Fragen: Alter! lebt Ihr wirklich, oder seyd Ihr ein Gespenst, schwebte mir auf der Zunge, aber dabey blieb es. — Der Alte mochte sie aus meinem Benehmen lesen, und sagte: Kein Gespenst, was Sie hier vor sich sehen, sondern ein wirklicher lebendig begrabener Mensch! Bey Gott! ich bin der lebendig todte Großvater der Braut, deren Freudentag Sie heute feyerten. Der schänd-

liche

liche Eigennutz meines unnatürlichen Sohnes, sein hartes Herz, das die milden Empfindungen der Liebe und Freundschaft nie gekannt hat, verhärtete sich gegen die Stimme der Natur. Er legte mich in Ketten, um meine Güter an sich reissen zu können. Einst hatte er einen Herrn in der Nachbarschaft besucht, dessen Vater vor einiger Zeit gestorben war; er traf ihn mitten unter seinen Untergebenen an, die ihm seine Einkünfte brachten, und ihre Pachtbriefe unterschreiben ließen. Mit irrem Blicke verschlang Vieldak dieß Schauspiel, das den scheußlichsten Eindruck auf ihn machte. Schon längst nährte sein Herz den Wunsch, Herr seines väterlichen Erbes zu seyn. Jetzt ward er trauriger und düstrer, als je. Nach vierzehn Tagen drangen des Nachts drey vermummte Männer in mein Zimmer, zogen mich fast nackend aus, und schleppten mich in diesen Thurm. Wie Vieldak mich für gestorben hat ausgeben können, weiß ich nicht; aber an dem Läuten der Glocken, und an dem fernen Klange einiger Todtengesänge vernahm ich, daß mein Begräbniß gefeyert wurde. Die Vorstellung dieser Beerdigung erfüllte meine Seele mit Todesschmerz. Ich bat und flehte nur um die Gnade, Vieldak sprechen zu dürfen, aber umsonst. Diejenigen, welche mir seit zwanzig Jahren Brod

und Wasser bringen, um mein elendes Leben zu fristen, halten mich vermuthlich für einen Verbrecher, der in diesem Thurm zu sterben verurtheilt ist. Diesen Morgen ward ich gewahr, daß der, welcher mir zu essen brachte, die Thür nicht fest verschloß. Ich erwartete voll Sehnsucht die Nacht, um sie mir zu Nutze zu machen. Entwischen mag ich nicht; allein schon die Freyheit, einige Schritte weiter gehen zu können, als gewöhnlich, ist einem Eingekerkerten viel werth.

Wie ich mich von meinem Erstaunen ein wenig erholt hatte, war mein erster Gedanke, den Unglücklichen aus dieser abscheulichen Gefangenschaft zu befreyen. Gott schickt Ihnen in mir einen Befreyer, sagte ich; im Schlosse liegt Alles im tiefsten Schlafe, folgen Sie mir, ich will Ihr Vertheidiger, Ihr Wegweiser, Ihr Rächer seyn. — Anstatt zu antworten, versank er in ein tiefes Nachdenken. „Die lange Absonderung von aller menschlichen Gesellschaft, begann er endlich, wie aus einem Traume erwacht, hat meine Vorstellungsart und meine Begriffe sehr geändert. Es besteht Alles in der Einbildung. Jetzt bin ich völlig an Alles, was meine Lage herbe und schrecklich macht, gewöhnt; warum sollte ich sie gegen eine andere vertau-

schen? — Mein Loos ist geworfen: ich beschließe mein trauriges Leben in diesem Thurme."

Dieß melancholische Nachdenken — diese Verachtung der Freyheit — diese mir höchst unerwartete Sprache, verbunden mit einigen andern Aeußerungen, ließen mich ein tief verborgenes Geheimniß ahnden. — Und dennoch wußte ich durchaus nicht, wie ich mir das Alles reimen sollte; es war mir unbegreiflich. Der Alte minderte indessen mein Erstaunen, als er fortfuhr: „Für die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, hat die Freyheit keinen Reiz mehr für mich. Ist mein Sohn ein ruchloser Bösewicht, so hat mir doch seine schuldlose Tochter nichts gethan. Sollt' ich sie in den Armen ihres Gemahls mit der Schande ihrer Familie verfolgen? Ach, ich möchte sie lieber an mein Herz drücken, und über sie meinen Jammer hinweinen! — Aber ich darf — ich werde sie nie, nie sehen! — Leben Sie wohl! Der Tag bricht bald an; ich gehe in mein Grab zurück. —

Ich widersetzte mich ihm hierin, und versicherte, daß ich dieß nie zugeben würde. Die Unterdrückung — sagte ich — hat nur Ihre Seelenkräfte geschwächt; aber ich will Ihren gesunkenen Muth wieder stählen. Lassen Sie uns jetzt nicht überlegen, ob Sie sich sollen zu erkennen geben;

dazu ist nachher Zeit genug. Für jetzt wollen wir nur diesen Ort des Schreckens verlassen. Mein Schloß, mein Ansehen und mein Vermögen stehen zu Ihrem Dienste. Verlangen Sie es, so soll kein Mensch erfahren, wer Sie sind, und Vieldak's Verbrechen mag, wenn Sie es wünschen, ein ewiges Geheimniß bleiben. Was besorgen Sie nun noch? —

„Ich erkenne Ihre Güte; ach Gott, möchte ich nur Gebrauch davon machen können! aber ich kann — ich darf Ihnen nicht folgen."

Nun dann bleiben Sie hier zurück, aber ich melde dem Gouverneur der Provinz Ihr gräßliches Schicksal, und wir entreißen Sie dann mit Gewalt Ihrem unnatürlichen Sohne.

„Um Alles in der Welt, machen Sie keinen Mißbrauch von meinem traurigen Geheimnisse! lassen Sie mich Ungeheuer hier sterben! — ich verdiene nicht, je wieder an das Tageslicht zu kommen. Das schändlichste, das schrecklichste, das unmenschlichste Verbrechen, welches je ein Bösewicht verübt hat, habe ich zu büßen. Sehen Sie hier — mit Entsetzen zeigt es Ihnen diese verfluchte Hand — sehen Sie hier Spuren von verspriztem Blute! — Es ist das Blut meines Vaters — Ich Auswurf der Hölle ermordete ihn, um früher, als

ich sollte, in den Besitz der väterlichen Güter zu kommen. Ha! noch seh ich das Bild des sterbenden Vaters. Noch streckt es liebevoll die blutigen Arme nach mir hin, um mich zurück zu halten — der Hölle mich zu entreißen — aber ach! es sinkt — Vater, Vater! dein Rächer ist Verzweiflung!" —

Der Greis war zur Erde gesunken, und raufte sich die dünnen Haare aus dem grauen Schädel. Seine Verzuckungen waren gräßlich; er wagte es nicht mehr, mich anzublicken, und ich stand da, wie versteinert. Nach einer Stille, die über alle Beschreibung grausenvoll war, vernahmen wir einiges Geräusch; auch fing der Tag schon an zu grauen. Der Greis richtete sich langsam und erschöpft in die Höhe. — „Sie sind mit Abscheu gegen mich erfüllt, sagte er; leben Sie wohl, vergessen Sie, wenn Sie anders können, daß Sie mich gesehen haben; ich steige jetzt in mein Grab zurück, und schwöre, es nie wieder zu verlassen."

Ich vermochte weder zu antworten, noch von der Stelle zu gehen; Alles, was ich nun in diesem Schlosse sah, erregte ein Grausen in mir. Ich verließ es mit Tages Anbruch, und mache jetzt Anstalt, nach einem meiner andern Güter zu ziehen. Ich mag das rächende Werkzeug, dessen sich die

Vorsehung bedient, nie wieder sehen, und selbst nicht ferner in seiner Nachbarschaft wohnen.

Siebenundfunfzigste Erzählung.

Beyträge zur Bestätigung der Volkssage: daß die Verstorbenen zuweilen spuken.

Erste Erfahrung. *)

(I. 2. A.)

Zu Wien ereignete sich im Jahre 1797 folgende merkwürdige, und fast unerhörte Geschichte. Es starb einer der dortigen Fabrikenarbeiter. Seine Leiche wurde dem Begräbnißplatze überliefert, nachdem sie nicht nur zweymal vier und zwanzig Stunden ausgesetzet, sondern auch, der Gewohnheit gemäß, von der Todtenschau für wirklich todt erklärt worden war. Auf den Begräbnißplätzen vor

*) Nationalzeitung der Deutschen. Julius 1797.

den Linien befinden sich Todtenkammern, in welche die Särge so lange gesetzt werden, bis mehrere zusammenkommen, die dann sämmtlich in eine große Grube eingesenkt werden. Der Todtengräber hatte diese beynahe vollendet, als er klopfen hörte. Er kehrte sich um und horchte; als er nichts sah, fuhr er wieder fort zu arbeiten. Es klopfte abermal; jetzt schien ihm der Schall aus der Todtenkammer zu kommen, in welcher drey Särge standen. Er ging hinein, und sah Niemanden. Es klopfte zum drittenmal, und nun bemerkte er, daß der Ton aus dem Sarge rechts kam. Er holte in größester Eil zwey andre Todtengräber herbey; man eröffnete den Sarg, und der Todte richtete sich auf. Man labete ihn, brachte ihn ins Spital, wo er im Julius 1797 noch krank lag. Der Todtenbeschauer wurde seines Amts entsetzt. *)

*) Ob Erfahrungen dieser Art in meiner Sammlung von natürlichen Veranlassungen des Spukens einen angemessenen Platz haben? — Allerdings! man erinnre sich nur an meinen in der Vorrede zum ersten Theile dieses Buchs deutlich angegebenen Zweck. Wer nur einigermaßen über die Quellen der mehresten Gespenstermährchen vorurtheilslos nachgedacht hat, wird mir zugeben müssen, daß Eine derselben unmittelbar auf Begräbnißplätzen, und namentlich in Leichengewölben zu suchen sey, und gefunden werde. — Wenn aber Menschenfreunde, wie Salzmann, Becker, und selbst sachverständige Menschenfreunde, wie Hufeland, Voigtel u. m. a. laut versichern, es sey möglich, daß zu früh beygesetzte Schein-

Zweyte Erfahrung.

Herr Prediger Menzel wurde am Sonntage nach Pfingsten im Jahre 1778 zu einer gefährlich kranken Hausfrau nach Neidhardt, einem, eine Stunde von dem Niederschlesischen Städtchen Prinkenau gelegenen Dorfe gerufen. Die Kranke hieß Anne Rosine, verehelichte Siegmund, war damals sechsundvierzig Jahr alt, und wünschte, bevor sie stürbe, noch das h. Abendmahl zu empfangen. Zufolge aller Wahrnehmungen fand man

todte — wär's auch nur auf Augenblicke — im Sarge sich ihrer wieder bewußt werden; wenn jene Herren leicht ausführbare Vorschläge thun, durch deren Anwendung das Lebendigbegraben der Scheintodten ganz wegfallen würde; und wenn dagegen Hr. D. Titius (im Neuen Wittenbergischen Wochenblatte Jahrgang 1793) laut widerspricht, und sich alle Mühe giebt, zu erweisen: es sey nicht möglich: — soll man alsdann nicht die Erfahrung den Ausspruch thun lassen? — — Ohnehin ist es ja mein Schriftstellerzweck, zur Minderung aller mit der Gespensterfurcht in einer mittel- oder unmittelbaren Verbindung stehenden practischen Vorurtheile mein Schärflein beyzutragen. Wenn aber Hr. D. Titius zu Wittenberg fast alle ältere Erfahrungen, die wider ihn zeugen, verdächtig machen zu wollen scheint: so mögen hier und in den folgenden Theilen dieser Erzählungen neuere Erfahrungen, die ich nicht ohne ihre Quellen und Gewehrsmänner anführen werde, beweisen, daß in den Zeiten des Aberglaubens wohl schon mancher unglückliche Scheintodte im Sarge eine Spukgeschichte veranlaßt haben mag. Beyträge dieser Art werden mir daher vorzüglich willkommen seyn.

W.

sie selbst dem Tode nahe, und ihren Puls stark unterbrochen.

Ihr selbst war es so gewiß, daß sie sterben würde — erzählt Herr Pred. Menzel *) — daß sie es mit Thränen klagte. Bloß darum, meinte sie, wäre sie noch einige Tage länger erhalten worden, weil sie sich vergeblich nach Trost gesehnet, und die Ihrigen eher nicht, als heute, hätte bewegen können, mich holen zu lassen.

Ich fand sie äußerst schwach, leichenblaß, aber bey einem so guten Verstande, und in einer so christlichen Fassung, daß mir ihr Andenken noch heute unvergeßlich ist. Nach geendigter Abendmahlshandlung nahm sie von der Welt Abschied, verlangte aus dem Bette auf eine Streu auf die Erde gelegt zu werden, und schlief mit Sonnen-Untergange ein. Man behandelte sie wie eine Todte, deckte sie bloß mit einem Tuche zu, und machte Anstalt zu ihrem Begräbnisse. Den Morgen darauf kommts ihrem Manne vor, als ob das Tuch sich fast unmerklich bewege; er ruft seine Tochter, die lange vergeblich diese Erscheinung wahrnehmen soll, bis auch sie sich endlich davon überzeugt. —

Ich ging, weil kein Begräbniß bestellt wurde,

*) Im Februarstücke der Schlesischen Provinzialblätter vom Jahre 1797. Seite 155.

Montags selbst hin, sie zu besuchen, und fand sie, wie eine Leiche, mit fest verschlossenem Munde, tief eingefallnen Augen, mit Todtenblässe überzogen, starr und kalt. Sie kann nicht sterben, sagte die Tochter; sie hat ein schweres Sterben, der Mann; und ich: sie ist ja todt! — „Sie ist nicht todt, fingen beyde an, nehmen Sie sich nur die Zeit, und geben Sie genau auf das Tuch Achtung. Sie werden endlich eine fast unmerkliche Bewegung desselben wahrnehmen, die oft erst in einer Stunde sichtbar wird." — Das ist nicht nöthig, fing ich an: haltet ihr eine leichte Feder vor die Nase! sie thaten es, aber diese bewegte sich nicht. Legt ihr einen Spiegel über das Gesicht! auch das geschah, aber der Spiegel lief nicht an. Andre Versuche waren mir damals noch unbekannt. Ich blieb dabey, sie wäre todt; aber ganz wider meine Erwartung, bewegte sich, von der einen großen Zehe aus am meisten sichtbar, das über sie gedeckte Tuch. Nun mußte ich einstimmen: sie lebt noch! Doch hörte sie nichts. Ich verließ sie also zu Mittage, und erwartete nichts weiter, als ihr gänzliches Hinscheiden.

Nach 24 Stunden richtet sie sich mit einemmale auf ihrer Streu auf, sieht sich um, weiß von Allem nichts, erzählt, wie unaussprechlich wohl ihr die Zeit über gewesen sey; spricht: nun sterb' ich

nicht, fordert Speise, und — wird gesund. Sie hat nach dieser Zeit noch zehn Jahr gelebt, und starb den 30ten November 1788 an der Auszehrung, in einem Alter von 56 Jahren.

Wie, wenn dieser Vorfall mit ihr nicht im Sommer, sondern im Winter geschah? würde Kälte und Frost diesen ihren Lebensrest nicht in Fesseln gelegt und unmerklich gemacht haben? Hätte sie nicht dann von ihrem Leben 10 volle Jahre verloren? Und wie, wenn sie in der Erde wieder aufgelebet, und zu sich gekommen wäre?

Also noch Einmal: Gönnt dem Todten das Bettlager und die Bedeckung noch eine Zeitlang! seht zuweilen nach ihm, und bringt ihn nicht bald auf die Seite! denn auch dieser Vorfall zeigt es: Es giebt Scheintodte! *)

*) Hr. Prediger Schwager zu Jöllenbeck hat über diesen Gegenstand, auf Veranlassung der Minden-Ravensbergischen Kriegs- und Domänen-Cammer, eine schöne Predigt drucken lassen, betitelt: daß man durch zu frühes Begraben lebende Menschen, die man für todt hielt, auf die schrecklichste Weise tödten könne. Berlin 1792.

Achtundfunfzigste Erzählung.

Der spukende Kettenhund im Stifte Annaberg. *)

(I. 1. B.)

In den Monaten August und September des Jahres 1691 hausete zu St. Annaberg in dem Hause des Archidiaconus M. Zobel, in der Buchholzer Gasse gelegen, ein sogenanntes Gespenst. Es trieb

*) Auszug aus der Nachricht von der im Jahr 1691 im Stift Annaberg vorgefallenen Gespenstererscheinung. Chemnitz, 1785. — Verglichen mit M. Zobel's historische und theologische Vorstellung des abentheuerlichen Gespenstes, welches in einem Hause zu St. Annaberg, 2 Monate lang, viel Schrecken verursachet. Leipzig 1692. — Balthasar Beckers bezauberte Welt. Amsterdam 1693. Schutzschriftliche Erklärung über die St. Annabergische Gespenstshistorie, wider D. Balthasar Beckers bezauberte Welt. Leipz. 1693.

durch Poltern, Werfen mit Steinen, und Plätschern in den Wassertrögen, bald in der Gestalt eines alten Weibes, bald wie ein zottiger Hund, die seltsamsten Possen, und erregte im ganzen Lande, und auch auswärts, vieles Aufsehen. Für die Zauberey und Hexerey damals ganz eingenommen, glaubte man, daß der Satan selbst, wo nicht unmittelbar sein Spiel habe, doch wenigstens durch böse Leute, die mit ihm in Verbindung ständen, solche Spukereyen verursache. Man erstattete dem Magistrate sowohl mündlichen, als schriftlichen Bericht darüber, und dieser ließ das Haus von Bürgern auf das Schärfste bewachen. Die Wache durchsuchte alle Räume des Gebäudes bey Tage und bey Nacht zu wiederholtenmalen auf das Genaueste, ohne jemals irgend eine natürliche Veranlassung des Spukens zu entdecken.

M. Zobel nahm nun seine Zuflucht zu Betstunden, welche er täglich in diesem Hause hielt; und selbst öffentlich in der Kirche geschahen Fürbitten, daß die Spukereyen aufhören, und weder für das Haus, noch für die ganze Stadt, gefährliche Folgen haben möchten. Der Poltergeist war aber so gottlos, sich daran nicht zu kehren. Erst nach einiger Zeit hörte er plötzlich auf, zu spuken. Jedermann war begierig, zu erfahren, welche Beschaf-

fenheit es eigentlich mit diesem Gespenste gehabt habe; allein Niemand konnte, oder durfte, nach Beschaffenheit der damaligen Zeit, es wagen, der Welt die Wahrheit davon unpartheiisch vor Augen zu legen.

Nach Jahr und Tag wurde Anton Friedel, Bürger und Posamentier daselbst, begangener Diebstähle halber, gefänglich eingezogen. In den verschiedenen, mit ihm angestellten Verhören, offenbarte sich, daß er seit 1684 sechsundzwanzigmal, theils mit Gewalt, theils durch listige Einschleichung in die Häuser, gestohlen habe. Im dritten Verhöre aber gestand er, wider alles Vermuthen und Erwarten, daß er es gewesen sey, der in dem Zobelschen Hause das spukhafte Poltern verursacht, und die sämmtlichen dort vorgefallnen Possen getrieben habe.

Dieses überraschende Bekenntniß erweckte außerordentliche Neugierde, und veranlaßte Tags darauf eine besondere, große Sitzung des Magistrats und der Vorsteher der Bürgerschaft. Dem Hexenmeister Friedel wurden unter andern die Fragen vorgelegt: Ob er noch seiner gestrigen Aussage geständig wäre. — Ob er nicht, bey seinen begangenen Diebstählen, und besonders bey den Spükereyen, der Hülfe des Satans sich bedient ha-

be. — Wie er sich in die Gestalt eines Hundes, oder eines alten Weibes, habe verstellen, sich unsichtbar machen, und in die Läden, um zu stehlen, einschleichen können? —

Friedel antwortete hierauf, daß er von keinem Vertrage mit dem Satan etwas wisse, indem Alles ganz natürlich zugegangen sey. Er habe eine zottige Decke zu Hause, die er so zugerichtet habe, daß, wenn er sie sich gehörig anpaßte, zwischen ihm und einem natürlichen Hunde anscheinend kein Unterschied sey. Er könne auch bey seiner kurzen und geschmeidigen Leibesbeschaffenheit laufen wie ein Hund; worauf er zugleich erklärte, er sey bereit, ungeachtet der Ketten, welche er an sich trüge, doch augenblicklich seine Behauptung durch die That zu erweisen, welches aber verboten wurde. Auch, fuhr er fort, belle ich, wie ein Hund; worauf er, ungeheißen, etlichemal nach einander so natürlich und entsetzlich, als ein Hund anschlug, „daß einige von den Gerichtsbeysitzern in die größeste Furcht und Schreckniß versetzet wurden.“

Auf die Frage, wie es ihm möglich gewesen sey, sich in ein altes Weib zu verstellen, antwortete er, daß es mittelst der nämlichen Decke geschehen wäre, welcher er eine solche Lage und Wendung zu geben

wüßte, daß er in dieselbe gehüllet, einem alten Weibe mit feurigen Augen nicht ungleich sähe. — Vom Unsichtbarmachen wollte er nichts wissen, welches ihm die vorurtheillose Vernunft auch gerne glauben wird, da er sonst nicht in die Hände der Justiz gefallen seyn würde. Uebrigens gestand er noch, daß er oft am hellen Tage in der Gestalt eines Hundes in die Gewölber eingeschlichen sey, und sich hinter die Vorhänge verkrochen habe; aber auch zweymal aus einem Laden, mit den Worten: „Du verfluchter Hund, willst du fort!" weggejaget, und einst bald von einem Fleischerhunde gepackt worden wäre. Am gefährlichsten aber sey ihm die Geistesgegenwart des Zuckerbeckers Wilh. Steiz aus Speyer gewesen, indem ihn dieser unerschrockene Mann im Zobelschen Hause bald einmal erwischt hätte. Ueberhaupt wären seine spukhaften Erscheinungen daselbst bloße Neckereyen gewesen, die nur auf die Köchin und Hausgenossin Bezug gehabt hätten. M. Zobel selbst *) bezeugte ihm dieß, indem er sagt: „Die Gestalt dieses Poltergeistes belangend, so ist Niemand etwas davon ansichtig worden, ohne die Magd, und in folgenden Tagen und Wochen die Hausgenossin." — (und Seite 131.)

„Es

*) Dessen Vorstellung des Gespenstes rc. Seite 3.

„Es hat Niemanden von uns, oder andern fremden Personen, sonderlich und merklich genecket oder angetastet, ohne die zwey Personen, die Magd und die Hausgenossinn, mit welchen es die meisten Händel hatte."

Indessen war das über Anton Friedel wegen des im Zobelschen Hause von ihm verursachten Polterns und Ungemachs, und wegen seiner Diebereyen, vom Schöppenstuhle zu Leipzig das Urtheil eingegangen, daß er, wenn er keine Erstattung leisten könne — mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden solle, welches Todesurtheil auch an ihm, da weder Erstattung noch Erlassung erfolgte, am 10ten Hornung 1693 vollstreckt wurde.

Nun hätte man glauben sollen, daß diese gänzlich entdeckte, natürliche Gespenstsgeschichte in Vergessenheit gerathen seyn würde. Allein, der Aberglaube und die damalige Liebe zum Wunderbaren war viel zu groß, als daß man natürliche Possen für Das hätte halten sollen, was sie waren. Das Geständniß, welches Friedel gethan hatte, wurde von den Meisten nicht geachtet; denn man blieb dabey, daß in dem Zobelschen Hause der Satan gehauset haben müsse. Andere, die eben nicht abgeneigt waren, der Aussage des Inquisiten zu glauben, konnten sich doch nicht vorstellen, daß er an,

ders, als durch Einverständniß und Mitwirkung des Satans, solche Streiche habe spielen können. Daher kam es, daß man ihn, bey der Zubereitung zum Tode unzähligemal fragte: „Ob er nicht ein geheimes Bündniß mit dem Satan geschlossen habe? Denn wenn dieß der Fall wäre, so könne er unmöglich ein Kind der Seligkeit werden. „Friedel antwortete aber hierauf allezeit mit den größten Betheurungen, daß er von keinem Einverständnisse mit dem Fürsten der Hölle wisse. Er habe vielmehr alle seine kleinen Künste durch eigene Geschicklichkeit und Uebung gemacht. Wer ihm das nicht glauben wolle, sagte er noch kurz vor seinem Tode, der möchte ihm nur seine zottige Decke bringen lassen; er wäre erbötig, noch zu guter letzt seine sogenannte Zauber- und Hexenstücke vor allen Anwesenden zu machen. Dieß wurde ihm aber abgeschlagen, unter den schärfsten Verweisen, „daß er die wenigen Stunden, die er noch zu leben habe, nicht zu solchen Teufeleyen, sondern zu seiner Bekehrung anwenden sollte.“ — Kurz, man wollte mit sehenden Augen nicht sehen.

Diese Gespenstergeschichte würde wohl in einer ewigen Dunkelheit geblieben seyn, wenn nicht Joh. Pfefferkorn, damaliger Stadt- und Gerichtsschreiber, als Augenzeuge, in einer schätzbaren

Handschrift, die eigentlich bloß als Haushaltungsbuch zu betrachten ist, zu seiner eigenen Nachricht, die von Anton Friedeln verübten Zauber- und Hexereystücke aufgezeichnet hätte, aus welcher die davon so eben erzählte Geschichte ausgehoben ist.

Neunundfunfzigste Erzählung.

Das kleine, süße, Gespenst, welches die Diebe verrieth. *)

(I. 1. C. D.)

In einem Sächsischen Landstädtchen ward der Prediger des Nachts zu einer todtkranken Wöchnerinn gerufen, und diese starb während seiner Anwesenheit bey ihr. Schmerzliche Trauer und grausenvolle Todesgedanken erfüllten, wegen dieses über-

*) Deutschlands Erzähler. Ein Lesebuch für den Bürger und Landmann. Th. 2. S. 202.

raschenden Unglücksfalls, die ganze Familie. Selbst die Magd, welche den Prediger nach dessen Wohnung zurückleuchten mußte, war voll schauerlicher Empfindungen. Sie gestand, daß sie noch nie so graulich gewesen sey, als in dieser Sterbestunde ihrer guten Gebieterinn. Der Anblick der Leiche schien, wegen ihrer angeblichen Verwandschaft mit Gespenstern, ein unwillkührliches Schaudern in ihr rege gemacht zu haben.

Es war die Stunde der Gespenster, in welcher die schüchterne Hausmagd dem Prediger den Rückweg erleuchtete. Kein Wunder daher, daß sie bey jedem Schritte wild umherblickte, und bald wirklich eine bedenkliche Erscheinung hatte. Kaum zwölf Schritte vor sich erblickte sie, mitten auf dem Fußsteige, ein Gespenst von seltener Gestalt und Kleinheit. Es stand da, wie ein weißes Männchen von der Größe eines einjährigen Kindes. Von Angst und Schrecken ergriffen, sprang sie seitwärts von dem Fußsteige hinab, und überließ es den Prediger, ob er sein Leben daran wagen, und in dieser bedenklichen Stunde dem Undinge zu Leibe gehen wolle.

Der Prediger sah wirklich auch das kleine Etwas, welches sich ihnen in den Weg gestellt hatte. Er begriff nicht, was das so eigentlich seyn müsse;

zumal da sich die Magd klüglich hinter ihn zurückgezogen, und vor Entsetzen den Zweck ihres Mitgehens — das Erhellen des Weges — gänzlich aus den Augen setzte. Indessen ging er mit festem gleichförmigen Schritte auf die Erscheinung zu, und berührte sie, mit der nöthigen Vorsicht, mittelst des Filialstockes, den er bey sich hatte. Endlich bückte er sich, und hob das kleine süße Wesen, welches ihm das Blut ein wenig nach dem klopfenden Herzen getrieben hatte, lächelnd in die Höhe. Die erwartungsvolle Magd zitterte für den Prediger mit, und fürchtete jeden Augenblick des Angriffs, daß der kleine Popanz dem verwegenen Prediger Eins versetzen werde. — Bald sah sie indessen, daß ihre Besorgniß und ihre Furcht gleich eitel waren. Sie mußte sich entschließen, das Gespenst in ihre Arme zu nehmen, und zu tragen.

Was man gefunden hatte, war ein aufrechtstehender, mit weissem Papier überzogener — Zuckerhut. „Aber wie in aller Welt — fragte der Prediger — kommt um Mitternacht dieser Handlungsartikel hierher? Sollten etwa Diebe ihn verloren haben? — Wegen der Möglichkeit dieses Falles ließ er sogleich den Zuckerhändler, in dessen Nachbarschaft er jetzt war, erwecken. Es fand sich, daß so eben der Laden desselben von Dieben rein

ausgeplündert war. Unstreitig hatten die Diebe dieß Gespenst verloren; sie mochten von der Laterne des Predigers verscheucht worden seyn. Man setzte ihnen auf der Stelle nach, erwischte sie, und bekam das Gestohlene wieder.

Sechzigste Erzählung.

Das furchtbare Tribunal unterirdischer Geister. *)

(III. 1.)

Freyherr von Bretiole, Oberster in Dänischen Diensten, erhielt von seinem Könige Befehl, sich n geheimen Aufträgen schleunigst nach der Festung Rensburg zu begeben. Er reisete, um diesem Befehle zu genügen, mit einem seiner treuesten

*] Die durchlauchtigsten Höfe in Europa, nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit und Verfassung entworfen. Leipz. 1735. Th. 3. S. 276.

Diener ungesäumt ab. Nicht gewohnt, in solchen Fällen irgend eine Unbequemlichkeit in Anschlag zu bringen, pflegte er Nacht und Nebel, Sturm und Regen zu verachten. Dießmal mußte er indessen den Umständen dennoch nachgeben. Ein entsetzliches Ungewitter, dicke Finsterniß und die schlimmen Wege nöthigten ihm die Entschließung ab, in dem nächsten Dorfe einzukehren. Ein Wirthshaus war hier nicht; wohl aber eine Schenke, in welcher weder etwas zu essen, noch zu trinken war, und wo jedem rechtlichen Manne bey dem Anblick des Bettes plötzlich alle Schläfrigkeit verging. Bretiole hatte zwar als Soldat längst gelernt, im Nothfall auch wohl einmal auf einem Bunde Stroh zu übernachten, aber das Fasten war durchaus nicht seine Sache.

Ist kein Edelmann in diesem Dorfe? fragte er: — „Nein!" — Auch kein Pfarrer? — „Ja!" — Habt ihr ihn gern? „Ja, er ist ein recht kluger und guter Mann." — Gehet hin, Johann! bittet den Prediger um ein Nachtlager." Dieser, ein gastfreyer Mann, nicht ohne Welt, nahm ihn mit willigem Herzen auf, und der Oberste würd' ihm auch dann willkommen gewesen seyn, wenn dieser auch nicht ein Liebling des Königs gewesen, und in einer geheimen Staatsangelegenheit gereiset wäre. Der Wirth würzte die in Eil zubereitete, einfache Mahl-

zeit mit einer angenehmen Unterhaltung, und der Ritter ließ eine Weinflasche nach der andern aus dem Flaschenfutter holen, welches er mitgenommen hatte.

Die Rede kam unter andern auf das alte Schloß, welches im Dorfe lag. Es war in der ganzen Nachbarschaft in dem überaus schlimmen Ruf, daß es von bösen mörderischen Geistern bewohnet würde. Jeder Vorübergehende starrte dieses Schloß an, und segnete sich. Bretiole, der an wirkliche Gespenster niemals geglaubt hatte, und allezeit fertig war, mit den sogenannten eine Lanze zu brechen, glaubte, die erste schickliche Gelegenheit, welche sich ihm hierzu darbot, nicht unbenützt lassen zu müssen. Er bat den Prediger, ihm zu erlauben, daß er auf dem Schlosse schlafen dürfe, um eine Bekanntschaft daselbst zu machen, nach welcher er sich längst gesehnet habe.

Sein Wirth, der es gut mit ihm meinte, bat ihn um Gotteswillen, diesen Vorsatz fahren zu lassen. „Gern glaub' ich Ihnen, sagte er, daß Sie in Hinsicht auf spukende Geister über den Volkswahn erhaben sind, aber bedenken Sie, Hr. Oberster! daß Sie Ihre Kühnheit mit Ihrem Leben werden büßen müssen. Sie sind nicht der erste Beherzte, an welchem wir diese traurige Erfahrung

gemacht zu haben glauben müssen. So viele es bisher gewagt haben, in diesem verwünschten Schlosse zu übernachten, eben so viele sind von den bösen Geistern — diese mögen nun natürlichen, oder übernatürlichen Geschlechtes seyn — hinweggeführet worden. Warum wollen Sie sich ohne Noth Gefahren aussetzen, denen auch der Stärkste und Tapferste, wegen Ungleichheit des Kampfes, nicht immer gewachsen ist?" —

Der Oberste blieb seinem einmal gefaßten Entschlusse treu, und verließ sich auf seine gut eingeschossenen Pistolen. „Da ich in königl. Aufträgen reise, meinte er, so wird mir's wohl einmal erlaubt seyn, dem Gespenste, welches mir zu nahe kommt, zu beweisen, daß ich mit Pistolen die Gegend unter dem dritten Knopfloche nie verfehle."

Der Prediger, dessen Beredsamkeit nichts über den festen Mann vermochte, entließ ihn mit sichtbarer Rührung, denn er fürchtete, daß er ihn lebendig nie wieder sehen werde! Oefter als einmal rief er ihm ein herzliches Gott sey Ihr Beystand! nach. Bretiole hingegen näherte sich mit jugendlichem Ungestüm dem Schlosse; er selbst trug die Laterne, indessen sein Diener und ein Knecht von der Pfarre, ihm Nachtlager und Zubehör nachschleppten. —

Gleich beym Eintritt in das öde Schloß, wo nur Eulen und Mäuse zu hausen schienen, war zur rechten Hand eine Treppe, welche in den großen Rittersaal des zweyten Gestocks führte. Dieser Saal hatte zwey Thüren zu zwey Seitenzimmern. Der Oberste wählte von den letztern dasjenige zu seinem Schlafgemache, welches der Treppe zunächst gelegen war. Er ließ zwey Lichter anzünden, und stellte aus Vorsicht auch noch die Laterne neben sein Bette hin. Den Knecht des Predigers überfiel ein Schauer nach dem andern, seinem Gesichte entquoll der Angstschweiß, und seine Glieder fingen an zu zittern. Er bat inständig, man möchte ihn nur bis an die äußerste Thür des Schlosses mit der Laterne begleiten, er wäre sonst des Todes. Der Ritter that es, und begab sich dann, die scharf geladenen Pistolen und den entblößten Degen neben sich, zur Ruhe.

Um eilf Uhr entstand ein ganz entsetzliches Gepolter. Es war nicht anders, als wenn ein Regiment Husaren sammt den Pferden in's Schloß einrückte, und mit nachschleppenden Säbeln die Treppe hinauf marschirte. Man müßte Lust haben, zu lästern, wenn man den Obersten einer Feigheit beschuldigen wollte; aber er selbst läugnete nicht, daß in diesem Augenblicke Gefühle in ihm erwacht wä-

ren, deren Unbehaglichkeit er noch nie empfunden hätte. Ihm war, als ob jemand einen Eimer kalten Wassers über ihn hingösse, die Haare fingen allmählich an sich zu erheben, und die Kniee schlotterten ihm. Der schauderhafte Lärm dauerte eine gute Weile, und er näherte sich dem Schlafzimmer immer mehr und mehr.

Der Ritter ergriff mit der rechten Hand den Degen, mit der linken eine Pistole, und erwartete standhaft den Anfall des polternden Ungeheuers. Jetzt sprang, wie durch eine zauberische Kraft, die Thür auf. Bretiole ließ über den gräulichen Anblick des eintretenden Gespenstes, vor Entsetzen den Degen und die Pistole aus der Hand fallen, denn es überraschte ihn höchst unangenehm, daß bey dem ersten Anblicken des Gespenstes, auf eine ihm unbegreifliche Art, beyde Lichter verlöschten. Das Gespenst ließ feurige Augen blitzen, brüllte wie ein ergrimmter Löwe, und rasselte mit glühenden Ketten. — Ueber dem Schlafzimmer entstand zu gleicher Zeit ein gräuliches Wüthen und Toben. Es war nicht anders, als wenn hundert Stückkugeln hin- und hergewälzet würden. Jetzt ließ sich ein klägliches Heulen und Mauen hören, als wenn tausend Hunde und Katzen oben wären; auch Pferde wieherten darein. Dann entstand ein entsetzlicher

Knall, gleich dem Knalle eines Vierundzwanzigpfünders. Endlich hörte man ein harmonisches Glockenspiel, und zuletzt den durchdringenden Ruf: Victoria! Hierauf entstand plötzlich eine feyerliche Stille.

Unser Ritter lag da, wie entseelt. Das Gespenst zwackte ihn und den Diener erbärmlich, und schlug beyde mit Ketten. Es entfernte sich, und stieg mit großem Geräusch und Gepolter die Treppe hinunter. — Der Oberste erholte sich bald wieder, denn er war nur überrascht, und es fehlte ihm weder an Geistesgegenwart, noch an Entschlossenheit. „Ist dieses Gespenst ein Mensch, dachte er bey sich selbst, so wird es seinen Leib vor Bley und Eisen verwahrt haben, und mein Gewehr kann ihm nicht schaden, ist es aber ein Geist, so kann ich es weder erschießen, noch erstechen. Kehrt aber die Schreckensgestalt wieder, so will ich dennoch ein Herz fassen, und demselben bey seiner Rückkehr heimlich auf dem Fuße nachgehen. In diesem Gedanken bestärkte er sich dermaßen, daß er fest beschloß, ihn auszuführen, es möchte auch kosten, was es wolle

Nach einer Stunde rasselte das Gespenst mit einem eben so großen Geräusch, als zuvor, wieder die Treppe herauf. **Bretiole**, der das Herz am

rechten Orte hatte, wankte nicht in seinem Vorsatze. Geduldig ließ er es geschehen, daß das feurige, eiserne Wesen ihn und seinen Diener von Neuem mißhandelte. Endlich rasselte es wieder zur Thür hinaus.

Der Oberste nahm sich männlich zusammen; griff unwillkürlich nach dem Gewehre, und schlich dem Gespenste vorsichtig nach. Zum Glück wandte sich dieses nicht um, sondern machte den Rückzug, indem es dem verfolgenden Obersten beständig die Brust zukehrte. Die feurigen Augen dienten ihm daher statt einer Laterne. Allein plötzlich verschwand nun der leuchtende Geist, und Alles um ihn her war nun stockfinster, so, daß er sich genöthigt sahe, still zu stehen. Er hatte vorhin zu hören geglaubt, daß mehrere Personen vor dem Gespenste hergingen; sie alle waren aber in diesem fürchterlichen Gange verschwunden, noch ehe dieß letztere unsichtbar ward. Seinen Diener hörte er von oben herunter unaufhörlich auf das Kläglichste winseln und heulen!

Hunderte würden an der Stelle unsres Helden das Abentheuer dieser Nacht schlechter bestanden, und nach der ersten Entfernung des Gespenstes, den verwünschten Wohnsitz desselben auf immer verlassen haben. Bretiole's felsenartiges Herz

aber blieb noch immer unnachgiebig. Er faßte ohne ferneres Bedenken den verzweifelten Vorsatz, in diesem finstern Gange so lange fortzugehen, bis er das Ende davon fände. Kaum hatte er noch einige Schritte gethan, so stürzte er in einen Abgrund hinunter. Da lag nun unser Held! Zum Glücke fiel er auf Heu und Stroh. Der Hahn der Pistole, welche er fallend in der Hand hielt, war gespannt, und er drückte sie im Hinabstürzen unwillkürlich ab. Auf den Knall näherten sich ihm vier große starke Kerl mit Lichtern. „Verwegner Hund, brüllte der eine ihn an, was unterstehest Du Dich, hierher zu kommen?" — Sie packten ihn bey den Armen, und schleppten, wie Henkersknechte, ihn in ein Zimmer, wo mehr als zwanzig Personen, die zum Theil von vornehmen Stande zu seyn schienen, an einem Tische saßen. Das Zimmer war geschmackvoll möblirt und mit kostbaren Tapeten geziert. Einer wie der andere sah ihn mit unverwandten Blicken an. Es schien, als wären sie über seine Gegenwart nicht weniger bestürzt, als der Ritter über die Ihrige.

„Tollkühner! fragte ihn endlich der Eine, was hat Dich bewogen, in dieses Schloß zu kommen? — Sollte Dich Niemand gewarnet, Dir Niemand gesagt haben, daß Du Dein Wagstück mit dem Le-

ben büßen müssest? Bereite Dich zum Tode, Du mußt sterben!"

Sterben? versetzte Bretiole, ich schwöre Euch bey dem Könige, daß mein Tod Euch theuer zu stehen kommen würde.

„Führet den trotzigen Hund weg, schrie ein Anderer, wir wollen ihm zeigen, daß wir seine Drohungen verachten."

Vier Kerl packten ihn auf den ersten Wink gewaltsam an, und verschlossen ihn in ein finsteres, enges Gefängniß. Nun war Bretiole überzeugt genug, daß er nicht unter Gespenstern, sondern unter Menschen war, die ein wichtiges Geheimniß hier vereinigen müsse. Er bemerkte einen Lichtstrahl, welcher durch ein Astloch der Thür seines Gefängnisses, zu ihm hereinfiel. Er legte sein Ohr an diese Oeffnung, und vernahm, daß seine Richter sich darüber nicht vereinigen konnten, wie man die durch diesen Vorfall sie bedrohende Gefahr am besten von sich abwenden solle. Einige stimmten, ohue Bedenken, auf den Tod des Wagehalses; Andre aber waren anderer Meinung. Endlich ließ man ihn vorführen, um ihn genau auszufragen, und alsdann zu richten.

Der Ritter sagte ihnen seinen Stand, den Zweck seiner Reise, die Veranlassung des Ueber-

nachtens in diesem wüsten Schlosse, und gestand auch unaufgefordert, daß und warum ihn der Prediger so dringend gebeten habe, es nicht mit den hier hausenden Geistern aufzunehmen. — „Uebrigens, setzte er hinzu, gebe ich Ihnen meine Herren, wohl zu überlegen, ob Ihnen mein Tod oder mein Leben mehr Gefahr bringen wird. Ich, meiner Seits, glaube das erste. Hier sind meine Gründe: Ich habe königliche Befehle bey mir, an deren Beschleunigung mehr gelegen ist, als an meinem Leben. Sehen Sie hier die Ordre und das aufgedruckte königliche Siegel. Der Geistliche dieses Orts und die Seinigen wissen, daß ich auf diesem Schlosse mein Nachtlager genommen. Nehmen Sie mir das Leben, oder auch nur die Freyheit, so kann es nicht fehlen, ich werde sogleich vermißt werden, und der König, dessen besondere Gnade ich zu besitzen glaube, wird Befehl geben, dieß Schloß bis auf sein geheimstes unterirdisches Gemach zu durchsuchen, und die Zwecke Ihres Hierseyns, sie mögen seyn, welche sie wollen, würden an das Tageslicht kommen. Ich bin Cavalier, allem Ansehen nach sind auch unter Ihnen Personen meines Standes. Diese wissen, was es sagen will, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort darauf gebe, daß ich das Geheimniß dieses Schlosses nie

verrathen will. Sollten Sie aber einen Eid für bindender halten, als mein Ehrenwort, nun auch gut, so schwöre ich.“

Die Richter sahen einander an, keiner wollte den Anfang machen, darauf zu antworten, bis endlich doch wieder ein Mordgeist das Wort nahm, und im festen Tone sagte: „Ich, eines Theils, halte dafür, dieser Mensch will uns insgesammt durch seine beredte Zunge einschläfern, und bey sehenden Augen blind machen. Mein Rath ist, man zaudere nicht lange, und schlage ihn todt.“ — „Ich bin auch der Meinung.“ — „Auch ich.“ —

„Führet ihn ab!“ befahl der Präsident dieses höllischen Tribunals. Die Richter stritten heftig mit einander, doch waren die meisten dafür, dem Obersten nicht nur das Leben zu lassen, sondern ihm auch sogar, auf sein Ehrenwort, die Freyheit wieder zu geben, und ihre Stimmen behielten endlich die Oberhand. Bretlole hörte dieß Endurtheil langer Berathschlagung schon in seinem Gefängnisse. Er war Mensch, und vernahm daher sein Schicksal aus dem Munde des unterirdischen Präsidenten selbst, nicht ohne sichtbare Aeußerungen der innigsten Freude.

Man entließ ihn nun auf das Artigste. Zwey von den Bedienten begleiteten ihn bis in den Gang,

den er im Finstern gemacht hatte, und führten ihn durch eine verborgene Thür bis an die Treppe, wo er dem Gespenste nachzuschleichen angefangen hatte. Der Ritter dankte dem Himmel, daß er mit ganzer Haut davon gekommen war, und lief nach seinem Bedienten, den er schweißtriefend auf seinem Bette antraf. Dieser treue Diener lebte, bey dem Anblicke seines Herrn, wieder auf, und umarmte ihn vor Freuden. Beyde eilten nun aus dieser Mördergrube dem Pfarrhause zu. Der Prediger hatte vor Kummer nicht schlafen können, und wurde ganz entzückt, als er die unerwartete Freude hatte, den Obersten lebendig wieder bey sich zu sehen.

Nach Jahr und Tag befand sich der damalige Oberste und nachherige Geheime Rath Bretiole einmal auf seinen Jütländischen Gütern. Er machte daselbst gerade den Wirth des benachbarten Adels, als unerwartet ein Diener über Tische die Nachricht brachte, vor dem Hofe halte ein Reitknecht, welcher drey Handpferde bey sich habe, und mit dem Herrn Geheimen Rathe selbst zu sprechen verlange. Der Reitknecht händigte ihm ohne Verzug einen Brief ein, mit dem Zusatz, daß ihm einige bekannte Cavaliere dieses Geschenk machten. Er gab dem Bedienten des Geh. Raths zwey ganz auserlesene, kastanienbraune Hengste bey dem Zügel zu halten,

und flog mit den übrigen Pferden wie ein Vogel davon. In dem Briefe an Bretiole, der eine schön geprägte zwanzig Dukaten schwere goldene Münze in sich schloß, hieß es unter andern:

„Die Ihnen bekannte unterirdische Gesellschaft ist aus einander gegangen, und entbindet Sie daher des ihr gegebenen Worts und geleisteten Eides. Sie bewundert Ihre kluge Verschwiegenheit, und möchte Ihnen gern ihre Erkenntlichkeit dafür zu erkennen geben. Einliegende Münze wird Sie ihren Zweck ahnden lassen, und wenn Sie gleich keines ihrer Glieder, weder dem Stande, noch dem Namen nach, kennen: so kann sie sich doch das Vergnügen nicht versagen, Ihnen beykommende zwey Pferde zum Andenken zu übersenden.“

Froh und mit leichterm Herzen erzählte Bretiole nun seinen anwesenden Gästen die ganze Geschichte, und Alle ließen ihrem Wirthe die Gerechtigkeit widerfahren, daß die Mummereyen dieser Münzgeister zu listig ersonnen, und zu täuschend gespielt worden seyn, als daß nicht ein jeder von ihnen, in seiner Lage, im ersten Schrecken ein wirkliches Gespenst zu sehen geglaubt haben würde.

Nachschrift.

Schließend sag' ich den gütigen Menschenfreunden, welche mir aus verschiedenen Gegenden Deutschlands her, Beyträge zur Minderung der Gespenstersurcht und der damit verwandten Thorheiten, mitgetheilt haben, im Nahmen der Menschheit den herzlichsten Dank. Alles Eingesandte konnte ich in diesem zweyten Theile der Gespenster noch nicht benützen; aber es wird künftig geschehen. Da ich wünsche, und mein ernstliches Streben dahin gehet, den folgenden Theilen dieser Schrift unter andern auch durch Neuheit des Inhalts ein immer größeres Interesse zu geben: so ersuche ich auch jetzt wieder alle meine gütigen Leserinnen und Leser, denen etwa noch ungedruckte Gespenstergeschichten mit natürlichen Aufschlüssen bekannt seyn möchten, mir dieselben gefälligst mitzutheilen. Unter der Adresse: An den Feldprediger Wagener zu Rathenow in der Churmark Brandenburg, werden die Beyträge auch dann in meine Hände kommen, wenn Dienstverhältnisse mich von der Friedensgarnison entfernt halten.

Uebrigens bedarf es künftig nie wieder der kleinsten Entschuldigung deshalb, daß man mir „nur flüchtig hingeworfene, oder vielleicht in der Einkleidung, oder in der Schreibart vernachläßigte Skitzen" zusende. Auch sie sind mir willkommen, wenn man nur die Güte hat, mir zu erlauben, den Inhalt der Skitzen auf eine meinem Schriftstellerziele angemeßnere Art vorzutragen. Aber die wesentlichen Theile der mir zugedachten Beyträge, ich meine, die Bestimmung der Zeit, des Landes und des Orts, wo sich die Geschichte ereignete, und die Nahmen der handelnden Personen — bitte ich nie zu vergessen; denn die Gespensterfreunde, über welche die Vorrede dieses Theiles gerechte Klagen führet, erheischen solche Nahmhaftmachungen.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagener, Samuel Christoph,

Die Gespenster kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit

Bd.: 2

(1798)

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941980-6